

DIE
ANDERE FRONT
HELMUT KOPETZKY
EUROPÄISCHE FRAUEN IN KRIEG UND WIDERSTAND
1939-1945



Kleine
Bibliothek

Pahl-
Rugenstein

Die eine Front: Männer, Waffen und Befehle, Angriffe und Niederlagen, Vormärsche, Zurückweichen und Flucht, Auszeichnung und Standgericht, massenhaft Verwundung und Tod. Die andere Front: Frauen, Kinder, Alte in besetzten oder bombardierten Städten; die Wolken der Bomber am Himmel. Brennende Häuser, Trümmerschutt, das Heulen der Luftschuttsirenen.

Von Italien bis Norwegen, von Frankreich bis in die Sowjetunion hallten im 2. Weltkrieg deutsche Kommandos von den Fassaden der Häuser wider, und die Menschen murmelten – Dänisch, Russisch, Serbokroatisch, Italienisch, Französisch – überall die gleiche Ohnmachtsformel: „Sie sind da!“ Doch bald formierte sich Widerstand, lautlos, in kleinen Gruppen. Aus Gruppen wurden Bataillone, Regimenter, Divisionen... Befreiungsarmeen.

In diesem Buch erzählen europäische Frauen, wie sie in der Zeit der deutschen Okkupation lebten und überlebten – Frauen aus allen Schichten. Sie reden von ihren Motiven, Ängsten, Krisen und Leiden; von ihrer Rolle in der Männerwelt des Krieges; von politischen Hoffnungen und Erfolgen und blutigen Enttäuschungen; von ihrer Erwartung, als Frauen im Befreiungskampf ernstgenommen zu werden.

Helmut Kopetzky, geb. 1940. Journalist, Drehbuchautor und Regisseur. Zahlreiche Hörfunkfeatures und Sendereihen; Filmbeiträge in der ZDF-Reihe „Das kleine Fernsehspiel“. Bei uns lieferbar: „In den Tod – Hurra!“, Tatsachenbericht über Lange-marck, 1982; 1983 im ZDF als Film ausgestrahlt.

**Kleine
Bibliothek**

**Pahl-
Rugenstein**

Für Heidrun,
die im Buch
viele Namen hat

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Kopetzky, Helmut:

Die andere Front: europ. Frauen in Krieg u.
Widerstand 1939 bis 1945 / Helmut Kopetzky. –
Köln: Pahl-Rugenstein, 1983. – 229 S.: Ill.

(Kleine Bibliothek; 306)

ISBN 3-7609-0837-3

NE: GT

© 1983 by Pahl-Rugenstein Verlag GmbH, Köln

Alle Rechte vorbehalten

Umschlag: Andreas Tsordanidis

Satz: Dörlemann-Satz, Lemförde

Druck: Plambeck u. Co., Neuss

Fotos: Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstands (S. 175).

Alle übrigen: Helmut Kopetzky, privat.

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

Inhalt

<i>Annäherungen / Notizen</i>	9
An Stelle eines Vorworts	
<i>Die Deutschen kommen</i>	15
<i>Vorgeschichten (I)</i>	27
Dagmar Andreasen, Dänemark	
<i>Alle essen Blumenkohl</i>	32
Oder: Die wahre Bestimmung der Frau – Alltag unter deutscher Besatzung	
<i>Carmen in Kiew</i>	39
Kleiner Exkurs über «deutschen Lebensraum» im Osten	
<i>So beschlossen wir zu kämpfen</i>	43
<i>In Koppeln.. . wie Tiere</i>	47
Deutsche Kriegsteilnehmer über Gefangenenlager in der Sowjetunion	
<i>Schmeisst sie raus!</i>	49
Der Widerstand wächst	
<i>Ich nannte mich Yvonne</i>	57
<i>Mit dem Baby in der Waschküche</i>	64
<i>Vorgeschichten (II)</i>	70
Marcelle Kraemer-Bach, Frankreich	
<i>Propagandistinnen im Bürgerkrieg</i>	75
«Unser Feind ist der Faschismus!»	
<i>Vorgeschichten (III)</i>	82
Drei Jugoslawinnen	

<i>«Ihre Massnahmen sind zu verhindern!»</i>	86
An der Schwelle zum Volkskrieg	
<i>Ärztin im Schienenkrieg</i>	94
<i>« Täler der Freiheit»</i>	99
Die Waldenser	
<i>Jugend. .. Mit leuchtenden Augen</i>	105
<i>Vorgeschichten (IV)</i>	110
Tilly Spiegel – eine Österreicherin in der französischen Résistance	
<i>«Mädel» und «Eingebaute»</i>	114
<i>Tanja</i>	119
Eine Heldin, wie sie im Buch steht	
<i>Die kleinen Frauen und die grossen Chefs</i>	122
<i>Der Schutzengel von Jean Moulin</i>	130
<i>Und die Masse jubelt</i>	135
Von der Anpassung zur Kollaboration	
<i>Zwischen zwei Feuern</i>	142
<i>«Das kam so über uns ...»</i>	149
Kleiner Exkurs über deutsche Frauen im Weltkrieg: Die schweigende, leidende Mehrheit	
<i>Zeit der schönen Utopien</i>	156
<i>«... Allzeit meine Pflicht zu tun ...»</i>	161
Kleiner Exkurs über Kriegserziehung im «Dritten Reich»	
<i>Verbrannte Erde – verbrannte Menschen</i>	165
<i>Rebellen und Insekten</i>	171

« <i>Es waren Blutbäder...</i> ».....	178
Deutsche Soldaten erinnern sich	
<i>Die Glocken von Khatyn</i>	183
« <i>Von weitem sah ich zu, wie sie erschossen wurden</i> » ...	186
<i>Nie mehr die Marseillaise</i>	193
Auf dem Weg ins Lager	
<i>Vorgeschichten (V)</i>	196
Die österreichische Architektin Margerete Schütte-Lihotzky	
<i>Hedy, Gretl, Apollonia</i>	199
Frauen in der Todeszelle	
<i>Die Hölle heisst Ravensbrück</i>	208
<i>Der Friede ist ein blühender Baum</i>	215
« <i>Reinigung</i> »	222
<i>Widerstand unter dem Atomblick?</i>	226

Annäherungen/Notizen

An Stelle eines Vorworts

Partisanenlazarett Petrova Gora, südlich Karlovac in Jugoslawien – ein Nationaldenkmal. Schulkinder betreten still die kleinen dämmrigen Krankenzimmer. Es riecht nach Laub und feuchtem Holz. Die gedämpfte Stimme des Museumsführers erzählt von den tapferen Ärzten und Krankenschwestern, von den 5'000 Verwundeten, die hier behandelt und gerettet wurden oder hier gestorben sind – von vier Jahren Krieg. «Jeder Mann und jede Frau ein Beispiel für die Kraft und Einheit und den Mut des Volkes», sagt er – „für die Einheit Jugoslawiens».

Die Schulkinder singen ein Lied:

Die junge Partisanin
hat den Reigen angeführt. . .
He – jeder soll wissen,
dass die junge Partisanin den Reigen geführt hat!

Die junge Partisanin
hat das Gewehr getragen . . .
He – jeder soll wissen,
dass die junge Partisanin das Gewehr getragen hat!

Die junge Partisanin
hat die Bomben geworfen . . .
He – jeder soll wissen,
dass die junge Partisanin die Bomben geworfen hat!

Anderntags, für 45 Dinar, kaufe ich mir in Zagreb ein buntes Kinderbuch . . . Die junge Partisanin stapft, Gewehr über, durch kniehohen Schnee. Die junge Partisanin, Gewehr über, wadet durch einen Fluss. Die junge Partisanin gibt Verwundeten zu trinken.

Sie marschiert. Sie schießt. Sie schleppt. Sie näht. Sie kocht. Sie tröstet. Sie kann nicht mehr weiter . . . Rafft sich auf. Marschiert. Ringsum heulen die Wölfe. In ihrem blutroten Blut verröcheln graugrüne Nazisoldaten. –

Partisanen . . .

In *meiner* Schulzeit, in der «Nachkriegszeit», war das ein schmutziges, ein blutverklebtes, «böses» Wort.

Partisanenkampf: «Den Gesetzen und Gebräuchen des Krieges widersprechende eigenmächtige Kriegführung . . .» So haben wir's gelernt. Kein Wort von Freiheitskampf.

Frauen, sagte meine Mutter, werden irgendwie hineingezogen; sie tun es aus Liebe, blind.

Sie machen sich schmutzig dabei . . .

«Partisanen» . . . «Freiheitskampf» . . . Immer noch das fremde Gefühl beim Aussprechen dieser Wörter. Ich, ein Kind der Adenauer-Zeit, sage und denke und schreibe etwas Fremdes. Es ist ausserhalb meiner Erfahrungswelt.

Manchmal bin ich ein Kopf-Partisan. Ich denke mir vergangene oder künftige Widerstands-Fälle aus; und wie ich gehandelt hätte; und wie ich handeln würde, wenn . . .

Ich rede sogar darüber. Aber meine Reflexe, diese von klein auf dressierten Untertanenreflexe stehen immer noch vor jeder Uniform stramm.

Es ist schon oft gesagt worden: «Der Deutsche» ist kein citoyen, kein stolzer, selbstbewusst-freier Bürger. Sonst brauchten wir das Fremdwort nicht. Wir haben keine Marseillaise. Als Untertanen – eines Kaisers, eines Führers, einer zum Wahlkampf Schlagwort verkommene «Grundordnung» – fühlen wir uns immer noch am wohlsten.

Erfahrungen aus der Hitlerzeit? Die Restauration der alten Werte, der Anpassung, der Unterordnung, begann mit der «Stunde 0»; mit dem Appell zum Ärmelaufkrempeln. Das Nachdenken über die alte und eine mögliche neue Ordnung wurde, gleichsam aus technischen Gründen (Wiederaufbau), auf irgendwann später verschoben. Der Gedanke einer radikalen geistigen und politischen Neuorientierung – wenn er jemals ernsthaft gedacht worden wäre – erfror im Klima des Kalten Krieges. «Freiheit» lernten wir Schüler damals nur als «westliche Freiheit» kennen. Das Hauptwort stand in Adenauers politischer Grammatik niemals für sich allein.

«Europäische Frauen im Widerstand gegen die Nazi-Okkupation» – warum dieses Thema?

Der weibliche Anteil am Widerstandskampf, könnte ich argumentieren, sei in den meisten Geschichtsbüchern vernachlässigt, ja unterschlagen worden. Also: Nachholbedarf.

Das Bild von den «Flintenweibern», das in vielen Köpfen spukt, müsse endlich durch ein Gegenbild neutralisiert werden.

Auch komme die Macht der Ohnmächtigen am Beispiel der Frauen, die sich im Widerstandskampf von doppelter Unterdrückung befreit haben, besonders zum Ausdruck.

In Zukunft werde weiblicher Widerstand (gegen Zwangsverpflichtung zu «sozialen Diensten» oder zum «Wehrdienst», gegen Raketenbasen und Giftgasdepots) für uns alle überlebenswichtig sein; Widerstand ohne Geschichtsbewusstsein müsse scheitern . . . usw.

Aber – warum «europäische Frauen», warum nicht «deutsche Frauen im Widerstand»?

Weil die Perspektive der Überfallenen, Okkupierten, der «anderen» andere Erkenntnisse verspricht. Durch ihre Augen sehe ich meine/unsere Vergangenheit deutlicher, weil verfremdet, «von aussen» – wie die Erdkugel auf einem Satellitenfoto fremder *und* näher, «deutlicher» wirkt. Also – ein Experiment?

Hier die wahre Vorgeschichte:

1979 Auftrag für ein Rundfunk-Feature «Kriegsbeginn vor 40 Jahren»; dann eine Sendereihe über deutsche Soldaten in zwei Weltkriegen; eine Radiosendung, ein Film, ein Buch über die Jugendregimenter vor Langemarck 1914 («In den Tod – Hurra!», Kleine Bibliothek Nr. 228, Pahl-Rugenstein Verlag); Dokumentarsendungen über Frauen im Zweiten Weltkrieg . . .

Im Auftrag des Senders Freies Berlin, Feature Abteilung, Reisen nach Dänemark, Frankreich, Österreich, Italien, Jugoslawien, in die Sowjetunion. Dort Begegnung mit meinem Thema.

Interviews, Gespräche, Museumsbesuche, Arbeit in Archiven und Bibliotheken. –

Ich bin Journalist – Sammler von Beruf. Wissenschaftliche Systematik ist meine Stärke nicht. Ich lasse mich oft von Zufällen lenken, liebe Zufallsbekanntschaften, freue mich über den Zufallsfund, der andere Funde ergänzt, bestätigt, relativiert.

Ich setze ein Puzzle-Bild aus Menschen, Orten, Zahlen, aus geographischen, technischen, militärischen, politischen (. . .) Details zusammen. Es wird niemals «fertig» sein . . .

Manche Bildausschnitte zeichnen sich deutlich ab (der Alltag, die Rolle der Frauen im Widerstand, Anpassung und Kollaboration, Widerstand als Klassenkampf, das stille und das himmel-schreiende Elend, das Glück des Sieges und die Aura der Erinnerung). Ich sehe Bekanntes und aufregend Neues, Zusammenhänge, Querverbindungen. Und sehr viele Lücken . . ? Aber – warum sollte ich sie alle ausfüllen wollen?

Die meisten Frauen sagen: «Ah – warum gerade ich? Meine Geschichte ist doch gar nicht typisch!»

Die Zeit bringt Klischees hervor – Erinnerung fasst zusammen, sie hat einen Hang zum «Typischen»; auch wenn die Vielfalt das einzig Typische war. Viele, die mitgemacht haben, sind dem Klischeebild von der einheitlichen Front des Widerstandes in Europa mit der Zeit selbst auf den Leim gegangen.

Widerstand im Zweiten Weltkrieg – das war spontane, verzweifelte Notwehr Einzelner *und* im Voraus geplanter Abwehrkampf; zornige Auflehnung *und* politisch überlegtes Handeln; das waren kleine Gruppen von Outlaws, «klassische» Rebellen (wie in manchen Teilen Südfrankreichs) *und* riesige Armeen unter staatlicher Führung (wie in der Sowjetunion); revolutionäre Bewegungen (wie in Jugoslawien) *und* politischstrategische Zweckbündnisse unterschiedlicher gesellschaftlicher Gruppierungen mit dem einzigen, befristeten Zweck: den Agressor zu vertreiben (wie in Dänemark, Frankreich, Italien).²

Widerstand: Frauen und Männer, Kinder, Greise; Proletarier und Intellektuelle und vereinzelt sogar Hautevolee; die Mutigen, die manchmal feige waren; und die Ängstlichen, die zu Helden wurden – oder zu Verrätern.

Aber – der «typische Résistant», die «typische Partisanin» wurden so häufig auf der Leinwand abgebildet, beschrieben, besungen, dass meine Fragen nach dem Alltag der Résistance zunächst Verwunderung auslösen: «Warum gerade ich? Was habe ich schon geleistet (. . . als Frau)?»

Später dann . . .

Die Kartons mit den Erinnerungsstücken, die verstaubten Taschen und Koffer sind durchkramt, die Fotoalben durchblättert. Keine Abwehrhaltung mehr. Die Frauen erzählen ihre Geschichte so intensiv, so ausdauernd, als dürfe kein Wort verlorengehen. Ei-

nige sind lange nicht mehr danach gefragt worden. Von einem Deutschen noch nie.

Eine Österreicherin sagt: «Es ist ja das einzige, was ich für die Sache noch tun kann».

Lässt sich Erfahrung weitergeben, ziehen wir Lehren daraus? «. . . Jene aber sind nicht besser, die rufen: ‚Genug vom Krieg – wir wollen uns betäuben mit Wein, Tanz, Religion, Theater, Liebe, Fröhlichkeit. Wir sind satt vom Tode!‘« schrieb Armin T. Wegner³ nach dem *Ersten Weltkrieg* . . . «In ihrem Schlaf, in ihrer Feigheit, ihrer Gedankenlosigkeit, ihrer Armut werden sie den Frieden immer wieder verraten, wie sie ihn das erste Mal verraten haben.

Wir aber wollen den Krieg singen ohne Ende. Nein, niemals genug vom Kriege! (. . .) Wie die Braut, die den Geliebten, die Gattin, die den Mann geopfert hat, noch mit seinem Schatten das Lager teilt, so sollt ihr mit dem Schatten des Krieges schlafen ... bis das Verbrechen dieses Jahrhunderts getilgt ist, und die Menschen, die in Schuld und Wahnsinn den Erdball bevölkern, erkennen, dass keine Macht mehr ihre Herzen bewegen darf als die Güte . . .»

«Wir sind satt vom Tode» – Ich horche in den Satz hinein. Was wissen wir Nachgeborenen, wir mitteleuropäischen «Nachkriegs»-Kinder vom Tod?

Wieviel mehr wissen unsere Eltern, und trotzdem . . . trotzdem ..

Ich spreche mit Opfern des deutschen Faschismus und Militarismus. Aber das Gefühl der Mit-Schuld ist schwächer geworden; die Demuthaltung eines «Täters im zweiten Glied», die ich vor Jahren noch wie eine Eintrittskarte vorgezeigt hätte, habe ich nach-und-nach abgelegt. Mit kollektiven Schuldbekennnissen, die wenig Überwindung kosteten, wollten uns die Eltern zu Komplizen machen; wir sollten ihren Seelenballast mittragen, ihre Trauer- und Verdrängungsarbeit mitleisten. Sie hatten uns in ihre Welt geboren und diese in Trümmer gelegt, bevor wir etwas begreifen konnten. Aber Komplizen sollten wir sein, Deutsche wie sie.

Ich brauchte 40 Jahre, um den Hintersinn ihrer Kollektiv-

schuld-These zu durchschauen (die Angeklagten, zugleich Richter, sind geständig; sie gestehen sich mildernde Umstände zu; die Strafe wird auf Bewährung ausgesetzt; wenn die Akten erst einmal genügend Staub angesetzt haben, erinnern sich alle nur noch an – Freispruch).

Ich fange an, meine Rolle, meinen Standort neu zu definieren. Ich stelle mich auf die Seite der Opfer. Für die Frauen bin ich nicht der «Sohn eines Faschisten». Sie sagen: «Der Faschismus ist unser Feind!»

Unser Feind! Sie machen mir Mut.

Dieses Buch ist mehr ein Geschichten-, als ein Geschichtsbuch. Es will den männlichen Heldenbildern der Résistance keine weiblichen an die Seite stellen. Es ist eine Sammlung von Momentaufnahmen aus einem Kampf, den niemand allein erzählen könnte; ein Mosaik alltäglicher, oft durchaus trivialer Erinnerungen. «Ich erzähle es, weil es alt ist, das heißt, weil es vergessen werden und als nur für vergangene Zeiten gültig betrachtet werden könnte. Gibt es nicht ungeheuer viele, für die es ganz neu ist?» (Bert Brecht).⁴

Widerstand erscheint hier als Grundhaltung, die in vielen Menschen lebendig werden kann, wenn die Zeit es verlangt. Vielleicht sogar in uns Deutschen von heute.

Anmerkungen

1 Folgende Länder, in denen Widerstand geleistet wurde, habe ich auf diesen Reisen z.B. nicht besucht: Norwegen, Polen, die Tschechoslowakei, die Benelux-Staaten, Griechenland, Bulgarien, Rumänien, Albanien ...

2 Einige Zahlen: Am Widerstandskampf in Europa beteiligten sich 500'000 Franzosen (Sommer 1944), 47'000 Dänen, 462'000 Italiener, 500'000 Jugoslawen (Ende 1944), 350'000 Polen und 1'933'000 Bürger der Sowjetunion. Die Aussagekraft solcher Angaben, hier zitiert nach Heinz Kühnrich («Der Partisanenkrieg in Europa 1939-1945», Dietz-Verlag, Berlin-DDR 1968), ist jedoch sehr relativ, da sie auf Grund verschiedener Zählweisen von Autor zu Autor oft erheblich voneinander abweichen. Vergleiche die Zahlenangaben von A. Werth, Anmerkung 1, Seite 92.

3 Armin T. Wegner, deutscher Schriftsteller (geboren 1886), in einer Broschüre «Der Ankläger», Aufrufe zur Revolution nach dem Ersten Weltkrieg; zitiert nach Jürgen Serke, «Die verbrannten Dichter», Weinheim und Basel, 1979.

4 Dieses Motto stellt Margarete Schütte-Lihotzky – sie war Mitglied einer österreichischen Widerstandsorganisation – ihren «Erinnerungen» voran (siehe Seite 207).

Die Deutschen kommen

Kopenhagen NV, Tagensvej 249. Gegenwart. . .

Ein «Muttchen» kommt an die Tür: rundes, freundliches Gesicht . . . weisse Kittelschürze, Filzpantoffeln . . . schlecht zu Fuss. «Rheuma», sagt sie beim Hineinschlurfen.

Sie plumpst auf's Sofa, neben Villy. Villy ist ihr Mann. Er ist gross und schwer, hat einen Anker tätowiert und Seemannspranken. Er trinkt Flaschenbier.

Eine enge, vollgestellte Wohnung . . . Blumentöpfe, Häkeldecken . . . Und zwei alte Leute, die die Rente aufzehren . . .

Ich bin bei Dagmar Andreasen, ehemalige Fabrikarbeiterin, Arbeiterschauspielerin, kommunistische Schriftstellerin.

Aus ihrem Buch «Fabrikleben»: ¹

«Die Fabrik ist ein Kampfplatz . . . Wenn ich eine Meinung habe, muss ich sie auch ausdrücken . . . Man darf sich nicht alles gefallen lassen ... Es gibt immer einen Anlass, aufzustehen und zu zeigen, wer die eigentliche Macht ist. . .»

Das «Muttchen» hält immer noch 100 politische Reden im Jahr – vor jungen Arbeitern, Studenten, feministisch-radikalen «Rotstrümpfen» ... Sie redet gegen Aufrüstung, «Berufsverbot» (ein deutsches Lehnwort im Neu-Dänischen), Mietwucher, Frauenunterdrückung . . . Und vom Sozialismus, der am Ende siegen wird – «glaubt nur einer alten Frau!»

Dagmar Andreasen: Der Tag, als wir besetzt wurden...?

Wir wohnten damals in Tomby. Ich war verheiratet, ich hatte ein Kind und arbeitete bei einem Gärtner. Das Kind nahm ich zur Arbeit mit. Morgens holte ich beim Bauern Milch, man konnte sie noch an der Stalltür kaufen ... Mein Mann war auf Nachtschicht in der B & B-Werft... Und als ich da 'rüberradle, zum Bauern, kommen eine Menge Flugzeuge ...

Als Mitglied der Kommunistischen Partei waren wir ja irgendwie drauf vorbereitet, aber ich hatte unheimliche Angst. Dann kam Villy nach Hause und erzählte von Schiessereien, und dass die Deutschen uns besetzt hätten.

So begann die Zeit der Trennung. Villy war sehr aktiv in der Partei und Gewerkschaft und überall als Kommunist bekannt. Sogar die

Polizei gab uns damals den Rat, dass wir uns gerichtlich trennen sollten, dass Villy verschwindet... für einige Zeit...

9. April 1940. 4 Uhr 15.

Zwei Divisionen Wehrmacht marschieren in Dänemark ein. Ohne Kriegserklärung, ohne irgendeine Warnung. Am selben Tag wird Norwegen besetzt. Deutschland braucht das schwedische Erz, das in Narvik verladen wird, für die Kriegsrüstung. Und Dänemark liegt auf dem Weg – als Sprungbrett, als Zwischenstation.

Dänemark hat 4 Millionen Einwohner, Deutschland – 70 Millionen. In Hitlers «neuem Europa» gilt das Recht des Stärkeren.

Die dänische Regierung, die im Vorjahr erst mit Hitler einen Freundschaftspakt geschlossen hatte, kapituliert sofort.

Kaum ein Schuss fällt an diesem Morgen.

Schon gegen Mittag flanieren die ersten deutschen Landser auf den Boulevards von Kopenhagen. –

Kate Fleuron, die Tochter einer wohlhabenden belgisch-dänischen Familie, sitzt 1940 in der Redaktion der konservativen Tageszeitung «Nationaltidende». Schon ihr Grossvater war Redakteur bei diesem Blatt gewesen. Ihr gepflegter Schreibtisch – täglich frische Blumen – ist der ideale Arbeitsplatz für eine junge Frau aus gutem Hause, klug und schön, mit Massen ehrgeizig; Autorin einer kleinen, gepflegten, allseits beliebten Kolumne. Sie hat – sie hatte eine Lebensstellung . . .

Kate Fleuron: Einige Tage, bevor es wirklich passierte, wussten wir so gut wie sicher, dass sie kommen würden. Aber – was konnten wir tun? Am 9. April, morgens, wurde ich dann angerufen... Ich hatte die Redaktionsräume erst spät in der Nacht verlassen.

Wir wussten aus Telegrammen, dass die Deutschen durch unser Seegebiet nach Norwegen unterwegs waren. Aber wir wussten nicht, dass deutsche Schiffe geradewegs zur Langelinie fuhren, dem Hafen in der Mitte von Kopenhagen.

Aber zuerst sah ich die Flugmaschinen – sie waren gross und schwer und schwarz und kreisten über der Stadt. Das war mein allererster Eindruck. Und ich dachte: Jetzt sind sie da! Ich zog mich an, sprang in ein Taxi und fuhr zur Zeitung ...

Ich stehe vor dem Panthéon, dem Ruhmestempel. «Den grossen Männern – das dankbare Vaterland» . . .

Riesig ragende Säulen. Trikoloren im Scheinwerferlicht. Das Pariser Gendarmerie-Orchester spielt die «Marche Lorraine». Uniformen, Kesselpauken und Trompeten. Ein Historien Gemälde in Stein und Messing und blau-weiss-rot. –

Frankreichs Widerstandskämpfer feiern das Ende des Zweiten Weltkriegs.

Zum 37. Mal.

Die kleine Frau im Regenmantel steht etwas abseits . . . dort, wo die Scheinwerfer nicht mehr hinreichen: Zette Gommès, 60 Jahre alt. Französin mit polnisch-jüdischen Eltern. 12 Monate Résistance. 24 Monate Frauenkonzentrationslager Ravensbrück.

Als die Deutschen kamen, 1940, war sie 16 Jahre – noch ein Schulmädchen. Vater hatte eine kleine Werkstatt, er war Schuhmacher. Er nähte Lederschäfte für die grossen Schuhfabriken – schlecht bezahlte, eintönige Arbeit. . .

Zette Gommès: Mein Vater war sehr für den Marxismus, für den Sozialismus... Er war tief antireligiös. Religion, sagte er immer, hindert die Menschen daran, die wahren Verhältnisse zu erkennen; sie über-tüncht. Und ich muss sagen – sie hat mir nicht besonders gefehlt.

Es war ein warmherziges, fröhliches, offenes Elternhaus, in dem ich aufwuchs. Ich kann mich nicht erinnern, dass ich je mit Vater und Mutter allein am Tisch sass. Immer kam zufällig jemand vorbei – Emigranten wie meine Eltern.² Sie kamen einfach, und Mutter verdünnte die Suppe noch ein wenig mit Wasser, und sie sassen und diskutierten. Es ging immer um Politik.

Mein Vater hatte viele Bücher. Als die Deutschen näherrückten, trugen wir alle Bücher zusammen – beim Küchenofen. Das war ein Augenblick der grössten Auflehnung ... Alles sträubte sich in mir, als ich die Bücher verbrennen musste.

Ich habe geweint.

Ich wollte sie nicht verbrennen.

Ich dachte: Das darf er nicht tun! Er darf jetzt nicht schwach werden!

Aber – es wurde verbrannt... verbrannt... verbrannt... Die revolutionären Lieder aus Spanien, alle engagierten Bücher, alles ...

Mein Vater ahnte, was uns bevorstand.

... Und plötzlich entsteht ein Gefühl von – Nationalismus. Ob-

wohl man doch anders erzogen wurde ... zum Sozialismus, zum Internationalismus! Dagegen kommt man nicht an. Das ist ein spontanes Gefühl: Sie haben dein Land besetzt!

Ich fühlte durch-und-durch französisch ...

Der sechswöchige «Blitzkrieg» gegen Frankreich begann am 10. Mai 1940, 5 Uhr 35, mit dem Überfall auf die neutralen Länder Holland, Belgien und Luxemburg.

Rotterdam kapituliert – in Schutt und Asche gebombt – am 14. Mai; am 17. Mai fällt Brüssel, am 4. Juni Dünkirchen, am 11. Juni Reims . . .

Zette Gomme: Dann begann die Flucht. Paris floh vor den Deutschen – ich schätze, es waren zwei Drittel der Pariser Bevölkerung? Ein tragisch-grotesker Exodus!

Alles wimmelte durcheinander, tausende Menschen – zu Fuss mit Koffern, mit Paketen ... Autos, Leiterwagen ... Militär, manche noch bewaffnet... Es war eine Panik! (Später, als alles längst vorbei war, wurden in Zeitungsannoncen verlorengegangene Hunde, Kinder, Fahrzeuge gesucht...)

Ich kann mich erinnern: Wir waren auf einem Lastwagen, mit vielen anderen Leuten und vielen Paketen. Und ganz hinten hockte ein kleines Mädchen, zwei... drei Jahre alt. Deutsche Flugzeuge rasten im Tiefflug die Strasse entlang und fingen an, auf die Flüchtlinge zu schiessen. Wir sprangen vom Wagen herunter – ich hatte grosse Angst, meine Eltern zu verlieren – und alle stürzten in den Strassen-graben. Nur das kleine Mädchen sass noch oben. Meine Mutter sprang hin und riss es an sich ... Die Flucht ging quer durch Frankreich fast bis Montpellier. Dort kamen wir bei Bauern unter ...

Am 14. Juni 1940 ziehen deutsche Soldaten kampflös in die «offene Stadt» Paris ein.⁴ Infanteristen der 18. deutschen Armee marschieren müde, doch in bester Marschordnung am Arc de Triomphe vorüber. Die Trikolore auf dem Eiffelturm wird eingeholt. Radio Paris meldet sich mit dem «Horst-Wessel-Lied» . . .

Madame Adelbert hat einen kleinen Papier- und Schreibwarenladen in Privas, Département Ardèche, Südfrankreich.

Über dem Eingang eine Gedenktafel:

«Die Ehemaligen des Aktiven Widerstandes dem Patrioten und Märtyrer Auguste Adelbert, für die Befreiung von deutschen Kugeln getötet in Vivier 13. 4. 1944».

5. Dezember 1942.⁵ René Adelbert steht auf dem Marktplatz vor ihrem Haus in der Sonne – ein herrlicher Tag . . . Und aus dem Rhonetal, auf der kurvenreichen, engen, steilen Strasse nähern sich die deutschen Militärkolonnen.

Das Unheil kommt in Lärm und Staubwolken gehüllt. Viele hoffen, dass es nur vorüberzieht wie ein Gewitter.

Dann die Einsicht in das Unabänderliche.

Man blickt aus dem Fenster: Soldaten, überall.

Sie marschieren auf und ab, mit Hunden, mit Gewehren . . .

René Adelbert: Als ich sie auf der Strasse defilieren sah, bin ich reingegangen, hab die Tür zugemacht und geheult: ‚Nun sind sie da! Nun sind sie wirklich da!‘

Der erste Eindruck? Sie waren durchaus korrekt. Sie waren höflich – wie das Sprichwort sagt: zu höflich, um ehrlich zu sein ...

Und vor allem – sie waren Deutsche!

Wir wollten sie nicht hier!

Am 25. März 1941 tritt die Jugoslawische Regierung dem Dreimächte-Pakt Italien-Japan-Deutschland bei. Noch während Ministerpräsident Kvetkovic und Aussenminister Cincar-Markovic in Wien die Unterzeichnung feierlich begiessen, revoltiert in Belgrad der Luftwaffengeneral Simovic und erklärt den Beitritt für ungültig. Die Sowjetregierung schliesst mit Simovic einen Freundschafts- und Beistandsvertrag.

Auf den Strassen Belgrads demonstrieren die Massen gegen Hitler. Am 6. April 1941 beginnt der deutsche Balkan-Feldzug. Am 11. April erklärt der «Führer» der katholischen, rechtsradikalen «Ustascha»-Bewegung, Dr. Ante Pavelic, den kroatischen Teilstaat für unabhängig. Er bittet um den «Schutz» der deutschen Wehrmacht.

Am 18. April 1941, 12 Uhr mittags, kapituliert Jugoslawien. –

Eine Hochhaussiedlung am Rand der kroatischen Metropole Zagreb. Gegenwart. Im zentralen Altersheim treffe ich die pensionierte Lehrerin Milke Orlic. . . Wir sitzen im Aufenthaltsraum,

unter der gerahmten Fotografie eines kantigen, bäuerlich-schweren Mannsbilds in den Vierzigern. Romantisch verhangener Blick. Der Kragen des Soldatenmantels ist hochgeschlagen. Keine Orden, keine Rangabzeichen.

Das Bild wirkt familiär. Dieser Tito ist ein grosser Bruder, ein Nachbar (nicht der Marschall in der weissen Operettenuniform). So volksnah will ihn das Volk im Gedächtnis behalten; so leuchtet sein Name von den Felswänden, aus den Schaufenstern: Drug Tito – Genosse Tito, Kumpel, Kamerad . . .

An den Wänden eine Ausstellung mit Kinderzeichnungen: Partisanen . . . unterwegs, im Kampf, im Lazarett und bei der glücklichen Heimkehr. Die Partisanenmutter, das Gewehr noch geschultert, drückt ein Mädchen an ihre Brust, ein kleiner Junge schwenkt begeistert sein Holzgewehr.

Sieg!



Kinderzeichnung (Jugoslawien)

Milka Orlié: Ich hab' vor den Besetzern ausgespuckt. Ich war so wütend und hilflos. Das erste Motorrad hätte ich am liebsten angesprungen. Aber was hilft das schon!

Die Faschisten nahmen einfach unser Haus. Für die ganze Familie blieb eine winzige Kammer übrig. Die Sommerküche wurde Stall, in die Wohnung kamen die Soldaten.

Ein Unteroffizier war Zuckerbäcker von Beruf. Er nahm unser Mehl, die Marmelade – unseren kleinen Kriegsvorrat – und machte für die ganze Mannschaft Palatschinken.

Mein Sohn war erst drei Jahre alt.

Als der Zuckerbäcker mit den Palatschinken an uns vorüberging, sagte er «Dankeschön!» Und mein kleiner hungriger Junge sagte: «Mamma – ich hätte auch gern Dankeschön ...!»

Ich musste mich sehr zusammenreissen!

Wir hatten die Heimat verloren. Wir hatten ein Gefühl, als sei das nicht mehr unser eigener Boden, auf dem wir gingen. Wir fühlten uns so – leer.

Ich hätte mich wahrscheinlich umgebracht – ohne unsere Bewegung, ohne den Rückhalt der Partei.

Kiew. Ein Tag im Februar. Gegenwart. . .

Vor dem Grab des unbekanntem Soldaten brennt eine ewige Flamme. Schüler in Uniform, mit Gewehr, stehen Wache oder schreiten langsam militärisch auf und ab.

An den Hängen des Ruhmeshügels rodeln Kinder lachend, jauchzend in die Tiefe. Kolossale 65 Meter hoch ragt «Mutter Heimat» mit dem Schwert und glänzt. . .

«Steh auf, steh auf, du Riesenland!

Heraus zur grossen Schlacht!

Den Nazihorden Widerstand!

Tod der Faschistenmacht!

Es breche über sie der Zorn

Wie finstre Flut herein.

Das soll der Krieg des Volkes,

Der Krieg der Menschheit sein . . .»

– Ein Lied aus den ersten Kriegstagen. Unablässig dröhnt es aus den Lautsprechern vor dem Museum des Grossen Vaterländischen Krieges.

«Steh auf, steh auf... du Riesenland . . .!»

Auf dem Dnjepr treiben Eisschollen. Metro-Züge rollen über weitgespannte Brücken in die neuen Stadtteile. Die Grossstadt brummt und dampft und hupt und hämmert. . .

Pioniere, Schulklassen . . . Bäuerinnen mit Kopftüchern . . . Kriegsveteranen mit Orden . . . Funktionäre mit Aktentaschen . . . Soldaten – ein endloser Zug durch die riesigen Marmorsäle des Kriegsmuseums.

Immer wieder klingt vom Tonband die tiefe, ruhige, allen bekannte Stimme des Rundfunksprechers:

«Achtung! Hier spricht Moskau! Wir senden eine wichtige Botschaft. Bürger und Bürgerinnen der Sowjetunion! Heute morgen um 4 Uhr haben ohne jede Kriegserklärung deutsche bewaffnete Kräfte die Grenze der Sowjetunion überschritten. Damit begann der Grosse Vaterländische Krieg des sowjetischen Volkes gegen die deutschen, faschistischen Aggressoren. Wir sind im Recht, der Feind wird geschlagen werden, der Sieg wird auf unserer Seite sein . . .»

22. Juni 1941. 153 Wehrmachtsdivisionen überrennen die sowjetische Westgrenze: viereinhalb Millionen Männer, 42'000 Geschütze und Granatwerfer, 4'300 Panzer. 5'000 Maschinen der Luftwaffe bereiten den Bodentruppen den Weg, dringen hunderte Kilometer weit in den russischen Luftraum vor.

Schon nach fünf Kriegstagen ist Minsk, die Hauptstadt der weiss(bjelo-)russischen Sowjetrepublik, erreicht.

Am 19. September fällt Kiew, die ukrainische; Metropole am Westufer des Dnjepr.

E. Ilina aus Wotkinsk an der Kama, udmurtische Sowjetrepublik: Der erste Kriegstag war sonnig und warm. In unserem Bezirk im Nordosten Russlands, 1900 Kilometer von der sowjetischen Westgrenze entfernt, begann schon der Sommer ...

Wir lebten in einer schweren Zeit. Wir waren arm und oft hungrig. Aber an so einem Tag fühlten sich alle wohl. Oder war es nur die Sorglosigkeit einer 14-Jährigen ...?

Und dann die Kriegsnachricht.

Heute kommt es mir vor, als habe die Sonne plötzlich zu scheinen aufgehört, als sei es mit einem Schlag kälter geworden; der Himmel düster...

Jadwiga Sawizkaja, damals Setzerin in der Druckerei

«Stalin» in Minsk: Das war natürlich eine schreckliche Aufregung, als die Deutschen Minsk aus der Luft angriffen. Niemand hat das zuerst geglaubt. Wir dachten, das ist irgend so eine Übung ... Wir konnten einfach nicht glauben, dass Hitler ein Land überfällt, mit dem er gerade einen Vertrag geschlossen hat. Und Verträge bedeuteten uns viel – in unserer kurzen Sowjetgeschichte! Als es dann anfang zu brennen – als Minsk zu brennen anfang und die Bomben schon fast auf unser Redaktionsgebäude fielen – da wussten wir, dass wirklich Krieg war!

Galina Finskaja, Lehrerstochter aus Minsk: Der Krieg überraschte mich in Borissow. Ich war für ein paar Tage zu meinem Mann gefahren; er hatte dort eine Stelle als angehender Jurist.

Und dann kommt die Meldung durchs Radio ... Ich rief ihn im Büro an: Komm' schnell nach Hause, eil' dich, es ist Krieg! Er lachte: Was für ein Krieg denn? –

Nachts kamen wir nach Minsk zurück. Auf den Strassen eine schlimme Panik ... Und dann die Toten. Ich kann seitdem keine Toten mehr sehen ...

Unser ganzes schönes Minsk war zerstört. Man konnte vom einen Ende der Stadt zum anderen sehen. Kaum ein Stein war noch auf dem anderen. –

Mein Mann wurde gleich am zweiten Kriegstag eingezogen. Wir hatten nicht mal Zeit, uns richtig zu verabschieden. Lange hörten wir dann nichts mehr voneinander. Ich blieb mit Mutter und Vater und meinem Sohn zusammen ...

Die Apothekenhelferin Vera Gawrilenko, Minsk, hatte Nachtdienst, als die ersten Flugzeuge kamen: Die erste Bombe fiel gerade in das Haus gegenüber. Es gab gleich Tote und Verwundete. Ich war kaum fähig, Erste Hilfe zu leisten – so zitterten mir die Hände.

Als die Flugzeuge verschwanden – bis zum nächsten Angriff –, rannte ich nach Hause. Dort sassen alle schluchzend und händeringend: Was sollen wir tun? Was wird nun aus uns?

Um 5 kam meine ältere Schwester aus dem Entbindungsheim. Sie hatte gerade erst ein Kind geboren, der Junge war drei Tage alt. Sie kam, mit dem Kind auf dem Arm, und wir machten uns auf die Flucht. An diesem Tag gingen wir 40 Kilometer. Das Dorf, das wir schliesslich erreichten, war voll mit Flüchtlingen. Alle wollten sich nach Moskau durchschlagen.

Abends dann ein deutscher Vorstoss ...

Das Dorf lag mitten im Wald. Von der einen Seite schossen die Deutschen, von der anderen Seite unsere Soldaten.

Das Dorf fing gleich zu brennen an.

Alle rannten, krochen durcheinander. Meine Mutter hatte den Säugling auf eine Bank gelegt, mit Kissen um ihn herum. Mit ihm wegzukriechen war unmöglich.

Als das Dorf niedergebrannt war und der Beschuss allmählich aufhörte und unsere Truppen zurückkehrten, gingen wir nachsehen. Das Kind war von Salven durchlöchert. Eine Patrone steckte noch in seinem Kopfkissen. Die Federn lagen überall verstreut...

E. Ilina: Am zweiten oder dritten Kriegstag wurden die Massen mobilisiert. Die Stadt wimmelte von Bauern aus der ganzen Gegend. Sie kamen geritten und gefahren. Sie kamen mit ihren Eltern, Schwestern, Frauen, Bräuten... Überall standen Fuhrwerke.

Auf den Fuhrwerken sassen Bauern. Und alle – alle haben geweint... Ein riesiger Schmerz, ein Heulen war in der Stadt! Nicht nur Frauen heulten – auch die alten Männer, auch Soldaten... Aber alle kamen freiwillig. Alle vertrauten auf Stalin, Budjonnij, auf Woroschilow und auf die Rote Armee.

Mein Bruder war 17 Jahre alt... Pawel. Er war gerade mit der Schule fertig. Er war gross und schön. Ich war stolz, wenn ich mit ihm durch die Strassen gehen durfte. Stolz standen wir am Bahnhof, als er abfuhr – und heulten ...

Galina Pipchouk – sie war damals 12 Jahre alt – weiss noch, wie der Krieg ihrer Heimatstadt Krasnodar im Kaukasus immer näher kam: Ich erinnere mich gut-

es war früh am Morgen, noch dunkel... Da höre ich draussen Geschrei, Rennen, Füssetrampeln. Und Weinen. Es klopft ans Fenster, an die Tür ... Ich war klein, ich verstand nichts.

Ich rannte runter.

Es war Krieg.

Aber was war das – «Krieg»? Warum weinten alle? Warum umarmten sie einander? Diese traurigen Gesichter... Die verheulten Augen...

Sie drückten die Kinder fest an sich und starrten zum Himmel, so als warteten sie auf etwas.

Und als mir andere Kinder entgegenrannten und riefen: «Krieg! Krieg!» – war das wie ein Spiel...

... Ich musste um Brot anstehen. Es war eine sehr lange Schlange, sie reichte um die Hausecke herum ... Und plötzlich reissen alle die Köpfe nach oben, und diese schwarzen Vögel heulen heran.

Ich rannte los.

Aber – wo sollte man sich verstecken? Obwohl ich noch ein Kind war – und es ist lange her – sehe ich das Bild noch immer genau vor mir: die Menschen, die sich gegen die Mauern pressen; die den Atem anhalten; die kleinen schwarzen, birnenförmigen Punkte, die sich von den Flugzeugen lösen ...

Und alle riefen: Bomben! Sie bombardieren unsere Stadt! Eine Bombe schlug ganz in der Nähe ein ... Der Tod stand allen im Gesicht geschrieben. Mir wurde unheimlich, und das unheimliche Gefühl ... blieb.

Ich bekam Angst, über die Strasse zu gehen. Vor jedem fremden Geräusch ging ich gleich in Deckung ...

Wir Kinder hatten uns in der Schule versammelt – 20, 25 Kinder. Im Kolchosgarten sollten wir Äpfel pflücken – Äpfel für die Soldaten an der Front. Da stand schon ein Lastauto, das uns hinbringen sollte. Aber im letzten Augenblick – ich wollte ... ich konnte einfach nicht mitfahren. Ich hatte so ein seltsames Gefühl. Sie fuhren also ohne mich, alle meine Freunde ... Eine Bombe aus einem deutschen Flugzeug fiel – vielleicht zufällig, vielleicht gezielt – in den Kolchosgarten. Und alle Kinder waren tot.

Alle.

Da waren nur noch Kleiderreste, Körperteile ... eine Hand, ein Stückchen Bein ...

Und als ich meine beste Freundin sehen wollte – wir hatten uns ja gerade erst verabschiedet, zwei... drei Stunden vorher –, da gab es sie nicht mehr.

Es gab nur die Schreie der Eltern. Und alle sagten: Sieh mal – da steht ja die Freundin. Sie lebt. Warum ist mein Kind mitgegangen? Warum dieser verfluchte Krieg?

Warum stirbt so ein kleines Mädchen?! –

Nach einiger Zeit fingen wir an, mit Bombensplittern zu spielen ... Wir haben Teile gefunden, die waren noch glühend. Überall, wo Bomben gefallen waren, sind wir gleich hingerannt und haben die glühenden Stücke gesucht und haben sie bestaunt. Es waren solche Metallbrocken; die eine Seite war glänzend und die andere grau und rauh wie Erde.

Sie haben sich schnell abgekühlt...

Als die deutschen Bodentruppen näherrückten, leerte sich die Stadt... Zuerst wurden die Fabrikhelegschaften evakuiert. Mein Vater war bei der Eisenbahn; wir sollten später an die Reihe kommen ...

Ich sah Menschen durch die leeren Geschäfte, die verlassenen Fabriken und Theater gehen. Und alles, was sie tragen konnten, nahmen sie an sich und versteckten es in ihren Häusern vor den Deutschen.

Sogar die Butter holte man aus den Molkereien, grosse Ballonflaschen mit Saft aus den Saftfabriken; die Ferkel führten sie an Stricken – lebend – aus dem Fleischkombinat heraus ...

Und eines Morgens – es hatte keinen Kampf gegeben, die Unseren zogen sich damals noch zurück – sah ich «sie» auf den Strassen – solche schweren, lauten Männer mit beschlagenen Stiefeln. Nur das Rasseln ihrer Waffen und das Klappern ihrer Stiefel war zu hören. Hier stellten sie eine Kanone auf, dort ein Maschinengewehr. Zwei Soldaten wurden bei uns einquartiert. Wir hatten nur noch ein Zimmer für uns alle. Sie taten anfangs, als bemerkten sie uns gar nicht. Sie holten Essen in ihren Essgeschirren, und als sie es zur Hälfte aufgegessen hatten, stellten sie es vor uns auf den Tisch. Oh, es roch so gut! Aber wir hatten Angst, dass sie uns vergiften könnten, und keiner hat das Essen angerührt.

Und dabei hatten sie blaue Augen und sahen so – menschlich aus, als könnten sie keiner Fliege etwas zu leide tun ...

Anmerkungen

1 Dagmar Andreasen: «Fabrikleben», Frankfurt a. M. 1979

2 Am Vorabend des Zweiten Weltkriegs lebten in Frankreich ungefähr 3 Millionen Emigranten, darunter 400'000 Polen.

3 Insgesamt 10 Millionen Franzosen und eineinhalb Millionen Belgier waren damals auf der Flucht.

4 Am 22. Juni 1940 wurde im Wald von Compiègne der Waffenstillstand unterzeichnet. Der «Blitzkrieg» hatte – was leicht übergangen wird – rund 45'000 deutschen Landsern das Leben gekostet. 111'000 wurden verwundet.

5 Im November 1942 marschierten deutsche Truppen auch in die zunächst unbesetzte Südhälfte Frankreichs ein.

Vorgeschichten (I)

Dagmar Andreassen, Dänemark

Ich wurde 1910 als Dagmar Davidson in Preetz, Schleswig-Holstein, geboren. Mein dänischer Vater, Schlosser von Beruf, war als Geselle nach Deutschland gegangen und hatte dort geheiratet. Er war ein guter Handwerker, aber weil er es ablehnte, freiwillig Wehrdienst zu leisten – er hatte keinen deutschen Bürgerbrief und wollte auch sonst kein Kanonenfutter sein –, hassten ihn unsere Nachbarn aus ganzem Herzen.

An meine leibliche Mutter habe ich keine Erinnerungen, sie starb kurz nach meiner Geburt.

Meine Stiefmutter war eine sehr schöne deutsche Zollbeamten-tochter. Sie hatte einige Zeit als Gouvernante in Odessa gearbeitet und erzählte uns Kindern, was sich die russische Oberschicht den einfachen Leuten gegenüber herausnahm.

Im Hungerjahr 1917 gingen wir nach Dänemark. Ich sehe noch den Mann auf der Fähre vor mir, der uns ein Stück Schokolade gab. Wir hatten vergessen, wie Schokolade überhaupt schmeckt, und während der ganzen Überfahrt sind wir wie junge Hunde hinter diesem Unbekannten hergelaufen und haben ihn angestaunt. Wir waren halb verhungert. Es gab nur Steckrüben und Miesmuscheln, immer abwechselnd, und beides hing uns längst zum Hals 'raus.

In der Schule hatte ich's nicht leicht. In Deutschland waren wir verhasst gewesen, weil wir Dänen waren; jetzt umgekehrt. Ich konnte ja kein Wort Dänisch.

Mit 14 wurde ich Dienstmädchen, wie das so üblich war. Damals wohnten wir in einer Gartenlaube und waren sehr arm. Ich musste mich mit 14 selbst ernähren!

Das politische Bewusstsein kam erst Anfang der 30er Jahre. Mein älterer Bruder interessierte sich für den Kommunismus, er ging in Versammlungen – denn er war arbeitslos und mit den Verhältnissen in Dänemark tief unzufrieden.

Heinrich war ein heller Kopf, und ich gab viel auf sein Urteil. Mit der kommunistischen Partei kam ich wohl zum erstenmal in



Dagmar Andreassen 1931 als junge Arbeiterin (links oben) und 1977 als «Die Mutter» (rechts oben); unten: Dagmar und Villy Andreassen heute

Valby in Berührung – ein Kommunistentreffen mit Tanz. Ich tanzte damals sehr gern, deshalb bin ich hingegangen.

Ich hab' mich hingesezt und gehäkelt und gewartet, was passiert.

Es waren Laienschauspieler – eine Agitationsgruppe. Die Leute sahen mich da 'rumsitzen und sagten: Wenn Du schon gratis tanzst, dann mußt Du auch was tun ...!

So kam ich zum «Revolutionären Theater».

Bei den linken Arbeitern und Intellektuellen, die kleine grelle Stücke vom Klassenkampf aufführten, entdeckte ich so nach-und-nach meine schauspielerische Ader.

Schon 1935, in der Inszenierung von Ruth Berlau und Bertolt Brecht, der aus Deutschland emigrieren musste, spielte ich die Hauptrolle in Brechts Revolutionsstück «Die Mutter».

Brecht achtete sehr darauf, dass wir auch auf der Bühne die Arbeitersprache beibehielten; vor Leuten spricht man gern etwas «vornehmer» ..?

Unser Ensemble bestand zum Teil aus Seeleuten, die dauernd wechselten. So lernte ich auch Villy, meinen späteren Mann, kennen ... Er hat einen der Vertrauensleute gespielt..² Bald darauf haben wir unsere Lumpen zusammengeschmissen, ohne Trauschein. Bürgerliche Leute nannten das eine «Probeheirat». Wir waren recht locker, damals ...

Das Leben war schön – aber schwer. Tagsüber scheuerte ich Treppen auf Bahnhöfen. Als «Aufrührerin», die Plakate anklebte und die kommunistische Tageszeitung «Land og Folk» verkaufte, fand ich keine Fabrikarbeit mehr.

Heinrich schrieb für das «Arbeiterblatt»; Peter, mein jüngerer Bruder, war Mitglied im kommunistischen Jugendverband.

Abends spielte ich Theater... Die «rote Ruth» (Berlau) hielt uns mit Kaffee und Stullen bei der Stange. –

«Die Mutter» von Brecht – das war genau die Entwicklungsgeschichte meiner eigenen Mutter ...

Pelagea Wlassowa, Witwe eines Arbeiters und Mutter eines Arbeiters:

«Ungern sehe ich meinen Sohn Pawel in der Gesellschaft dieser Leute ... Sie hetzen ihn auf und ziehen ihn noch in irgendetwas hinein. Solchen Leuten setze ich keinen Tee vor . . .»

«Dadurch wird er nur noch seinen Arbeitsplatz verlieren . . .!»

«Ja, ich sehe, dass Pawel einen schlimmen Weg geht. . . .»

Immer öfter suchten sie bei meiner Mutter Unterschlupf, wenn sie auf der Flucht vor der dänischen Polizei waren. Sie versteckten ihre Flugblätter und Farbtöpfe bei ihr. Ja, was soll denn da mein armes Muttchen tun?

Pelagea Wlassowa: «Bitte, wie schreibt man eigentlich ‚Ausbeutung‘?»

Dann hat sie in der sehr kleinen Wohnung – sie hatte nur ein Zimmer – Spanienarbeit gemacht. Sie ging in den Arbeitervierteln herum und hat Kleidung gesammelt, hat sie gereinigt und umgeändert und hat sie nach Spanien geschickt.

Auch Peter meldete sich zu den «Interbrigaden», zum Kampf gegen den Putschisten Franco. Er war 21.

Teresa Carrar, eine Fischerfrau:

«Ich bin dagegen, dass Blut vergossen wird . . .!»

«Wir sind arme Leute, und arme Leute können nicht Krieg führen . . .»

«Wir müssen leben . . .»

«Wir sind unglücklich genug . . .»

Ich war auch die Frau Carrar – die erste auf einer dänischen Bühne. – Das Spanienstück «Die Gewehre der Frau Carrar» von Bertolt Brecht spielt im April 1937, im ersten Jahr des Bürgerkriegs. Teresa Carrar will ihren Sohn vom Schiessen fernhalten und verweigert ihm die Gewehre ihres gefallenen Mannes. Der 15jährige José wird von Franco-Faschisten ermordet. – Peter fiel vor Madrid.

Er war Mutters Nesthäkchen ... Kurz nachdem meine Mutter von seinem Tod erfahren hatte, marschierten Jungkommunisten in einem Demonstrationszug vor ihr Haus. Peter war als erster dänischer Spanienkämpfer gefallen. Und da hat sie als 56jährige ihre erste Rede gehalten; und sie hat es gut gemacht!

Bald fing sie an, die Mütter anderer Spanienkämpfer zu besuchen, ihnen Mut zu machen.

So war sie!

Frau Carrar: «Nehmt die Gewehre heraus! Mach dich fertig, José . . .!»

Pelagea Wlassowa: «Gebt die Flugblätter her, ich, nicht Pawel werde gehen und sie in die Fabrik bringen . . .!»

«Gib die Fahne her, Smilgin, gib sie her! Ich werde sie schon tragen. Das wird alles noch anders werden . . .!»

Anmerkungen

1 Für das «Revolutionäre Theater» schrieb Brecht damals in Gedichtform seine «Rede an die dänischen Arbeiterschau­spieler über die Kunst der Beobachtung».

2 Villy Andreassen war – ab 1944 – 21 Jahre lang Sekretär der dänischen Werftarbeiter-Gewerkschaft. Als Funktionär der dänischen KP setzte er sich für die Anerkennung der DDR ein; er war Mitbegründer der Ostseewoche.

Alle essen Blumenkohl

Oder: Die wahre Bestimmung der Frau
Alltag unter deutscher Besatzung

Zette Gommes: Es war wohl kurz nach dem Waffenstillstand am 22. Juni 1940, da hörten wir im Radio den Marschall Pétain:¹ Der Kampf ist zu Ende, alle sollen nach Hause zurückkehren ...

Das Leben in Paris war irgendwie ... verlangsamt, aber wir lebten sehr intensiv. Abends durfte man ja nicht mehr ausgehen. Vor der Sperrstunde kamen immer noch viele Freunde vorbei und brachten uns Zeitungen – manche waren mit der Schreibmaschine geschrieben – und Flugblätter. Man sammelte Geld für alle möglichen Zwecke ...

Auf den Strassen, in der Metro wimmelte es von Deutschen. Kein grosses Hotel, das sie nicht belegt hatten... Vor den Kinos und Theatern, auf den Plätzen wehten ihre Fahnen mit dem Hakenkreuz. Überall Posten mit Stahlhelmen. Und Plakate mit deutschen Soldaten, die französische Kinder im Arm hielten, freundlich und nett.

Nachts, in der menschenleeren Stadt, hörten wir sie marschieren. Sie sangen ihr «Halli-Hallo», und wir spürten grosse Wut in uns ... und fühlten uns hilflos. Es waren so viele! –

Dann verlangten die Deutschen, dass alle Juden einen gelben Stern trugen. Der Umstand, dass ich in einer jüdischen Familie aufwuchs, in einem jiddischen Milieu, hatte für mich nie eine besondere Rolle gespielt. Im Lyceum, das ich besuchte, war man sehr französisch. Die Schule stand in der Nähe des Invalidendoms, meine Mitschülerinnen kamen durchweg aus bourgeoisen, katholischen, national gesinnten Familien – aus Neuilly oder aus dem 16. Arrondissement. Doch obwohl ich aus ganz anderen Verhältnissen stammte, hatte ich das sichere Gefühl, dazu zu gehören – Französin zu sein.

Der «Judenstern», der auf den Polizeirevieren verkauft wird, kostet einen Punkt der Textilkarte. Er wird auf die Kleidung genäht.²

Für Juden beginnt die tägliche Ausgangssperre schon um drei Uhr nachmittags.

Juden dürfen nur noch den letzten Waggon der Metro benutzen. Für Juden gesperrt: Öffentliche Parkanlagen, Kinos, Theater, Museen, Turnhallen, Telefonzellen. Der Besitz privater Telefonanschlüsse ist verboten.

So entsteht ein Ghetto ohne Mauern, mitten in Paris.

Zette Gomme. Als ich zum erstenmal ins Lyceum ging, mit meinem gelben Stern – das war ein schrecklicher Augenblick. Kinder wollen nicht anders als andere sein ... Ich wusste nicht, wie die Kameraden reagieren würden ... Viele taten einfach so, als bemerkten sie nichts. Und manche haben mich sogar umarmt... geküsst... Nein – ich spürte keinen Antisemitismus. Niemand hat mir damals wehgetan.

Reneé Adelbert: ... Und dann fingen die Einschränkungen an. Ich kann Ihnen die Dokumente zeigen – die Lebensmittelkarten, die Reglements ... – Kleine dämliche Schikanen – zum Beispiel: Wenn ein Waggon mit Blumenkohl ankam, musste die ganze Stadt Blumenkohl essen.

Sie wollten uns beleidigen, erniedrigen – indem wir alle dasselbe frassen, wie Schafe.

Oder die Geschichte auf dem Bürgermeisteramt. Ich wollte Schuhmarken holen, für meinen Sohn. Er hatte sehr grosse Füße. Da sagte der Beamte: Tut mir leid – aber für sein Alter gibt es nur Schuhgrösse 38 ...

Ich rief: Soll ich ihm die Füße abhacken, damit er 'reinpasst?!

Sehen Sie, die Franzosen wollten überhaupt keinen Krieg ...! Gewiss – es gab Revanchisten, es gab die alten unversöhnlichen Soldaten. Aber im tiefsten Herzen war der Durchschnittsfranzose Kriegsgegner.

Als im Radio durchkam, dass der Krieg begonnen hatte, stand ein Reservist vor dem Haus und hörte die Nachricht durchs offene Fenster. Er war ein Mann von ungefähr 40 Jahren. Als er also hörte, dass Deutschland in Polen einmarschierte, fing er zu weinen an. Wie er war, in seiner Uniform, stand er vor unserem Fenster und weinte. Er wollte nicht in den Krieg ... Aber als wir von den Deutschen selbst besetzt wurden, gab es nur eine Meinung: Das ertragen wir nicht!

Wissen Sie – jeder Franzose ist ein grosser Individualist. Für ihn zählt nur die persönliche Freiheit.

Dagegen ist kein Kraut gewachsen!

Schuhmarken, Brotmarken, Milchmarken, Fleischmarken, Tabakmarken, Käsemarken . . . Das Wort «Ersatz» geht in die Alltagssprache der Franzosen ein (wie später in die russische). Die Frauen lernen Schlangestehen. Alles ist reglementiert. Zwischen der besetzten und der «freien» Zone sind nur genormte «Familienpostkarten» erlaubt, mit streng privatem Inhalt – «Ne rien écrire en dehors des lignes», «Nicht neben den Zeilen schreiben!»

Die französische Frau erhält eine «neue» – ihre «wahre Bestimmung». Schon vor dem deutschen Einmarsch, unter der bürgerlichen Regierung Daladier, durfte sie ohne Zustimmung des Ehemanns kein eigenes Konto eröffnen, sich an keiner Universität einschreiben, kein Examen ablegen, keinen Beruf ausüben, nicht einmal einen Scheck unterschreiben oder einlösen (Gesetz vom Februar 1938).

Dann, während des «drôle de guerre»³ und in den sechs Kriegswochen sollte sie – kehrt marsch! – in den Fabriken und Verwaltungen und in der Landwirtschaft «den Mann ersetzen».

Jetzt verlangt der befehlsgewohnte 84jährige Regierungschef und Kriegsheld Maréchal Pétain – Das Ganze schwenkt! – wieder die «Rückkehr der Frau an den Herd». Und ins Ehebett: «Zu wenig Kinder, zu wenig Waffen, zu wenig Verbündete – das war der Grund unserer Niederlage!» (Ansprache vom 20. Juni 1940). Zu wenig Kinder . . .!

Die Regierung Pétain, die im vornehmen Badeort Vichy in der Auvergne den unbesetzten Teil Frankreichs (die «Zone Libre») verwaltet – regiert wird in Berlin –, vollzieht die familienpolitische Wende mit sozusagen deutscher Gründlichkeit: Frauen, deren Ehemänner in der Lage sind, die Familie allein zu ernähren, müssen ab sofort zu Hause bleiben; verheiratete Frauen werden aus dem öffentlichen Dienst entlassen. Das gilt auch für dauerhafte «wilde Ehen» und betrifft Schuldirektorinnen ebenso wie Arbeiterinnen und Angestellte. Jetzt, nach dem Waffenstillstand gibt es ja wieder Männer genug . . .⁴

Die gleichgeschaltete Vichy-Presse malt das Bild der häuslichen Frau in allen Farben der Kitschpalette: Die Mutter, die Ernährerin als Mittelpunkt der Welt – das weibliche Herz, die Seele Frankreichs.

Als mehr oder minder bekleidete Allegorie, auf Sockeln «erhöht», darf sie nationale Tugenden verkörpern. Für den Broterwerb durch Arbeit ist die zweckidealisierte französische Frau auf einmal wieder zu schade.⁵

Empört über die Haltung der Regierung Pétain versammeln sich Frauen überall im Land zu ersten öffentlichen Manifestationen gegen die deutsche Besatzung und die Politik der «Collaboration»⁶, der Zusammenarbeit.

In Clermont-Ferrand protestieren 300 Arbeiterinnen der Reifenfabriken, die nicht wissen, wie sie als «Seele Frankreichs» ihre Kinder satt bekommen sollen.

Frauenkomitees entstehen. Mütter, ihre Kinder auf dem Arm, demonstrieren vor den Bürgermeistereien und Präfekturen gegen den Mangel an Milch, Fett, Kohle, Stoffen, Schuhen, Kartoffeln ... Sie rufen: «Brot für unsere Kinder!» Aber auch: «Nieder mit Pétain!» – In Montpellier stellt sich eine Menge Frauen vor das Fenster des Präfekten, der zu Mittag speist, und sieht ihm bis zum letzten Bissen schweigend zu. –

Frauen «erbeuten» Kohle und Kartoffeln aus deutschen Heeresbeständen. –

In verschiedenen Vierteln von Paris erscheinen illegale Frauenzeitschriften («Frauen von Orly», «Frauen von Belleville», «Die Pariser Hausfrau», «Die Marketenderin»), einzeln mit der Hand geschrieben, mit Kinderstempeln gedruckt. Sie enthalten Kommentare, Aufrufe zum Widerstand; und Kriegsrezepte – «ohne Milch, ohne Butter, ohne Fleisch» . . .

Die Bevölkerung der besetzten Gebiete in der Sowjetunion kämpft ums Überleben . . .

E. Ilina: Alles hing plötzlich von uns Frauen ab – Industrie, Landwirtschaft, einfach alles. Die Männer waren an der Front oder bei den Partisanen; oder deportiert – in deutschen «Fremdarbeiter-Lagern».

Frauen schufteten im Bergbau, in den Fabriken. Wissenschaftlerinnen, Juristinnen machten die schwerste, schmutzigste Arbeit. Eine Lehrerin, die ich kannte, war im Rangierdienst auf dem Güterbahnhof; andere mussten Kühe melken... Zwangsarbeit! Der Hunger

sass uns im Genick. Wer nicht arbeitete, bekam auch keine Brotmarken.

In der Landwirtschaft, auf den Kolchosen sah man nur noch Frauen.

Sie arbeiteten wie die Tiere. Pferde, Lastwagen, Traktoren wurden an der Front gebraucht. Die Frauen versuchten, Kühe einzuspannen. Sie haben sich schliesslich selbst vor die Wagen gespannt...

Das Schlimmste in dieser Zeit war die Ungewissheit, das Warten – wann wird der Krieg zu Ende sein?

Warten von Minute zu Minute.

Wenn der Krieg nicht bald aufhört, nicht morgen schon oder im Lauf dieses Monats, dann ist es aus mit uns. Dachten wir... Aber der Monat ging vorbei... und wieder irgendwelche Frontverschiebungen – einmal nach dieser Seite, einmal nach der anderen ... Die Deutschen zogen sich zurück, die Deutschen kamen wieder.

Als es hiess: Unsere haben Rostow am Don erobert, war das wie ein Feiertag.

Dann: Wir mussten Rostow wieder aufgeben. Und so weiter... Trotzdem musste man irgendwie leben, arbeiten ...

Galina Finskaja: Meine Erinnerung? Es gab nichts – nichts zu essen, kein Wasser. Alle Brunnen waren zerstört, die Flüsse zu schmutzig. Einmal, als mein kleiner Sohn vor Hunger und Durst weinte, bin ich in ein verlassenes Haus – eine Bank – eingestiegen. In dem Büro standen noch ein paar verwelkte Blumen ...

Zu essen fand ich nichts, nur eine Flasche Saft. Das Kind hat gierig den Saft ausgetrunken, gleich im Stehen. Das war in den ersten Tagen der Besetzung. Wir hatten uns vor den Deutschen versteckt, wir hausten unter freiem Himmel – viele Menschen.

Einmal, als alle schliefen, kroch ich zu einem hin, der eine Feldflasche mit Wasser hatte. Ich nahm sie ihm vorsichtig weg, gab dem Kind zu trinken, nahm selber zwei Schluck. Und dann erst bin ich in Tränen ausgebrochen.

Ich habe schrecklich geweint – zum erstenmal in der ganzen Zeit...

Jadwiga Sawizkaja: Unsere Leute waren auch später sehr hungrig. Was glauben Sie, wie Hitler unsere Arbeiter versorgt hat? Für eine Woche gab er einen Laib Brot, für zwei Wochen 200 Gramm Fett. Und 50 Gramm Machorka gab er für einen Monat.⁷

Die Industriearbeiter erhielten ein winzig-kleines Gehalt. In der

Leichtindustrie verdiente man so gut wie nichts. Im Sommer haben wir Brennesseln gesammelt, als Gemüse. Dann war da noch so eine Art Wohlfahrtsküche, in die jeder zum Essen gehen konnte. Dort bekamen wir manchmal ein Kartoffelgericht. So hat man sich ernährt ... Manche, die noch etwas hatten, sind auf die Dörfer gegangen und haben getauscht; haben ihre letzten Reichtümer für ein trockenes Stück Brot, ein wenig Milch hergegeben, damit die Kinder nicht verhungerten ...

Vera Gawrilenko: Zu mir kam ein Genosse und sagte: Hör zu, auf Grund dieser-und-jener Verordnung musst du arbeiten. Meine Antwort: Für die Deutschen arbeite ich nicht! – Dann müsst ihr eben verhungern, sagte er. Niemand wird mit euch Mitleid haben, und nützen könnt ihr dann auch keinem mehr. Ohne Arbeit keine Zuteilungskarten von den Deutschen. Mit den Zuteilungen kannst du immerhin die Familie ernähren ...

Es gab da ein Haus, eine alte Poliklinik, und dort fing ich an, eine Apotheke aufzubauen. Wir sammelten, was an Medikamenten noch aufzutreiben war – die Deutschen gaben uns ja keine. Wir haben überall gesucht, zum Beispiel in zerbombten Instituten und Hospitälern. Ja, so haben wir selbst eine Apotheke organisiert.

In dem Gebäude hatte es früher auch einen Kindergarten gegeben; die kleinen Stühlchen waren unsere ersten Einrichtungstücke.

Anmerkungen

1 Philippe Pétain, Organisator der Abwehrschlacht von Verdun 1916, wurde in Frankreich als Kriegsheld verehrt. 1934 Kriegsminister, nach Niederschlagung der spanischen Republik erster französischer Botschafter in Franco-Spanien, 1940 Staatschef. Wegen der Zusammenarbeit mit Hitler-Deutschland wurde Pétain 1945 wegen Hoch- und Landesverrats zum Tode verurteilt, dann zu lebenslänglicher Haft begnadigt. Er starb 1951.

2 Der gelbe «Judenstern» wurde am 29. Mai 1942 eingeführt. 400'000 Exemplare mussten in aller Eile hergestellt und verkauft werden. Den Verdienst hatten französische Textilfirmen. Aber es gab auch «arische» Franzosen, die sich selbst den Stern aus Solidarität mit ihren jüdischen Mitbürgern anhefteten. Ania Francos erzählt in ihrem Buch «Il était des femmes dans la Résistance» (Editions Stock, Paris 1978) von einer jungen Frau aus bestem Hause, die sich bei Cartier eine wertvolle Brosche in Form eines «Judensterns» anfertigen liess.

3 Die «komische», «seltsame» Phase des sogenannten «Sitzkriegs» vom 1. September 1939 (Deutschlands Einfall in Polen) bis zum Beginn des Westfeldzugs am 10. Mai 1940.

4 Später, als 115'000 Männer nach Deutschland deportiert, andere verhaftet oder

als Widerstandskämpfer untergetaucht waren, kommandierte Vichy die Frauen – Reservearmee stillgestanden! – wieder in die Schulen und Fabriken zurück.

5 In einem Flugblatt polemisierte die Widerstandskämpferin Bertie Albrecht gegen die Art, wie Maréchal Pétain den Mythos der Jeanne d'Arc für seine Propaganda benutzte. Die Jungfrau von Orléans, Retterin Frankreichs, war natürlich eine Allegorie – auf ihn selbst. –

Auch der deutsche Faschismus wollte die Frau «zurückführen zu ihren eigentlichen Aufgaben» (Goebbels). Ihre «heilige und grösste Aufgabe», die «Reinhaltung der Rasse» (NS-Chefideologe Alfred Rosenberg) bedeutete in Wahrheit: Produktion von Menschenmaterial für den kommenden Krieg. Als der Krieg dann endlich stattfand, durfte die deutsche Überfrau, die Hüterin der Rasse, wieder am gemeinen Arbeitsleben teilnehmen und Granaten drehen.

6 Das Wort «kollaborieren» als politischer Begriff taucht in Artikel 3 des Waffenstillstandsvertrages zwischen Deutschland und Frankreich auf: «. . . Alle französischen Behörden und Dienststellen des besetzten Gebietes sind . . . von der französischen Regierung unverzüglich anzuweisen, den Anordnungen der deutschen Militärbefehlshaber Folge zu leisten und in korrekter Weise mit ihnen zusammenzuarbeiten («collaborer»)...». Pétain nach dem Treffen mit Hitler am 24. Oktober 1940: «C'est dans l'honneur que je m'engage dans la voie de la collaboration» – «Es ist durchaus ehrenhaft, wenn ich mich für den Weg der Zusammenarbeit entscheide.»

7 Machorka (von «Machor» – «Quaste») ist eine russische Tabaksorte. –

In einer Verwaltungs-Anordnung für den Bereich der Heeresgruppe Mitte vom September 1942 werden «Lebensmittelrationen für die sowjetische städtische Bevölkerung» genannt. «Weibliche Personen, die leichte Hausarbeit zu verrichten haben» (Gruppe III), erhalten zum Beispiel wöchentlich 1'300 g Roggen, 200 g Hirse/Buchweizen und 3'000 g Kartoffeln. «Fleisch, Fett und Gemüse je nach Anfall und Freigabe durch die Wehrmacht». Schwerstarbeiter (Gruppe V) müssen mit 1580 g Roggen, 250 g Buchweizen und Hirse, 4'000 g Kartoffeln, 100 g Fleisch, 60 g Fett und einem halben Liter Magermilch pro Woche auskommen. –

Die Zwangsarbeit der russischen Bevölkerung wurde in zahlreichen Erlassen bürokratisch-exakt geregelt. «Schon während des Vormarsches», hiess es in den Richtlinien des Wirtschaftsführungsstabes Ost vom Juni 1941, seien «die geeigneten Landesbewohner» u.a. zur «provisorischen Wiederherstellung der Verkehrsverbindungen, Beseitigung von Kadavern, Aufräumung von Ortschaften ..., Herrichtung von Notunterkünften für die Truppe u. dg.» heranzuziehen. In den Gas-, Wasser- und Elektrizitätswerken und in den gewerblichen und landwirtschaftlichen Betrieben, die noch intakt waren, ging die Arbeit – teilweise unter Leitung deutscher Betriebsführer – nach dem Motto des Reichsmarschalls Göring weiter: «Die russischen Arbeitskräfte haben ihre Leistungsfähigkeit beim Aufbau der ungeheueren russischen Industrie bewiesen. Sie muss . . . nunmehr dem Reich nutzbar gemacht werden.» (Richtlinien vom 7. November 1941). – Im Bereich der 20. Infanteriedivision (mot.) sah das in der Praxis so aus: «Befehl. Alle Männer von 15 bis 55 Jahren müssen sich... bis 13 Uhr vor der Kommandantur versammeln. Sie werden zur Arbeit fortgebracht werden, wo man sie ernähren wird und wo sie eine gute Behandlung erwartet. . . Alle männlichen Einwohner, welche diesen Befehl nicht befolgen und... im Umkreis der Stadt bis zu 10 km ... angetroffen werden, werden erschossen ...»

Carmen in Kiew

Kleiner Exkurs über «deutschen Lebensraum» im Osten

Das Signal, das alle um mich her in Aufregung versetzte, auch meine Mutter (so dass sie mitten im Spiel fortlief), klang düster und drohend und begann mit einem dumpfen Trommelwirbel. Es kam immer wieder – das Motiv aus «Les Préludes» von Franz Liszt, Sondermeldungsfanfare des Rundfunks, Auftakt für den Wehrmachtsbericht – mein erstes tiefes Klangerlebnis, das sich stärker einprägte als alle Kinderlieder.

Die Fronten waren weit entfernt. Sie entfernten sich noch täglich, wie konzentrische Ringe, über die Landkarte.

Wir selbst im Zentrum . . .

«Neuordnung Europas», Kreuzzüge gegen den Bolschewismus, das internationale Judentum – in unserer nordmährischen, «sudetendeutschen» Kleinstadt an der tschechoslowakisch-schlesischen Grenze klang das alles wie ein fernes Echo. Keine Bombennächte, wie in Berlin. Kaum Einschränkungen . . .

Mein Vater fiel am 29. August 1941 irgendwo bei Potschep, südlich Brjansk als Obergefreiter. Die Kameraden von der Fliegerabwehr benannten ein Geschütz nach ihm. Das war noch auf dem Vormarsch.

Mein Stiefvater fiel als Major, kurz vor dem Ende der «Festung Sewastopol». Nach ihm wurde nichts mehr benannt. –

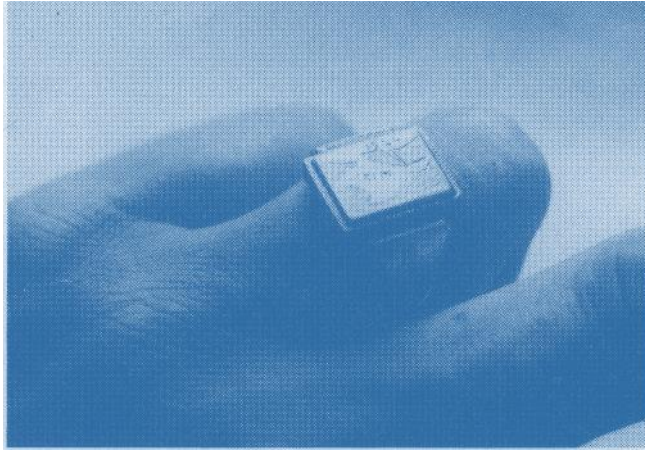
Ich kenne diese beiden deutschen Männer und Soldaten nur aus dem Fotoalbum, aus Erzählungen: Durchschnittsbürger, wie man sagt – fleissig, pflichtbewusst, korrekt; Kürschner der eine, Lehrer der andere.

Sie starben offiziell den «Heldentod» (Mutter bekam es schriftlich) – aber waren sie deshalb auch «Helden»? Sie fielen auf erobertem Gebiet – waren sie «Eroberer»?

Vor mir liegt ein «Deutscher Schulatlas», 1942.

Das Papier ist schlecht.

«Grossdeutschland als Lebensraum» heisst die Karte auf Seite 13.



Ein Siegelring meines Vaters. Auf goldener Platte eingraviert die Landkarte der Halbinsel Krim. Inschrift: «Krim 1944». Fremdes Land, als Schmuck zu tragen – der Ring eines deutschen Kompanieführers ...

Die Grenze im Osten reicht von der Stadt Memel bis Rumänien.

Wo früher Polen war, steht: «Generalgouvernement». Östlich der fetten roten Grenze – Reichskommissariat Ostland, Reichskommissariat Ukraine.

Reval, Riga, Wilna, Minsk, Sewastopol – alles «deutscher Lebensraum».

«Haben wir den Feind vertrieben,
erben wir sein Ackerland.

Und mit Blut steht dann geschrieben:

Dies hier ist jetzt deutsches Land!»

(Liederbuch der SS)¹

Den Soldaten folgten Parteifunktionäre, Beamte, Lehrer, Landvermesser, Verkehrs- und Landwirtschaftsexperten, Radiopropagandisten, Künstler . . .

Den Kisten mit Munition folgten die Bücherkisten, den Geschützen die Musikinstrumente, den Militärmärschen die Operarien.

a. M., im Osten als Funker: Ich kann mich erinnern, dass eine der ersten Stellen, die mitten in Kiew eröffnet wurden, ein Lokal war, das «Deutsche Wehrmachts-Buchhandlung» hiess, und dort war ich oft zu Gast... Ich war damals ein Fan von Ernst Jünger ... Man konnte dort in Taschenbuchausgaben – das gab's damals schon! – «Blätter und Steine» und andere Werke von Jünger erwerben...

Der deutsche Kulturbetrieb im besetzten Feindesland war so perfektioniert, dass sofort alle Opernhäuser, Schauspielhäuser, Tingeltangel, Cabarets wieder in Besitz genommen wurden. Ich muss sagen, dass ich eine der besten Aufführungen von Bizets «Carmen» ausgerechnet in Kiew gesehen habe ...

Anmerkung

1 Aus einer Werbeschrift: «Als freier Bauer in den Osten: so sichert die SS die Zukunft ihrer Männer! Es ist bekannt, dass die Waffen-SS ihren erprobten Männern nach Beendigung ihrer Dienstzeit bzw. nach dem Krieg viele Möglichkeiten geschaffen hat, ihre Zukunft zu gestalten. Ein Beispiel hierfür bietet die Ostsiedlung.

Herr sein auf eigener Scholle, seinen Kindern eine wirkliche Heimat, seiner Sippe einen wirklichen Stammsitz zu schaffen, wird für viele SS-Männer eine ausgezeichnete Lösung ihrer Zukunft bedeuten. Warum sollte ein tüchtiger und kampferprobter SS-Mann nicht Schwert und Pflug gleich gut zu führen verstehen?» Stammsitz – eigene Scholle – das waren die rosaroten und gelben Flächen im Schulatlas. . . bezeichnet als Gouvernement, Kommissariat, Protektorat.

«Ihr könnt ruhig fest auftreten», las ich noch Ende der siebziger Jahre in einem Landser-Roman, «hier kann man nichts Edles zertrampeln. Alles, was wir vor uns sehen, ist ganz hundsgewöhnlicher russischer Weizen . . .!» Beispiel für deutschen Soldaten-Humor.



So beschlossen wir zu kämpfen . .

. . . Und dann die Kriegsgefangenen: Müde, hungrig, in zeretzten Uniformen. Endlose Kolonnen auf dem Weg ins Lager.

Der deutsche Blitzangriff, die fliegende, rollende, schießende, bombende Übermacht hatte die sowjetische Bevölkerung grossenteils in einen Schockzustand versetzt. Die ersten Tage: Angst und Lähmung und kopflose Flucht.

Und verzweifelte Gegenwehr: 10 Tage lang stemmte sich die Grenzfestung Brest-Litowsk dem Ansturm deutscher Infanterie entgegen, während die Spitze der Panzer-Gruppe Guderian hunderte Kilometer nach Osten vorstieß.

Der jämmerliche Anblick der geschlagenen Soldaten, der verbrannten Dörfer, der zerbombten Erde entfacht nun den Volkswiderstand.

Jadwiga Sawizkaja: Ja, wie soll ich das sagen – eigentlich hat in diesem Moment meine Arbeit im Untergrund angefangen. Wir dachten nur an das eine: wie können wir unseren Gefangenen helfen, wie entreissen wir sie diesen Todeslagern – und wenn es nur einige wenige wären ...

Mein Mann war an der Front. Wenn ich an die Gefangenen dachte, dachte ich auch an ihn.

So entstand bei uns eine Frauengruppe mit dem Ziel, Kriegsgefangene zu retten. Später haben sich auch Männer angeschlossen. Ich denke da an Michail Famic Bjelevskij. Er selber war während des Ersten Weltkriegs fünf oder sechs Jahre in deutscher Gefangenschaft gewesen. Er war also nicht mehr ganz jung, aber er wusste, was Gefangenschaft bedeutet. Er kam mit seiner Frau zu uns, seine Söhne schlossen sich an und noch einige Frauen aus ihrer Umgebung. Auf diese Art bildeten sich viele Gruppen ... Ich muss sagen, dass das bestialische Verhalten Ihrer Landsleute den Kriegsgefangenen gegenüber die ganze Bevölkerung von Minsk mobilisierte. Besonders, als man anfing, sie zur Arbeit abzuführen ...

Was für Arbeiten waren das denn? Sie haben Gruben ausgehoben, Erdreich und Steine geschleppt. Und dann wurden diese Gruben wieder zugeschüttet. Alles nur Schikane, Quälerei.

Wissen Sie, vielleicht wäre es gar nicht zu einer so grossen Widerstandsbewegung gekommen, wenn die Deutschen uns anders behandelt hätten. Aber so beschlossen wir — wir alle! — bis zum letzten Blutstropfen zu kämpfen. —

Die Arbeit unserer kleinen Gruppe war gewiss nicht einfach. Auf den ersten Blick erschien sie sogar aussichtslos.

Die Gefangenenlager – eingezäunte, von Gräben umgebene, freie Plätze – wurden streng bewacht. Und doch gelang es uns manchmal, Zettel mit Nachrichten über den Zaun zu werfen und sogar Werkzeuge, mit denen Einzelne den Stacheldraht durchschneiden und entkommen konnten.

Es gab sogar Fälle, da wurden Gefangene freigekauft – mit Eheringen und Goldzähnen für die Wachsoldaten.

Galina Finskaja: Unsere Kriegsgefangenen, die ich zu sehen bekam, waren Schreckgestalten. Nur noch Haut spannte sich über ihren Knochen. Wenn man an ihnen vorüberging, bettelten sie um Kartoffelschalen – nach Brot fragten sie schon gar nicht mehr. Sie wollten irgendetwas im Mund spüren.

Es gab auch einige, die waren nicht unterzukriegen. Die brachten ihre Wärter um, nahmen deren Waffen und gingen zum Widerstand in die Wälder. Ich habe einigen den Weg gezeigt...

Jadwiga Sawizkaja: Alle, die sich aus den Lagern retten konnten, brauchten Kleidung und Papiere. Meine Mutter – sie war 75 Jahre alt – und meine elfjährige Tochter Stella haben alles Nötige gesammelt. Sie gingen von Haus zu Haus.

Einmal konnten wir gleich sieben Kriegsgefangene in einem Wäldchen, wo wir uns mit ihnen verabredet hatten, einkleiden und mit Dokumenten versorgen. Sie waren gemeinsam geflüchtet.

Erst 1942 entstanden die ersten wirklichen Partisanengruppen, als die illegale städtische KP den Kampf gegen die Barbaren zu organisieren begann.

In den Fabriken wurden Parteiorganisationen gegründet, sie schlossen sich auf Bezirksebene zusammen. Und mit jedem Tag wuchs unsere Schlagkraft...

Bronislava Ivanovna Petruschkov: Ich möchte viel erzählen ... Ich wurde 1907 in Sibirien geboren. Als der Krieg anfang, war ich schon erwachsen – 32 Jahre alt. Mein Vater war Arbeiter, Mutter Hausfrau.



links: Bronislawa Ivanovna Petruschkov; rechts: Vera Gawrilenko

Wir hatten einen grossen Haushalt, fünf Kinder – vier Brüder und ich als einziges Mädchen.

Der Vater war noch vorrevolutionärer, ganz alter Kommunist. In seiner Jugend war er auf einem Dampfschiff als Maschinist gefahren. Er hatte Lenin mehr als einmal getroffen und immer gern von ihm erzählt.

Als ich die Mittelschule abgeschlossen hatte, siedelten wir in die Ukraine über. Aber weil ich die ukrainische Sprache kaum beherrschte, fiel mir das Lernen schwer. Nach einigen Versuchen an der Arbeiterfakultät bin ich dann mit 17 – sehr zum Bedauern meiner Eltern – arbeiten gegangen.

Ich ging in Kiew zur Eisenbahn und bin dort 50 Jahre lang geblieben. Jetzt lebe ich schon das achte Jahr von meiner Pension ... Damals, 1941, habe ich bis zum letzten Tag ... bis zum letzten Waggon, der angehängt wurde, bei der Eisenbahn gearbeitet.

Buchstäblich mit den letzten Waggonen sind wir Eisenbahnarbeiter aus Kiew evakuiert worden.

Aber wir gerieten in einen Hinterhalt. Ich wurde am Bein verwun-

det. In den 10 Tagen Gefangenschaft war es dick und hart wie ein Holzklotz.

Auf dem Weg ins Sammellager trieben uns die Deutschen 12 Stunden lang über die Landstrasse. Ich wurde vor Schmerzen fast ohnmächtig. Die Faschisten sassen zu Pferd, und wenn uns Bauern Brot, Gurken oder Kartoffeln zuwarfen, schlugen sie uns alles mit der Peitsche wieder aus der Hand.

Das war mein erster Eindruck von Eueren Soldaten ...

In Kiew wurden wir gefragt: Seid ihr Kommunisten, seid ihr Komsomolzen? Ich war natürlich schon Parteimitglied – ich bin seit 50 Jahren in der Partei –, aber damals hab ich's abgestritten. Alle Parteilosen wurden entlassen. Man drückte uns ein Merkblatt in die Hand, das uns alle verpflichtete, in Kiew zu bleiben. Mit dem Papierchen bin ich ohne Zögern in den Untergrund gegangen.

Später wurde ich Erste Sekretärin der Untergrundorganisation der Eisenbahner ...

In Koppeln . . . wie Tiere . . .

Deutsche Kriegsteilnehmer über Gefangenenlager in der Sowjetunion¹

H. Hampel, pensionierter Beamter aus Berlin, im Krieg Unteroffizier der Panzertruppe, erinnert sich: Ich habe in Minsk ein Kriegsgefangenenlager gesehen... also draussen, im freien Feld, nur Stacheldraht herum. Der eine sagte: Es sind 20'000, der andere: 10'000, der dritte: 60'000. Dann hörten wir, es waren über 40'000 Gefangene. Wir fuhren mindestens 20 Minuten lang durch. Die hausten ja alle im Freien, nicht wahr...

Hugo Schubert, pensionierter Sportleiter aus Nordmähren, damals Infanterist: Natürlich, im Mittelabschnitt haben wir doch nach der Doppelschlacht von Wjasma und Brjansk diese ungeheuren Massen von russischen Gefangenen gesehen, auch in den Pferchs, in denen sie gesammelt wurden ... in solchen Koppeln, auf Wiesen ... ohne jede Verpflegung. Tierisch!

Und wir haben uns damals gedacht: Hoffentlich passiert uns nicht mal sowas ähnliches! Aber länger konnten wir uns nicht damit befassen, wir durften uns nicht länger aufhalten, wir nahmen alles nur im Vorübergehen wahr. Man hatte es auch gar nicht gern, wenn wir sowas sahen, weil – vom Menschlichen her demoralisiert das ja die eigene Truppe ...

Herbert Katzer, Bäckermeister in Fulda, als Funker bis vor Stalingrad: Wissen Sie, es sind also riesige Mengen an Kriegsgefangenen gemacht worden ... Riesige Mengen! Das kann man sich so nicht vorstellen... Unendliche Züge von Gefangenen wurden nach hinten geschleust... Unendliche Züge! Das war einfach nicht zu bewältigen, von den deutschen Soldaten überhaupt nicht zu bewältigen ...

Von den 3,35 Millionen Sowjet-Soldaten, die 1941 in deutscher

Gefangenschaft waren, lebten am 1. Februar 1942 nur noch ein Drittel. Allein im Stammlager 307 im besetzten Polen kamen von Oktober bis Dezember 1941 täglich 200 bis 500 Gefangene um. Insgesamt starben über drei Millionen russische Soldaten in deutscher Gefangenschaft. . . durch Hunger, Erschiessung oder an den Folgen unmenschlicher Zwangsarbeit.²

Frage: Das haben Sie sicher auch gemerkt, in Ihrer Position, dass die Deutschen eigentlich gar nicht vorbereitet waren auf diese Massen von Gefangenen ...

Katz er: Nee ... Man hat sich wahrscheinlich auch keine Gedanken gemacht... Wenn eben keine Verpflegung da war, hat man sich damit abgefunden, dass man sie nicht verpflegen konnte...

Die «Gedankenlosigkeit» hatte System. Sie entsprach der nationalsozialistischen Ideologie, die nur Herren- und Untermenschen kannte, und sie war ein Ausdruck offizieller Besatzungspolitik.

Hitler: «Dieser Feind besteht nicht aus Soldaten, sondern zum grossen Teil nur aus Bestien».

Generalfeldmarschall Keitel: «Hier handelt es sich um die Vernichtung einer Weltanschauung».

Reichsmarschall Göring als «Beauftragter für den Vierjahresplan»: Auf internationale Abmachungen brauche bei der Verpflegung der «bolschewistischen Gefangenen» keine Rücksicht genommen werden. Essen erhalte nur, «wer für Deutschland arbeitet».

Anmerkungen

1 Aus Gesprächen für die SFB-Featurereihe «Soldaten – Dokumente und Erinnerungen».

2 Alexander Werth («Russland im Krieg, 1941-1945», München/Zürich 1965) schätzt die Zahl der in deutscher Gefangenschaft umgekommenen Sowjetsoldaten auf «drei oder vier Millionen». Er zitiert einen ungarischen Panzeroffizier, der kurz nach dem Krieg folgende Erinnerung aufschrieb: «Wir lagen bei Rowno. Eines Morgens wachte ich auf und hörte in der Ferne tausende von Hunden heulen. Ich rief meinen Burschen und fragte: ‚Sandor, was bedeutet dieses Geheul?‘ Er antwortete: ‚Nicht weit von hier befindet sich eine ungeheure Menge russischer Kriegsgefangener. Es müssen 80'000 sein. Sie heulen, weil sie verhungern . . . ‘ «

Schmeisst sie raus!

Der Widerstand wächst

Die Ärztin Marfa Pawlowez aus Minsk: Uns wurde schnell bewusst, dass eine Macht in unser Land eingedrungen war, die alle menschlichen Regeln missachtete. Aber ihre Grausamkeiten konnten uns nicht einschüchtern, ganz im Gegenteil: Wir schlossen uns nur noch enger zusammen. Im Widerstandskampf fanden alle Schichten zueinander.

Meine Eltern waren arme Bauern, noch Analphabeten. Sie hatten 11 Kinder. Ich war die Älteste. 1939 konnte ich in Minsk mein Medizinstudium abschliessen. Das war eine grosse Errungenschaft: Dass Bauernkinder Ärzte, Lehrer, Ingenieure werden konnten.

Wie viele junge Intellektuelle fühlte ich mich unserem Staat und Volk zur Dankbarkeit verpflichtet. Und Mediziner wurden im Krieg ja gebraucht...

E. Ilina: Wir dürfen auch nicht die Kriegspropaganda vergessen – Bücher, Lieder, Filme, die uns auf den Kampf einstimmen sollten. Die Liebe zur Roten Armee war eigentlich ungeteilt. Ich kann das auch von mir sagen. Naja, wir waren Schulumädchen, damals. Wir liebten und bewunderten die Helden der Roten Armee aus vollem Herzen. Wir liebten Woroschilow und – obwohl wir gar nicht so recht wussten, wer das war – liebten wir auch Stalin, den grössten Helden des Bürgerkriegs.

Nein – «liebten» ist falsch gesagt. Stalin gegenüber hatten wir mehr eine andächtige, eine ehrfurchtsvolle Haltung ...

Wir kannten all die Kriegslieder; sangen davon, dass «die Rote Armee stark» ist, «und ihre Panzer sind schnell» ...

Und die Jugend strömte zu den Fahnen. Sie rannten zum Kriegskommissariat und meldeten sich freiwillig. Alle hatten nur einen Gedanken: unsere Heimat vom Feind zu säubern ...

Kate Fleuron, Kopenhagen: Soweit es überhaupt ging, ver-

suchten wir weiterzumachen. Aber die ganze Atmosphäre ... alles hatte sich total verändert. Am Tag der Okkupation war die Zensur eingeführt worden – beim Aussenministerium. Das Büro der Zensurbehörde in Christiansborg war auf der anderen Strassenseite. Jedes Wort, das wir schrieben, wurde hinübergebracht.

Natürlich versuchten wir, zwischen den Zeilen zu schreiben. Es gab gewisse Ausdrücke, Sprichwörter, die hörten sich für deutsche Ohren ganz harmlos an. Zum Beispiel: Hier ist alles in Ordnung!

Das durfte man natürlich schreiben, in Grossbuchstaben. Aber jeder Däne wusste, wie der Satz weiterging: «... hier sind lauter Idioten!»

Die Besatzungsmacht bemüht sich um ein gutes öffentliches Image. Die «Grünen» sind korrekt und höflich, hilfsbereit. Und geben Platzkonzerte – gratis.

Doch ... die meisten Dänen gehen nicht zum deutschen Platzkonzert. Sie stecken sich rot-weiße Nationalfähnchen ins Knopfloch. Oder SDU-Plaketten – «Smid dem ud!», «Schmeisst sie raus!»

Sie tragen gestrickte Mützen in den Farben der Royal Air Force, der britischen Luftwaffe, die vor England deutsche Bombenflugzeuge vom Himmel schießt.

Sie versammeln sich im Freien, viele tausende, und singen alte patriotische Gesänge.

Widerstand – aus voller Brust. . .

Kate Fleuron: Die Deutschen kamen mit unserer Lebensart nicht besonders gut zurecht, vor allem nicht mit unserer Art von Humor. Wir nahmen alles leichter als sie, – eben humorvoller ... Solange es ging.

Zum Beispiel: Viele Jahre lang hatte es auf dem Rathausplatz von Kopenhagen eine Lotterie gegeben ... Da stand ein Automobil, und man konnte Lose kaufen. Wir waren daran gewöhnt. Und eines Tages steht an derselben Stelle ein deutscher Panzer. Genau dort, wo immer das Lotterieauto gestanden hatte. Und die Kopenhagener fragten natürlich: Kann man den gewinnen?

Paris, 11. November 1940. Am Jahrestag des Sieges über die

Deutschen 1918 versammeln sich traditionsgemäss die konservativen und rechtsgerichteten Studenten um das Grab des unbekanntes Soldaten am Etoile. Diesmal sind alle Feiern durch die Präfektur verboten worden. Doch über die Champs-Élysées ziehen – aufgerufen von der illegalen kommunistischen Studentenorganisation – Massen junger Franzosen unter blau-weiss-roten Fahnesingen die Marseillaise, skandierten: «Nieder mit Hitler! – Nieder mit Pétain!»

Die Place de l'Étoile füllt sich mit Menschen.

Da rasen deutsche Militärlastwagen heran. Soldaten springen ab, prügeln, schiessen drauf los. Verletzte, Verhaftungen . . . ?

An diesem Tag wird Widerstand, wird résistance zu einer öffentlichen, nationalen Sache in Frankreich. Den vielen Einzelnen kommt zu Bewusstsein, dass sie eine Macht sind. «V»-Zeichen – für «victoire», «Sieg» – und Lothringer Kreuze als Symbole des «Freien Frankreich»² blitzen an den Mauern auf. Sie werden von Gestapo-Helfern eilig entfernt, erscheinen wieder . . . immer zahlreicher, weiss leuchtend. Herausfordernd.

Demonstrationen und Streiks (gegen die Deportation von Arbeitskräften nach Deutschland, für bessere Versorgung mit Lebensmitteln, gegen Willkür der Besatzungsmacht) halten die französische Polizei und die deutsche Geheime Staatspolizei in Atem.

Heinz Kühnrich³ zitiert Maurice Thorez, damals Generalsekretär der Kommunistischen Partei Frankreichs:

«In ganz Frankreich häuften sich die Kundgebungen. In Paris, in der Rue de Seine, stürmten die Frauen ein deutsches Proviandlager und verteilten die Lebensmittel. Die Vichy-Polizei wurde von den Manifestanten in die Flucht geschlagen. Laval⁴ liess zwei Frauen hinrichten, die dabei gewesen waren.

In Südfrankreich kam es in Nîmes, Montpellier und Arles zu Hungerdemonstrationen.

In Sète verteilten Hafearbeiter und Frauen die aus Afrika eingetroffenen Waren, die für den Versand nach Deutschland in Eisenbahnwagen verladen wurden.

In Onnaing, an der belgischen Grenze, strömte die gesamte Bevölkerung zum Bahnhof und hielt einen für Deutschland bestimmten Getreidetransport an. Die Frauen kletterten in die Waggons und verteilten das Getreide. Auf dem Lande nahm der Widerstand gegen die Requisitionen lebhaftere Formen an.»

Am 16. Juli 1942 treibt die Polizei Pétains und Laval's in einer Nacht- und Nebelaktion 13'000 Juden – in den folgenden Tagen weitere 7'000 –, darunter 4'000 Kinder, im Pariser Radstadion zur Deportation zusammen. Die Bestimmungsorte heissen: Auschwitz, Sobibor, Majdanek.⁵

Die grosse Judenrazzia («la grande rafle») ist zwischen SS-Obersturmbannführer Adolf Eichmann und Ministerpräsident Laval ausgehandelt worden. Es war Laval, der vorschlug, dass man auch die Kinder deportieren solle. Tausende Polizei- und Gendarmeriebeamte und Hilfskräfte aller Art sind eingeweiht: Morgen, 16. Juli, bei Tagesanbruch . . .

Auch viele Juden wissen Bescheid, gewarnt durch kommunistische Flugblätter. Aber: Wohin fliehen? Für Juden ist ganz Frankreich Feindesland. Alle sind registriert, Haus für Haus, Wohnung für Wohnung. Die französische Polizei hat lückenlose Listen, die Gestapo hat die Durchschläge.

Um vier Uhr morgens hämmern Greifkommandos an die Türen . . . «Die Strasse ist voll von Menschen – Männer, Frauen, Kinder und Alte mit Bündeln und mit Babies auf den Armen. Nur die Tiere sind der Razzia entkommen – sind ja auch keine Juden (. . .)

Im Vel'd'Hiv', einem riesigen überdachten Stadion – nicht erst Pinochet hat das erfunden!⁶ – wurden sie nun zusammengepfercht, ohne Nahrung und ohne Wasser.

Im Innenraum gab es eine einzige Wasserstelle. Bald herrschte furchtbarer Gestank, denn die zehn WC waren in wenigen Stunden randvoll, und die Eingesperreten mussten ihre Notdurft öffentlich entlang der Mauern verrichten, wie Tiere . . .

Einige verloren den Kopf, stürzten sich von den Rängen, um sich umzubringen; schnitten sich mit Spiegelscherben die Pulsadern auf. Frauen wollten ihre Kinder töten. Andere – während die Kleinen stumm an ihren Kleidern zerrten – flehten die Wachen an, sie zu erschiessen . . .»⁷

Zette Gomme: Als das grosse Drama geschah, war ich mit einer Schulfreundin und ihrer Mutter unterwegs in die Ferien. Wir fuhren an die Loire. Ich erinnere mich gut, wie wir zusammen im Zug saßen. Auf einem Bahnhof sah ich Frauen, Männer und Kinder, die streng bewacht wurden. Jeder hatte einige Sachen bei sich. Ich dachte sofort: eine Judenrazzia – und ich kann meine Eltern nicht erreichen! Wir hatten ja kein Telefon ...

Kurz darauf erfuhr ich, dass sie meine Mutter abgeholt hatten.

Auch meine Tante war verhaftet, der Onkel, die Cousinen, der Cousin – fast die ganze Familie.

Nur Vater hatte sich verstecken können. Er war immer sehr vorsichtig. Emigranten mussten besonders auf der Hut sein – unter den Franzosen gab es wenige, die uns geholfen oder uns verteidigt hätten ... Seit Chateaubriand⁸ hatte Vater keine Illusionen über die Besatzungsmacht: Bei den ersten Erschossenen war einer seiner besten Freunde gewesen. Das hatte ihn sehr aufgewühlt. Dadurch kam er überhaupt zur Résistance.

Wir hatten immer seltener Besuch bekommen; viele Emigranten flüchteten aus Frankreich – Richtung Spanien oder nach England, in die Vereinigten Staaten.

Am Tag der grossen Razzia hatte sich Vater also versteckt... Er dachte, dass man nur die Männer holen würde. Aber sie haben meine Mutter verhaftet!

Ich konnte nicht mehr nach Hause zurückkehren, doch erfuhr ich, dass bei der Razzia alle unsere Papiere, Fotos, Bilder, Erinnerungsstücke auf die Strasse geworfen und vernichtet worden waren.

Ich habe keine Spur mehr von meiner Vergangenheit, ich habe meinen Kindern nie ein Mädchenbild von mir zeigen können; kein Foto von meiner Mutter. Ich habe nichts mehr, nur die Erinnerung in meinem Kopf – sonst nichts, rein gar nichts mehr...

Ich muss Ihnen sagen – wenn man jung ist, sind die alten Sachen nicht wichtig – «Plunder». Da zählt nur die Zukunft. Aber wenn man Kinder hat...

Für meine Kinder beginnt die Familiengeschichte mit mir. –

Ich wusste also, was geschehen war, und die Mutter meiner Freundin behielt mich in Neuilly. Dort war es nicht mehr nötig, den Stern zu tragen; ich wurde einfach als Cousine vorgestellt...

Unsere frühere Wohnung habe ich nie mehr gesehen.

Nachricht von meiner Mutter erhielt ich über eine Frau, die mit einem grossen Lothringischen Kreuz auf der Brust auf die Strasse gegangen war. «Wenn die Juden ihre Religion öffentlich zeigen, will ich das auch tun», hatte sie gesagt. Sie wurde festgenommen und traf meine Mutter im Gefängnis. Als katholische Französin kam sie bald wieder frei und berichtete von der aufrechten Haltung meiner Mutter. Das hob unsere Stimmung ein wenig.

Einmal bekam ich noch eine Postkarte. Mutter bat mich, sehr tapfer zu sein. –

Freunde fanden die Spur meines Vaters. Er war in Lyon, in Sicherheit. Sie boten sich an, mich zu ihm zu bringen.

Wir nahmen erst den Zug. Den Rest des Weges in die «Freie Zone» legten wir zu Fuss zurück. Wir brauchten eine ganze Nacht. –

Wir haben sehr geweint, mein Vater und ich. Es war zum ersten und einzigen Mal, dass ich ihn weinen sah.

Das Leben in Lyon? Für meinen Vater war es gewiss nicht einfach. Er musste Vater und Mutter zugleich sein. Ich empfand grosse Liebe zu meinem Vater, aber es gab Themen, die hätte ich nie angeschnitten – aus Scham. Ein 16-, 17jähriges Mädchen hat Probleme, kleine physische und moralische Probleme – die bespricht sie nur mit ihrer Mutter.

Meine Mutter fehlte mir sehr.

Mein Vater kochte für uns, er hatte es mit der Zeit gelernt. Zuerst gab es da noch einen anderen Mann, der wohnte mit uns zusammen. Er hatte seine ganze Familie verloren, seine Frau, seine Kinder. Wie er meinen Vater getroffen hat, weiss ich nicht. Sie kampierten in zwei ganz kleinen Zimmern, ziemlich schäbig – und dann kam ich noch dazu!

Ja, wir sind ziemlich lange zusammen gewesen. An Stelle des Mannes zog später ein junges Paar zu uns, mit einem Baby ... Wir schliefen auf Luftmatratzen, der Wasserhahn war draussen im Hof, die Toiletten waren draussen – es war schlimm!

Ich ging weiter aufs Lyceum, hatte aber Schwierigkeiten. Mathematik, Geographie, Latein – das alles wollte nicht in meinen Kopf.

Ich fand bald eine echte Freundin... Ihre Eltern waren grosse Résistance-Leute. Das wurde eine Ersatzfamilie für mich, ein wirkliches Heim. Und mein Einstieg in den Widerstand ...

Anmerkungen

1 Die Sorbonne blieb bis Januar 1941 geschlossen. – Schon wenige Monate später erschoss die Gestapo einen Studenten nur deshalb, weil er einen Professor, der antiseimitische Vorlesungen hielt, mit faulen Eiern beworfen hatte.

2 So hiess die französische Exilregierung in London. Am 28. Juni 1940 wurde General de Gaulle als deren Chef von der britischen Regierung offiziell anerkannt.

3 Heinz Kühnrich: «Der Partisanenkrieg in Europa 1939-1945», Dietz-Verlag Berlin-DDR, 1968.

4 Pierre Laval hatte seine politische Karriere nach dem Ersten Weltkrieg als sozialistischer Abgeordneter begonnen; war Chef der von Pétain eingesetzten Kollaborations-Regierung; wurde nach dem Weltkrieg als Verräter erschossen.

5 Einige Quellen sprechen von 30'000 Opfern der «grande rafle» am 16. Juli 1942. Bereits am 13. Mai und am 20. August 1941 hatten französische Gendarmen insgesamt 10'000 Juden verhaftet. Mehr als 70 «Judentransporte» der Deutschen Reichs-

bahn verliessen den Pariser Vorortbahnhof Drancy-le-Bourget, «betreut» u.a. von den Angehörigen des Deutschen Sicherheitsdienstes und der Sicherheitspolizei Kurt Lischka, Herbert Hagen und Ernst Heinrichsohn (der später während des Kölner Prozesses wegen Beihilfe zum Mord, behauptete, er habe von Vergasungen nichts gewusst und geglaubt, es handele sich um «Familienzusammenführung»). –

Der «Endlösung» fielen rund 120'000 französische Juden zum Opfer, darunter 25'000 Kinder (insgesamt kamen 1'200'000 jüdische Kinder in europäischen Ghettos und nationalsozialistischen Lagern um). –

Einer grösseren Anzahl Juden gelang es jedoch unterzutauchen. Sie wurden Mitglieder der allgemeinen Resistance-Bewegung (11'000 kamen als Widerstandskämpfer um) oder schlossen sich der Jüdischen Partisaneneinheit in Paris an. Ein Flugblatt aus dem jüdischen Untergrund endete mit den Worten: «Jüdische Frauen – jetzt ist nicht mehr die Zeit der Tränen. Kämpft!»

6 Velodrome d'Hiver – das Winterradstadion von Paris. – Der chilenische General und – nach der Ermordung Salvador Allendes – Staatschef Augusto Pinochet hielt politische Gegner im Stadion der Hauptstadt Santiago gefangen.

7 Ania Francos, «Il était des femmes dans la Résistance», Paris 1978.

8 Im Steinbruch von Châteaubriand wurden am 22. Oktober 1941 zum erstenmal 22 Franzosen als Geiseln erschossen.



Ich nannte mich Yvonne

Valence im Rhonetal . . .

Madame und Monsieur Ducros führen mich durch einen schmalen, dunklen Hausflur, dann einige Treppen hinunter in einen Kellerraum. Ohne Fenster, zu eng für uns drei. Es riecht muffig, nach Vergangenheit.

M. Ducros – er trägt einen sehr guten grauen Anzug mit Weste und ein Hemd mit altmodisch-steifem Kragen – führt mir sein Privatmuseum vor: 1 Funkgerät, 1 Rolle Zündschnur, Stempel und Blankoformulare für falsche Papiere, Karten aus hauchdünnem Tuch mit den Abwurfstellen der alliierten Versorgungsflüge.

An der Wand, eingerahmt von Aufrufen an die Bevölkerung, ein Portrait General de Gaulles. Wie eine Ikone.

«Unsere Jugend», sagt M. Ducros mit einer Handbewegung. Madame nickt...

E. Ducros: ... Wir lebten in Lyon. Wir hatten 1940 geheiratet. Ich war Sachbearbeiterin im Nationalen Lederamt. Das war eine von diesen vielen Dienststellen der Vichy-Regierung. Alles war ja kontingentiert, damals. Für alles gab es Marken und Bons.

Wenn Leute ein paar Schuhe wollten, mussten sie Marken haben. Und die Schuhfabrikanten brauchten Bons, um Leder einkaufen zu können. Also gab es auch Büros, die diese Marken und Bons verteilten. Ja, es gab viele Beamte – Vichy war das Paradies der Bürokraten.

Damals, 1940/41, konnte man noch halbwegs seine Meinung sagen. Auch in unserem Büro gab es verschiedene Auffassungen über Vichy. Zum Glück hatte ich einen Bürochef, der eindeutig dagegen war; der schon Résistance machte. Durch ihn wurde ich Verbindungsagentin – voilà!

Ich nannte mich Yvonne.

Verbindungsaufgaben wurden fast immer von Frauen ausgeführt. In jedem Zug, auf jedem Bahnhof gab es Polizei. Systematisch haben sie alle Züge durchkämmt, alles durchsucht, dauernd musste man die Papiere vorzeigen.

Männer wurden regelrecht gefilzt. Solche mit «semitischen» Ge-

sichtszügen mussten manchmal sogar die Hose herunterlassen. Die Kontrolleure wollten sehen, ob sie beschnitten waren.

Bei uns Frauen hatten sie... gewisse Hemmungen. Deshalb transportierten immer wir die Waffen, die Pistolen, Revolver, die Flugblätter, Nachrichten, Befehle, die falschen Papiere – alles, was gefährlich war.

Wenn ich zu meiner Verbindungsarbeit aufbrach, nahm ich Lederbons mit. So konnte ich mich frei bewegen. Ich war ja «im Dienst».

Dass ich damals jung und schön war, hat mir oft geholfen. Einmal hatte ich Flugblätter nach St. Claude im Jura gebracht; auf dem Rückweg sollte ich leichte Waffen nach Lyon mitnehmen. Dort gab es eine feste Verabredung, aber ich hatte den Zug verpasst. Ich stellte mich also an die Strasse und versuchte es mit Autostop.

Das Fahrzeug, das kurz darauf hielt, war eine Art Schützenpanzer, voll mit Milizionären.¹ Sie waren damals mit Frauen nicht besonders zimperlich. Ich konnte mich kaum wehren. Ich musste sie von meinem Koffer ablenken, ich spielte die Naive, erzählte irgendetwas von meiner Grossmutter, die mich in Lyon erwartete. Es war haarig!

Sie brachten mich zur Place Dupont. Und ich kam pünktlich zu meinem konspirativen Rendezvous ...

Meine Eltern wohnten in Paris. Vier Jahre hab' ich sie nicht gesehen! Der Versuch, in die besetzte Zone zu gelangen, war besonders für uns Untergrundarbeiter viel zu gefährlich. Und meine Eltern bekamen keine Erlaubnis, die Demarkationslinie in der Gegenrichtung zu überschreiten. Sie wussten überhaupt nichts von meiner Arbeit.

Als die Résistance allmählich besser organisiert war, raubten wir grosse Mengen von Lebensmittelmarken aus den Bürgermeistereien. Die Kameraden im Untergrund mussten ja von etwas leben. Die Bürgermeister liessen sich von der Vichy-Regierung einfach neue Marken schicken, und alles war wieder in Butter. Die Bevölkerung hat unter unseren Diebstählen niemals gelitten.

Die Lebensmittelmarken für die besetzte und die freie Zone waren identisch. Wenn ich einige übrig hatte, schickte ich sie meinen Eltern in einem Briefumschlag. Sie hatten keine Ahnung, wer ihr unbekannter Wohltäter war. Erst nach dem Krieg haben sie alles erfahren.

Meine erste Verhaftung war am 18. März 1942. Die Berliner Philharmoniker kamen nach Lyon, um ein Konzert zu geben. Zu dieser Zeit waren schon viele Deutsche in Lyon. Die Résistance-Bewegung hatte beschlossen, das Propaganda-Gastspiel «abzusetzen».

Die Bevölkerung überschwemmte die Place des Terreaux, über die das Orchester zum Konzertsaal gelangen sollte. Ihre Lastwagen

wurden blockiert, Personenautos umgeworfen, auch einige Musiker gingen wohl zu Boden ...

Das war natürlich zuviel! Die französische Polizei räumte den Platz und verhaftete jeden, der nicht schnell genug entkommen konnte. Im Gefängnis St. Paul fand ich mich mit vielen jungen Leuten wieder; auch mit ein paar älteren – Beteiligten und völlig Unbeteiligten. Ein berühmter Medizinprofessor war darunter.

Die Flugblätter, die ich noch in der Tasche hatte, hab' ich 'runtergewürgt ...

Im Gefängnis St. Paul gerieten wir an einen Polizeikommissar, der gegen Vichy eingestellt war. Er stammte aus dem Elsass und war vor der Okkupation nach Lyon ausgewichen. Er hat uns sehr gut behandelt und nach drei, vier Tagen wieder freigelassen.

Allerdings intervenierte die französische Geheimpolizei mit dem Ergebnis, dass die Frauen zwar frei kamen, die jungen Männer aber ohne Ausnahme nach Deutschland deportiert wurden.

Die Vichy-Regierung wusste, dass Lyon die «Hauptstadt der Résistance» war. Aber am Anfang war es schwer, die Widerstandsgruppen zu zerschlagen. Die Franzosen waren noch nicht bereit, den Deutschen zu helfen. Das kam erst später, für Geld.

Es gab natürlich schon die Jagd auf die Juden. Und auf Leute, die den Juden halfen. In dem Haus zum Beispiel, in dem wir wohnten – wir haben es erst nach dem Krieg erfahren –, verriet der Besitzer die jüdischen Mitbewohner an die Gestapo ...



8. November 1942.

Alliierte Truppen landen in Nordafrika.

11. November. Die französisch regierte Zone Libre wird von den Deutschen besetzt. In den Bergen der Ardèche, in Savoyen, in der Drôme . . . überall beginnt der bewaffnete Widerstandskampf.

Die Partisanengruppen nennen sich «Maquis» – wie «macchia»; das ist der dicke Buschwald, der die Hügel ihrer Heimat überzieht; der sie schützt und verbirgt wie ein Dschungel.

Sie kämpfen vereinzelt, in kleinen Gruppen, anfangs nur spärlich mit Waffen, Sprengstoff und Medikamenten versorgt, die britische «Stirlings» und amerikanische «Boeings» in mond hellen Nächten abwerfen.²



Krieg ohne Stellungsbefehl . . . Keine Uniformen, keine Standarten.
Keine Front.

Die Armee sammelt sich nach Ladenschluss, in Hinterzimmern.

Der Krieg beginnt im Gewimmel der Märkte, auf dem Boulevard nach dem Sonntagsgottesdienst.

Die Signale: eine Handbewegung, ein Augenaufschlag . . . Ein leiser Pfiff . . .

Renée Adelbert: Was meinen Mann und mich am meisten aufbrachte, war die Deportation der Juden.

Eines Tages – ich lag im Krankenhaus, ich war gerade operiert worden – da kommt Auguste und sagt: Ich hab' mich beim Maquis gemeldet. Er war Augenzeuge, wie sie Juden abholten.

Da kamen Lastwagen, sagte er. Die Männer wurden in das eine Auto gepfercht, die Frauen in das andere ... und die Kinder in ein drittes. Es war entsetzlich mit anzuhören, wie die Kinder nach ihrer Mutter, ihrem Vater riefen ...!

Und das alles mit Hilfe unserer Polizei!

Die Juden aus dem ganzen Département wurden in Privas zusammengetrieben.

Wir selbst kannten sechs oder sieben jüdische Familien. Sie erzählten uns von Massenmorden und Verfolgungen – aber ... wir haben es nicht geglaubt, so lange nicht geglaubt, bis wir es greifbar vor uns hatten. Dann fing man auch in unserer Gegend an, über Konzentrationslager zu reden ...

Es gab auch Geislerschiessungen – nicht direkt in der Stadt. Aber aus vielen kleineren Orten der Ardèche hörten wir von Massakern. Wenn einem Deutschen etwas passierte, hat man gleich mehrere Geiseln erschossen ...

So kam Auguste zum Widerstand – aus ehrlicher Empörung, wie viele Männer damals. Ich spreche nicht von den jungen Männern, die so dem Arbeitsdienst entgehen wollten. Sie wollten nicht zur Organisation Todt, die den Atlantikwall baute, und ihre Eltern waren mit dieser Entscheidung sehr oft einverstanden.

Die Massenentführung junger Franzosen nach Deutschland gibt dem Widerstand grossen Auftrieb. Im Spätsommer 1942 verspricht Laval dem «Führer» 350'000 Arbeitskräfte. Mit einem einzigen Telegramm fordert Gauleiter Sauckel 200'000 junge Franzosen an.

Die Handlanger der deutschen Besatzungsmacht fangen Ar-

beitssklaven ein, wo sie sie treffen: Auf der Strasse, im Café, auf den Sportplätzen.

Auch die brutale «Germanisierung» Elsass-Lothringens nach der Annektion vom 24. Juni 1940 verschafft den Einheiten der Résistance immer neuen Zulauf: Wer im Elsass jetzt noch französisch spricht, wird bestraft; 50'000 französisch-sprachige Lothringer sind in die «Zone Libre» umgesiedelt worden; im August 1942 erhalten alle Bewohner von Elsass-Lothringen die deutsche Staatsbürgerschaft.

Die Franzosen fühlen sich an 1871 erinnert, als das Grenzland – nach dem verlorenen Krieg 1870-71 – schon einmal dem deutschen Reich zugeschlagen wurde.

Das alles belebt die alte «Germanophobie», die tiefe Abneigung gegen die «boches»³ und verschärft die Fronten im eigenen Land: Zwischen den Kämpfern der Résistance und den Kollaborateuren (aus Überzeugung, aus Opportunismus, aus Angst) entsteht unveröhnliche Feindschaft. . .

Kate Fleuron: Vom ersten Tag an ging es mir im Kopf herum: Was können wir gegen die Deutschen unternehmen?

Ich muss hier anmerken, dass ich aus rein nationalen Motiven in den Widerstand eintrat. Erst später erkannte ich auch die gesellschaftspolitischen Aspekte des Kampfes.

Da gab es einen konservativen jungen Journalisten, der für Christmas Möller tätig war, den damals führenden Kopf der Konservativen Partei. Dieser junge Mann arbeitete mit englischen Agenten zusammen, die mit dem Fallschirm absprangen – eine gefährliche Aufgabe. Er wurde von der dänischen Polizei gesucht, im Auftrag der Deutschen natürlich ...

Ich hatte ihm meine Hilfe angeboten, und so kam er eines Tages zu mir, und wir lebten mehrere Monate zusammen. Das war mein Einstieg in den Widerstand.

Im November 1941 muss Kate Fleuron auf Druck der deutschen Besatzungsmacht die «Nationaltidende» verlassen. Ihre «Nadelstiche» sind unangenehm aufgefallen. Auch der Chefredakteur Aage Schoch – ihr spätere Mann – wird gefeuert.

Die Untergrundzeitung «Frit Denmark» entwickelt sich zum

Sammelpunkt für oppositionelle Journalisten und Schriftsteller, für Konservative und Kommunisten, Sozialisten und Liberale – ein Bündnis auf Zeit.

Kate Fleuron: Einmal im Monat trafen wir uns im Keller einer Villa in einem Vorort von Kopenhagen, die einem Freund gehörte. Sechs, acht, zehn Leute kamen dort zusammen und hielten eine Redaktionskonferenz ab.

Nur wenige kannten einander. Meist wussten wir nicht, wer die anderen waren. Wir kannten nur ihre Decknamen.

Mein Deckname war «Miss Kroh» ... «Fräulein Krogh» ... Wir kamen einzeln und wir gingen einzeln wieder weg ...

Natürlich musste ich auch Geld verdienen ... Ich schrieb Bücher über die dänische Jugend und hie und da ein paar schlecht bezahlte Artikel für Zeitschriften. Aber wenn ich so zurückdenke: Es war schon ein kleines Wunder, wie ich über die Runden kam!

«Frit Denmark», Nummer 22:

Gestapo-Mord.

Die Deutschen töteten im Laufe der Woche den Fuhrmann H. V. Jensen, den Facharbeiter Oluf Alfred Mogensen, den Gartenarchitekten Lindhardt, den Gemüsehändler Davidsen (alle Kopenhagen), den Maschinenmeister Erik Rask (Lösning) und den Direktor H. C. Hansen der Versicherungsgesellschaft «Baltica».

Sabotage.

Im Kampf gegen die V2-Waffe errang die dänische Freiheitsbewegung weitere Siege durch Zerstörung der Metallwarenfabrik Emeche und der Radioinstrumentenfabrik Moritz Andersen auf dem Orstedsvej sowie durch den Diebstahl wichtiger Zeichnungen und Pläne von Siemens, Blegdamsvej 124. Der Flugplatz Beidringe auf Fyn wurde in der Nacht zum 18. dieses Monats von Saboteuren angegriffen, die trotz starker deutscher Bewachung Material für die Fertigstellung unterirdischer Hangars zerstörten. Weitere Sabotageakte richteten sich gegen folgende Unternehmen: Dänische Aluminiumindustrie, Jensens Maschinenfabrik, Firma «Elektromekano» im Besitz der Hans-Just-Gruppe, N. Rasmussens Autoindustrie, die Kühlerfabrik in Horsens, die Borhardt-Nielsen-Werke, die Motoren- und Maschinenfabrik Filip Jensen Nachfolger und gegen die Maschinenfa-

brik von Moller und Jochumsen. Schliesslich erbeuteten die Saboteure eine grosse Anzahl Waffen aus dem Waffenlager des Heeres / Schule für Handfeuerwaffen auf Amager. Da der mitgebrachte Lastwagen nicht ausreichte, requirierten sie kurzerhand einen Lastwagen von Burmeister-Wain, der zufällig vorbeifuhr . . .

Überschriften: Eisenbahnsabotage . . . Denunziantentum . . . Unsere Opfer in den deutschen Lagern . . . Deportationen und Überstellungen . . . Die allgemeine Versorgungslage . . . Helft den Flüchtlingen

. . .

In jeder Nummer der Hinweis: «Lies' das Blatt möglichst schnell und gib es schnell weiter! Jedes Exemplar muss von vielen gelesen werden! Denkt auch an Eure Freunde auf dem Land! Seid vorsichtig!»

Anmerkungen

1 Die französische Miliz, ursprünglich zum Schutz der deutschen Besatzungsmacht gebildet, arbeitete mit dem Sicherheitsdienst (SD) und der Gestapo eng zusammen. Sie wurde nach und nach zu einer politischen Polizei, die Gegner der Vichy-Regierung und der Okkupationsarmee jagte.

2 Die Bewaffnung des französischen Widerstandes stammte zum grössten Teil aus anglo-amerikanischen Beständen. «Insgesamt gelangten von 1941 bis 1944 3733 Abwürfe mit einem Gewicht von 5'007'000 kg nach Frankreich, darunter 104'536 Maschinenpistolen, 409'224 Handgranaten und 307'023 kg Sprengstoff» (Kurt Zentner in seinem Buch «Der Widerstand, Illustrierte Geschichte des Widerstandes in Deutschland und Europa», München 1966).

Die westliche Militärhilfe für den Widerstandskampf in Europa wurde vom Secret Operation Executive (S.O.E.) in London koordiniert, wo auch alle Fäden der Untergrund-Nachrichtendienste zusammenliefen. Dabei entstanden immer wieder Reibereien mit de Gaulles «Services de renseignements de la France libre». Frankreich sollte sich – so die Londoner Exilregierung – möglichst allein befreien. Deshalb: «Alle Informationen an General de Gaulle!» –

Grossen Einfluss auf den Untergrundkampf und die Stimmung der Bevölkerung in den besetzten Gebieten hatten die Sendungen des Londoner Rundfunks BBC (Europe Service). Nur auf diesem Weg wurden z.B. Sabotageaktionen der Résistance allgemein bekannt. Immer wieder rief London zum Widerstand auf: «Ne va pas en Allemagne!» – «Geh nicht nach Deutschland, in die Sklaverei, ins deutsche Arbeitslager!» – «Demoralisiert die Deutschen!» – «Man hat euch gezwungen, für den Feind zu arbeiten. Bezähmt euren Eifer! Immer schön langsam ...!»

3 Französisches Schimpfwort ungeklärter Herkunft für «die Deutschen».

Mit dem Baby in der Waschküche

Villy Andreassen, der kommunistische Funktionär und Gewerkschafter, ist im Untergrund – bei den «Amager-Partisanen».¹ Dagmar Andreassen hat ein Mädchen von sechs Jahren und ein Baby und lebt vom Wäschewaschen.

Sie wäscht auch die Sachen der Untergrundkämpfer, der Eisenbahn- und Fabriksaboteure; der englischen Spione und Instrukto-ren, die nachts mit dem Fallschirm abspringen.

Das Baby schläft und schreit und schläft daneben in der Waschküche.

Dagmar Andreassen: Was wir als einfache Frauen machen konnten? Alles, wofür die Männer keine Zeit hatten! Lebensmittel organisieren und in der Schlange stehen, Flugblätter verteilen und den Flüchtlingen helfen. Es gab Solidaritätsmarken, die man verkaufte für eine Krone oder mehr; und das Geld ging an die «Roten Witwen» – Frauen, deren Männer eingekerkert oder verschleppt waren, und an die deutschen Flüchtlinge, die sich hier versteckt hielten.

Am Anfang hatten wir auch Flüchtlinge bei uns wohnen. Aber nach 41 wurde mein Bruder gesucht – dann ging das nicht mehr. Die Polizei kam regelmässig kontrollieren, ob er nicht doch zu Hause war...

Ich erinnere mich an einen schrecklich kalten Winter. Wir mussten nach Torf anstehen. Einen halben Sack nassen Torf haben wir bekommen...

Wir waren mehrere junge Frauen mit Kindern, haben uns zusammengetan und bei den alten Mühlen Koks ausgegraben. Alles mögliche haben wir damals verbrannt, sogar Gebetbücher ...

Unsere Wohnung war ein feucht-kaltes Loch. Im Winter froren die Wände ein, sie waren regelrecht mit Eis überkrustet; im Frühling tauten sie wieder auf. Dann wurde alles feucht und klamm ...

Meine Grosse, Rizza, blieb schon allein zu Hause. Sie wusste immer, wo sie mich erreichen konnte, falls etwas los war. Sie war klug und sehr gerissen für ihr Alter und hat die Arbeiterkinder aus der ganzen Strasse angeführt.

Ein Glück für mich, dass sie so war ...

Ich konnte mich zu einer bestimmten Zeit mit ihr irgendwo verabreden, und wir trafen uns immer! Bevor das Wasser abgestellt wurde, hat sie alle möglichen Töpfe und Kannen gefüllt. Von sich aus!

Eine harte Zeit... Ich bin immer «legal» gewesen. Mit unseren Gören konnten wir Frauen nicht «unter die Erde» gehen. In Abständen kam Villy nach Hause ... Das waren glückliche Stunden – aber immer war die Angst dabei. Wenn draussen ein Auto hielt – es gab ja noch nicht so viele Autos, damals – wurden wir immer ganz starr ...

Villy kam urplötzlich, blieb ein paar Tage und verschwand. Wir haben nie über seine Arbeit gesprochen. Wenn man mich verhaftet hätte – ich hätte wirklich nichts gewusst...

Da fällt mir noch was ein: Als der Krieg zu Ende war, hat Rizza einen Kasten mit Bauklötzen aufgemacht, und unter den Klötzen lagen Flugblätter. Die hat sie dem Vati gegeben und gesagt: Nun kann ich das ja wieder 'raustun!

Und ich hatte keine Ahnung davon ...²



Renée Adelbert: Alle konnten nicht in die Berge gehen... Einige mussten ja bleiben und die Verbindungen sicherstellen.

Ich kannte eine Postbeamtin in Privas, die heute in Lyon lebt. Sie informierte den Maquis über alles, was sie im Dienst erfuhr. Die Frau war formidabel! Sie war 20 Jahre alt und dachte gar nicht daran, dass sie damit ihr Leben aufs Spiel setzte.-

Bei Le Cheylard war ein Maquisard verletzt in das erstbeste Haus geflüchtet. Eine Frau hat ihn aufgenommen, einen Arzt verständigt, der selbst Partisan war; und einen ganzen Monat lang ging sie hinkend, ein Bein dick umwickelt, durch das Dorf, um den Nachbarn zu erklären, warum der Doktor bei ihr ein und aus ging ...

Und Renée Adelbert?

Jeden Morgen öffnet sie ihren Schreibwarenladen, wie gewohnt.

Sie ist freundlich zu ihren Kunden, auch zu den deutschen . . . Sie entschuldigt die Abwesenheit ihres Mannes mit immer neuen Ausreden.

Und wenn abends die Läden herunterrasseln, vermutet dahinter niemand eine Fälscherwerkstatt der Résistance.

Renée Adelbert: Das mit den falschen Papieren war bald ein richtiges Gewerbe.

Durch unser Geschäft bekam ich Kautschukrohlinge, und die Präfektur gab mir die Erlaubnis, Stempel herzustellen.

Sie brauchten viele Stempel, damals ...

Ich fragte nach allen möglichen Vorlagen – fürs Rathaus, fürs Departement, für die Präfektur. Ich hatte einen ganzen Sack voll...

Dann lernte ich, Unterschriften zu fälschen. Ich hab so viele gefälscht, dass ich am Ende selbst nicht mehr wusste, welche von mir und welche wirklich echt waren ...

Manche Kameraden, die gesucht wurden, erhielten die Identität von Verstorbenen aus Ortschaften, wo die Mairie zerstört und alle Unterlagen vernichtet worden waren. So gelangten viele – auch viele Juden – nach Spanien und von dort nach England.

Man hat die Papiere gerieben, zerknüllt, auf die Erde geworfen und mit sich herumgetragen – damit sie nicht gar so neu aussahen ...

Unser Geschäft war ausserdem ein «Briefkasten», wie man das nannte. Leute aus dem Maquis steckten uns Informationen zu, und andere kamen wieder, um sie abzuholen. Sie hatten ein Code-Wort dafür...

Natürlich wusste ich über alles Bescheid. Der Mann braucht seine Frau als Komplizin!

Ich hab' Schmiere gestanden, alles hab ich gemacht! Ich hab sogar Waffen geschmuggelt – von Chomérac nach Privas, auf dem Fahrrad, unter Salatköpfen versteckt...!

Einmal hatte ich gerade eine Ladung Waffen und haufenweise Lebensmittelkarten bei mir, die ich weiterleiten sollte. Und es kommt eine Hausdurchsuchung. Ich war starr vor Schreck. Sie haben überall herumgeschnüffelt, aber nichts gefungen.

Stellen Sie sich vor – es war meine dreizehnjährige Tochter, die alles geschnappt und in die Mülltonnen geworfen hatte! 48 Stunden später, mitten in der Nacht, während der Ausgangssperre, kamen welche vom Maquis und haben die Tonnen geleert...

Meine Kleine ...!

Ich hatte vier: Die älteste Tochter war 15 Jahre alt, dann die 13jährige, der Junge war elf und die Jüngste sieben. Und alle haben mitgemacht.

Die Älteste – Sie haben sie gerade gesehen, als Sie unten durch den Laden kamen – tippte so gern auf der Schreibmaschine. Sie hat falsche Papiere getippt.

Also – gefährlich war das schon, und hinterher fragt man sich, wie das alles überhaupt möglich war. Aber mittendrin ... Man hatte nicht mal Zeit, gründlich über die Motive nachzudenken.

Es war die Freiheit, für die wir kämpften – oder nicht!³

Marcelle Kraemer-Bach, Rechtsanwältin, Paris: Durch den Pater Riquet bin ich zur Résistance gekommen. Er war ein grosser Mann im Widerstand gegen die Deutschen. Sie verschleppten ihn später nach Dachau und Bergen-Belsen.

Ich selbst war im Nachrichtendienst und machte Übersetzungen aus dem Englischen und Italienischen.

Niemand hat mir jemals beigebracht, was das war – der Nachrichtendienst. Ich hatte vorher nicht die geringste Ahnung. Ich wusste nur, dass Nachrichtenoffiziere im Krieg eine Klasse für sich waren, dass sie jahrelang studiert hatten. Und nun gehörte ich selbst zum «Intelligence Service» ...

Wir haben schrecklich improvisiert, wir waren lauter Neulinge. Wir machten es, so gut wir konnten – ohne Ausbildung, fast ohne Hilfsmittel...

Von allen möglichen Seiten bekam ich Informationen – wirtschaftliche, militärische, politische. Ich fand sie in meinem Briefkasten und musste sie in andere Richtungen weiterleiten.

Ich war in der Gruppe von Pierre Frenet. Sie hiess «Combat».⁴

Lyon, die «Hauptstadt der Résistance», wurde mein zweites Zuhause. Wie oft ich die Strecke Paris-Lyon zurückgelegt habe, weiss ich gar nicht mehr.

In Lyon konnte man verhungern ... Einmal – ich erinnere mich an einen sehr schönen Juli – gab es nur grosse Mengen Pfirsiche, die sie nicht loswurden; es gab keine Transportmittel dafür. Da ernährten wir uns wochenlang von Pfirsichen. Ich war sehr mager ...

Und dann die anstrengenden Märsche ... Das letzte Stück bis zur Demarkationslinie mussten wir immer querfeldein gehen, kilometerweit zu Fuss. Mit dem Zug zu fahren, war auch mit falschen Papieren viel zu gefährlich.

In meinem Ausweis stand ein bretonischer Name: Marie-Yvonne de Cergaradeque-Bajard.

Ist das nicht grotesk für einen Advokaten, der immer nur Recht und Gesetz kannte, plötzlich zu leben wie ein Outlaw, wie ein Ge-

setzloser ...? Finden Sie nicht auch? Wir haben gelebt wie die Vagabunden ...

Natürlich – man hatte auch Angst. Wenn nachts, während der Sperrstunde, draussen ein Auto anhielt, dachte man sofort: Jetzt holen sie dich! Wenn es weiterfuhr, sagte man sich erleichtert: Heute bist du noch nicht dran ...!

Aber der Mensch gewöhnt sich. Es war nicht mein Verdienst, dass ich nach einiger Zeit kaum noch das Gefühl der Angst kannte; es war alles nur Gewöhnung ...

Manchmal sprach ich im Radio; das war ein Geheimsender der Résistance. Dann hiess es plötzlich: Man hat deine Stimme erkannt, du musst Paris sofort verlassen!

Zwei Tage nach meiner Flucht wurden zwei Frauen und ein Junge, mit denen ich vorher zusammen war, verhaftet.

Der Junge ist erschossen worden. Er war 20. Die Frauen kamen ins KZ ...

Anmerkungen.

¹ Amager – durch eine Wasserstrasse vom Festland getrennter Teil Kopenhagens.

² Auch ein Buch-Thema: Wie Kinder aufwachsen – in einer Umgebung des Widerstandes, in einer Umgebung der Kollaboration ... Die einen lernen, dass man Geheimnisse respektiert, der Macht mit List antwortet; die anderen, dass man sich gut stellt mit den Unterdrückern. Andere Wahrnehmungen, andere Haltungen, andere Gedanken – so entstehen ganz verschiedene Menschen!

³ In ihrem Buch «Frauen und Mädchen im österreichischen Widerstand» (Wien – Frankfurt – Zürich, 1967) zitiert Tilly Spiegel eine österreichische Bäuerin, Mutter von zehn Kindern, die zwei von der SS gejagte sowjetische Offiziere versteckt hielt: «Was soll man denn tun, wenn einmal einer draussen steht, in eine zerrissene Decke gehüllt, und um Brot bittet, als ihm helfen? Ich hab' an meine Söhne gedacht, von denen fünf im Krieg waren . . . wenn auch sie so vor einer verschlossenen Tür stehen müssten...» — «Solche Frauen», schreibt die Autorin im Vorwort, «begehen keine Heldentaten, um Karriere zu machen, sie streben nicht nach Macht, Ämtern und Würden. Es reizte sie auch nicht, gefährlicher zu leben, als man damals alltäglich allein beim Versuch lebte, seine Kinder zu menschlichem Verhalten zu erziehen, seinen Nachbarn nicht nachzuspionieren, seinen Arbeitskollegen hilfreich zur Seite zu stehen, Menschen noch zu grüssen, die bereits verfeimt waren. Sie waren tapfer, weil sie es nicht lassen konnten, sich Gewissensfragen zu stellen, und es nicht vermochten, dem schrecklichen Drama unbeteiligt zuzusehen ...» —

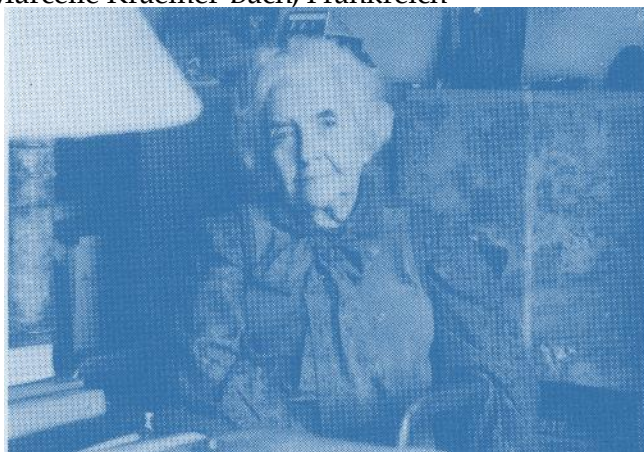
«Der Geist des Widerstandes», schreibt Dagmar Andreassen, «entsteht nicht erst im Krieg. Aber viele Frauen haben erst im Krieg herausgefunden, dass er in ihnen lebendig war. Sie haben auch entdeckt, dass sich «weibliche Tilgendem anders einsetzen lassen, als im Konkurrenzkampf um den Mann . . .»

⁴ Die konservative Widerstandsorganisation «Combat» unter Führung des Hauptmanns Henri Frenay unterstellte sich nach dem deutschen Einmarsch in die Südzone

als erste dem Befehl General de Gaulles. Andere bedeutende Widerstandsgruppen hiessen «Défense de la France» («Verteidigung Frankreichs», bürgerlich), «Francs-Tireurs Partisans Français» (kommunistisch) und «Libération» («Befreiung», gewerkschaftlich, links-liberal).

Vorgeschichten (II)

Marcelle Kraemer-Bach, Frankreich



Marcelle Kraemer-Bach

Paris, 75 Rue de Longchamp, 16. Arrondissement.

In ihrer Anwaltskanzlei warte ich auf Marcelle Kraemer-Bach, Vorsitzende der nationalen Vereinigung «Les Pères et Mères des Disparus et des Morts pour la France».¹ Ein kleines, altmodisches Büro. Überall, auf Simsen, Aktenbergen, auf dem Schreibtisch stehen gerahmte Fotografien – und immer ist es derselbe, kraftstrotzende junge Soldat, ein Kerl wie Jean Gabin . . .

Marcelle Kraemer-Bach: Wir hatten einen Sohn, einen lieben, anhänglichen Jungen – ein wenig zurückhaltend vielleicht, mehr ... wie ein Engländer ...

Jean-Pierre war gefühlvoll... und sensibel. Sportlich war er auch. Und offen und ehrlich. Ein Pfadfinder ...

Ein Jahr lang studierte er Jura und politische Wissenschaften. Aber das war nichts für ihn. Er träumte von grossen Ländereien, von Ausritten übers freie Feld... wie im 19. Jahrhundert! In Rennes besuchte er eine Fachschule und wurde Landwirt.

Dann musste er zum Militär. Er ging zu den Panzern. Dafür hatte er was übrig ...!

Wir waren eine sehr patriotische Familie. Wir liebten unser Land. Natürlich waren wir gegen den Krieg ... Eroberungskriege, verstehen Sie!

Aber wir waren auch gegen die Nazis. Ich hatte Konferenzen gegen die Nazi-Gefahr organisiert. Als die Deutschen später in Paris Plakate mit den Namen ihrer Feinde aufhängten, stand ich auch darauf.

Das war wirklich eine Auszeichnung!

Jean-Pierre hatte einen Deutschlehrer, den er sehr liebte – einen Philosophieprofessor aus Berlin, der nach Frankreich geflohen war. So erfuhr er aus erster Hand, was das war: die Naziherrschaft.

Als der Krieg anfang, war ich verzweifelt. Aber mein Sohn sagte, als er meine Tränen sah: Mama, ich versteh' dich nicht – das ist kein gewöhnlicher Krieg, das ist ein Kreuzzug!

Wir alle hatten die beschwörenden Worte Winston Churchills im Ohr: «Schulter an Schulter kämpfen das englische und das französische Volk, um Europa, – nein die ganze Menschheit von der ekelhaftesten, unmenschlichsten Tyrannei zu befreien, die jemals die Seiten im Buch der Geschichte befleckt hat...»

Ich wollte ... ich konnte ihn nicht zurückhalten, aber – ich gab ihn nicht gern ...

Wir hatten ihn zu einer freiheitlichen Gesinnung erzogen, die das Gegenteil von Faschismus ist. Und jetzt handelte er danach.

Aber gern liess ich ihn nicht gehen. Nein!

Er hat wohl gemerkt, dass ich um ihn Angst hatte. Dann sagte er: «Mutter, du hast keine Ahnung! So ein Tank ist wie eine Festung!»

Er hat sich immer hinter seinem Tank verschanzt!

Er dachte wohl, es würde mich beruhigen... Natürlich glaubte ich kein Wort. Und wenn plötzlich eine Mine hochgeht?!

Aber er bestand darauf: Sein Tank ist eine Festung.

Er war immer so zuversichtlich ...

Das erstmal ging er während des drôle de guerre. Das war noch nicht der eigentliche Krieg, und man glaubte, alles würde sich noch einrenken; Hitler würde sterben – oder so. Naja, lassen wir das...

Er absolvierte seinen Militärdienst in der Nähe von Versailles. Dort wurden Panzerkommandanten ausgebildet.

Zum letzten Mal sah ich ihn bei einem kurzen Urlaub im April 1940.

Anfang Mai wollten wir sogar zu dritt einige Tage nach Biarritz fahren. Mein Mann und ich machten uns am 9. Mai auf den Weg, um Jean-Pierre in der Kaserne abzuholen. Unterwegs hatte unser Auto eine Panne und wir mussten in einem kleinen Dorf übernachten. Dort hörten wir am nächsten Morgen vom deutschen Überfall auf Holland und Belgien.

Die Soldaten waren in Alarmbereitschaft, und wir kehrten nach Paris zurück.

Ich bekam noch drei Briefe ... vom 10., 11. und 12. Mai... In einem schrieb er von einem Flüchtlingsstrom, der sich über das Land wälze – eine riesige Menge Alte, Frauen und Kinder, die von deutschen Flugzeugen beschossen würden.

«Das muss die Welt erfahren», schrieb Jean-Pierre ...

Dann riss die Verbindung ab.

Die nächste Nachricht bekam ich von seinen Kameraden. Sie schrieben mir, dass er mit ungewöhnlichem Schneid im ersten von

drei Panzern vorwärts gestürmt und hinter einer Wand von Rauch und Feuer verschwunden sei.

Dennoch – alle machten mir Hoffnung ...

Er sprach Deutsch, Englisch, Italienisch ... Er war geschickt, gewandt... ein sportlicher Typ, sagten sie. Er könnte sich gerettet haben!

Ich schrieb ...

Ich schrieb an seine Vorgesetzten, an den Colonel. Sie wussten nur die Nummer seines Tanks.

Also fuhr ich selbst in die Ardennen.

Ich fuhr ... ohne Papiere, ohne alles ... mit meiner Sanitärerinnenhaube auf dem Kopf ins deutsche Sperrgebiet, aufs Schlachtfeld...

Ich fuhr los. Und hab' den Tank gefunden ... In der Nähe von Sedan...

Ich sah, was passiert war.

Das ist alles ...

Er ist in seinem Panzer umgekommen. Ich fand zwei.

Das ist alles. Das reicht.

Es tut zu weh.

Später erfuhr ich, wie aussichtslos der Kampf gewesen war: 39 leichte Panzer auf unserer Seite, 300 schwere auf der deutschen;

nur 9 unserer Tanks kehrten überhaupt zurück. Der Kommandeur des 7. Panzerbataillons, Giordani, schlug meinen Sohn posthum für die Militärmedaille und das Kriegsverdienstkreuz vor.

Die Trauer um Jean-Pierre ist ein Leiden, das mich nie verlassen hat. Unheilbar. Ich spreche sehr gern über ihn – über den lebenden fröhlichen, den glücklichen Jean-Pierre – wie er Rugby spielte, lachte, gut zu mir war. So liebe ich die Erinnerung. Aber als ich ihn tot sah — nein, ich kann nicht über die Umstände seines Todes sprechen.

Er ist tot, voilà!

Und es ist gut, dass er im Kampf gegen den Nazismus gefallen ist. Es gab Mütter, deren Kinder – kleine Kinder vielleicht, die noch mit Puppen spielten – von Bomben getötet, unter Trümmerschutt begraben wurden. Schrecklich! Sinnlos! Andere starben in den Lagern, wurden zu Tode gefoltert...

Ist es nicht besser, zu wissen, dass der Sohn im Kampf gefallen ist? Dass er nicht gelitten hat? Oder nur ganz kurz... ganz kurz ...!

—

Ich kehrte nach Paris zurück. Schon bald nach dem «Waffenstillstand» begann meine Arbeit für die Résistance. Ich glaube, ohne diese Arbeit hätte ich Jean-Pierre nicht lange überlebt.

Ich weiss, es war in seinem Sinn, was ich tat; er hätte dasselbe getan – nur sehr viel unvorsichtiger.

Er wäre sicher in den kämpfenden Maquis gegangen. Ganz gewiss!

Wissen Sie, wenn man sein Land nur ein wenig liebt, und es wird von einer fremden Macht besetzt — da kann man doch nicht mit verschränkten Armen da sitzen und zusehen!

Die Untergrundarbeit war für mich die einzigmögliche Art zu überleben.

Anmerkung.

¹ Vereinigung der «Väter und Mütter der Vermissten und für Frankreich Gefallenen».



Propagandistinnen im Bürgerkrieg

«Unser Feind ist der Faschismus!»

Die Jugoslawische Armee hat Jugoslawien kaum verteidigt. Ganze Einheiten liefen zum Feind über.

Wofür auch kämpfen? Das künstliche Staatsgebilde, das von den Siegermächten des Ersten Weltkriegs gegründet wurde, beherbergt 12 Millionen Serben/Kroaten/Slowenen/Deutsche/Ungarn/Rumänen/Mazedonier/Dalmatiner/Albaner – ein Aufenthaltsort, kein Vaterland, für das man stirbt.

Magdalena Arnold, Schneiderin, stammt aus einem kroatischen Bergdorf nördlich Kumrovec an der slowenischen Grenze (Tito kam aus dieser Gegend): Unsere Heimwehr war überall in den Wäldern verteilt und hat auf deutsche Flugzeuge geschossen aber nicht getroffen. Sie nahmen die Verteidigung ausgesprochen lässig.

Wir haben sie beschimpft: Das kann doch nicht wahr sein, dass ihr kein einziges Flugzeug trifft!

Mit Jugendlichen organisierte ich eine Flugblattaktion. Wir verlangten, dass sie Widerstand leisteten. Zwar hätten wir nichts besonders Gutes zu verteidigen, aber es sei immer noch besser als die Verhältnisse, die uns unter einem Hitler erwarteten.

Wir haben Mehl mit Wasser verrührt und die Flugblätter auf die Zelte der Soldaten, an Bäume und an die Masten der Hochspannungsleitungen geklebt...

Aber: Kein «einig Volk» erhebt sich gegen die Besatzungsmacht. Es gibt nur: Völkerstämme, Gruppen, Klassen, Religionsgemeinschaften. Die militärische Besetzung führt sofort zum Bürgerkrieg. Serbische Tschetniki und kroatische Ustasche, katholische und orthodoxe Christen stürzen in uraltem Hass aufeinander. Konservative Nationalisten und Nationalfaschisten, marodierende Soldaten der geschlagenen Armee, kriminelle Banden – alle schlagen, stechen, schießen, bomben aufeinander ein.

Ein Volk zerfleischt sich selbst...

Magdalena Arnold: Der eine Bruder war bei den Tito-Partisanen, der andere bei der Ustascha¹, und übers Feld hinweg brüllten sie einander Verwünschungen zu... Diese unversöhnliche Feindschaft hatte ihre Wurzeln in der Vorkriegszeit. Jeder fühlte sich der einen oder der anderen Seite zugehörig.

Die grossserbische Bourgeoisie hatte alle anderen Nationalitäten terrorisiert. So durften zum Beispiel die Mazedonier ihre Namen nicht mehr führen. Sie wurden umgetauft. Aus Dimitrievski wurde Dimitrievic. Das kroatische Volk war besonders rechtlos.

Wir mussten den Menschen klar machen, dass nicht «die Serben», sondern die herrschenden Kreise in Serbien ihre Unterdrücker waren; dass man für die Greuel der Faschisten nicht ein ganzes Volk verantwortlich machen kann. Hitler z.B. hatte seine Gegner in Konzentrationslagern eingesperrt; auch sie waren Deutsche.

Deswegen galt unser Kampf dem Faschismus; wir mussten den Faschisten töten, und sei es der eigene Bruder – aber nicht den Deutschen, Serben, Italiener ...

Schon in den ersten Tagen des Bruderkrieges gehen viele tausend junge Kommunisten in die Kampfgebiete – die jungen Männer zu den Partisanen-Kampfeinheiten, die Frauen als Propagandistinnen. Unser Kampf ist Klassenkampf, heisst ihre Botschaft. Unser Ziel: die proletarische Revolution!

In den Propagandagruppen sieht man Oberschülerinnen und Fabrikmädchen, Lehrlinge, Studentinnen und Angestellte; die sorgsam behüteten, linkischen Bäuerinnen und die selbstbewussten jungen Frauen aus der Stadt – alle in den gleichen Uniformen mit dem roten Stern, alle wichtig, im Auftrag der Partei.²

Von einem Tag zum anderen zerfällt eine Ordnung, die den Frauen nur zwei Wirkungsplätze zuwies: Herd und Ehebett. Titos entstehende Volksbefreiungsarmee ist auch eine Bewegung zur Befreiung der jugoslawischen Frau.

Dobrila Debeljak-Kukoc, damals Angestellte der Sozialversicherung in Split: Nachts gingen wir in die Dörfer, in serbische und kroatische, versammelten die Dorfbewohner und sprachen über die Ziele unseres Kampfes – und wie man sie erreicht.

Damit wir unterwegs nicht entdeckt wurden, traten wir als Flüchtlinge aus Lika auf, die um Wäsche und Geschirr und Lebensmittel bettelten. Aus den serbischen Dörfern im Bezirk Lika waren viele Bauern vor den einheimischen (kroatischen) Ustasche auf der Flucht.

Bei dieser Gelegenheit sammelten wir gleich nützliche Dinge für unsere Partisaneneinheiten.

Wir mussten der Bevölkerung erklären, dass unsere Kämpfer keine Vorratslager hatten, dass sie ernährt werden mussten und Strümpfe und Handschuhe brauchten ...

Stojanka Aralica, damals Schülerin des Lehrerinnen-Seminars in Gospic: Ich habe mich selbst gewundert, dass mir die Bauern in Lika, dieser rückständigen Gegend, überhaupt zuhörten – einem Mädchen in Hosen, mit dem Gewehr in der Hand. Manche sagten allerdings: Schade, dass sie Stojanka heisst, und nicht Stojan...

Dobriła Debeljak-Kukoc: Die Mädchen dort konnten weder lesen noch schreiben. Ich war das erste Mädchen aus der Stadt, das sie zu Gesicht bekamen, und sie verstanden überhaupt nicht, dass ich das bequeme Stadtleben in Split gegen dieses Lagerleben in der Wildnis tauschen wollte.

Ich erzählte ihnen, wie sich die Besatzer in den Städten aufführ-



links: Stojanka Aralica; rechts: Dobriła Debeljak-Kukoc

ten; dass sie junge Leute ... junge fortschrittliche Mädchen festnahmen, in Lager sperrten; vom Terror gegen die Bevölkerung.

Ich sagte, das könne auch ihnen passieren, und wir, die Kommunistische Partei, wollten das verhindern.

Auf jugoslawischem Boden gibt es seit der Ausrufung des kroatischen Königreichs (mit dem italienischen Herzog Aimone von Spoleto als Königsmarionette) zwei unabhängige Staaten: Serbien und Kroatien. Der kroatische «Poglavnik» («Führer»), der Jurist Ante Pavelic, errichtet in seinem Einflussbereich ein faschistisches Schreckensregime, das mit dem Terror und Blutdurst des deutschen SS-Staates wetteifert.

Auch in Kroatien: eine lückenlose «Arisierung»; Konzentrationslager (für Serben, Juden und Regimegegner); eine SS-ähnliche Elitetruppe, die Ustascha-Miliz, die sich eines strengen Auslese- und Führerprinzips rühmt. Schliesslich, als Besonderheit – mit dem Segen des katholischen Klerus –, brutale Zwangstaufen der griechisch-orthodoxen serbischen Bevölkerung.

Der Nationalistenführer Pavelic zehrt von dem grossen Vorrat an Hass, den die Besetzung Kroatiens durch serbische Truppen 1918 und die «grossserbische» Politik der Sieger erzeugt hatte?

Magdalena Arnold, die Schneiderin, die vom Land in die Stadt kam, um Arbeit zu finden; die zu lesen anfang; die Gewerkschaftsmitglied wurde, Mitglied der kroatischen KP; die streikte und demonstrierte, wie es ihrem «gesunden Menschenverstand» entsprach – sie zählt auf einmal zu den Staatsfeinden.

Die Kommunistische Partei war schon seit ihrer Gründung 1923 illegal; jetzt sind auch Gewerkschaften verboten.

Magdalena Arnold: Wir waren weiter illegal aktiv, bis wir 1942 einen Spitzel bei uns aufnahmen. Zuerst dachten wir, der junge Mann sei ein Kurier der Partisanen; zu spät stellte sich heraus, dass er schon viele ins Gefängnis gebracht hatte.

Ihr Mann, bei dem sie Flugblätter finden und gar ein Lehrbuch für Esperanto, wird gleich verhaftet. Magdalena Arnold kann fliehen. Ihr Ziel ist das «Befreite Territorium», das von Titos Partisanen kontrolliert wird. Josip Broz, ein gelernter Schlosser aus Kumro-

vec mit dem Decknamen «Tito», ist Chef der Kommunistischen Partei.

Magdalena Arnold zieht zunächst von einer illegalen Unterkunft zur anderen; bleibt nie länger als eine Nacht. Wer Illegale animmt, wird behandelt wie ein Partisan: Todesstrafe.

Magdalena Arnold: ... Dann, endlich, wurde ein Treffen vereinbart. Vor einem bestimmten Schaufenster würde mich ein Herr ansprechen. Da kam auch ein Herr und fragte, ob wir ein wenig Spaziergehen könnten. Ja, warum nicht! –

Wir gingen in die Vinogradska Ulica, wo uns eine Genossin erwartete. Sie steckte mir einen gefälschten Passierschein der Ustascha zu ... Und eine Skizze vom befreiten Territorium. Der Plan war aus Seidenpapier. Man konnte ihn notfalls zerknüllen und 'runterschlucken.

Von einem anderen Genossen in der Ljublinska Ulica, der mit mir gemeinsam zu den Partisanen wollte, erhielt ich einen Begleitbrief und falsche Papiere.

Wir nahmen auch Medikamente mit – viele durften es nicht sein, das wäre aufgefallen.

Unauffällig eingehakt gingen wir am nächsten Tag zum Bahnhof. Als eben die Karten lösen wollten, hiess es: Der Zug fährt nicht, die Partisanen haben die Gleise gesprengt...



Milka Orlic

Für die Nacht mieten sich die beiden ein Hotelzimmer. Augenzwinkernd, für ein gutes Trinkgeld, lässt der Wirt das «Liebespaar» in Ruh'.

Am nächsten Tag fährt der Zug wieder. Magdalena und ihr Begleiter sitzen in getrennten Abteilen.

Bei Karlovac fangen die Kontrollen der Miliz an. Angst. . . und wieder Angst. . .

Aber die Papiere sind in Ordnung.

In Beja am Bahnwärterhäuschen – das Losungswort: «Hat Gojko etwas Fleisch?» –

«Ja, er hat», antwortet der Bahnwärter und nimmt die beiden mit in seine Wohnung.

Ein Kurier bringt sie zum Fluss, zur Mreznica. Nachts rudern sie hinüber – ins befreite Territorium, ins Partisanenland . . .

Magdalena Arnold: ... Und die Genossen fragten: Was machen wir bloss mit dir, Zagreberin?

Als Gewerkschaftsmitglied hatte ich einen Erste-Hilfe-Kursus absolviert. Ich konnte nähen. Aber lieber hätte ich ein Gewehr getragen; im kommunistischen Jugendverband SKOJ waren wir ja gründlich vorbereitet worden – auch mit der Waffe.

Ich kam in eine Schneiderei...

Ich weiss noch – Partisanen hatten kurz vorher einen Güterzug überfallen und grosse Mengen Stoff erbeutet. Daraus nähten wir Männerhemden, massenhaft Hemden nach einfachem Schnitt. Das war mein erster Einsatz ...

Ich bin heute noch traurig, dass ich niemals ein Gefecht – den «Geschmack des Kampfes», wie man sagt – erlebt habe. Aber wir verstanden auch, dass man Kleidung nähen und Heime und Schulen für die Kinder der aktiven Kämpfer und für die Waisenkinder der Gefallenen organisieren musste.

Aus Kampfgebieten haben wir die Einwohner evakuiert, ganze Dörfer – Frauen, alte Leute, Kinder, mit Leiterwagen voll Hausrat, Kühen, Schweinen, Geflügel... In den befreiten Gebieten war die Arbeit auf den Feldern fortzuführen – auch Partisanen lebten ja nicht von der Luft. Dann gab es die «Rote Hilfe» – in Split hatten wir ein grosses Magazin mit Lebensmitteln, Kleidung, Sanitätsmaterial ... Das alles wurde von Frauen gemacht... wichtige Dinge!

Unser Kopf hat das ja eingesehen — aber im Kampf zu stehen, zu schiessen, das war irgendwie ... mehr wert...

Einmal, anfangs des Krieges, als ich zu einer Versammlung ging,

kam mir eine Gruppe junger Mädchen entgegen – und alle weinten. In unserer Gegend weinte man eigentlich selten. Man sang. Wenn einer gefallen war, sangen wir Rachelieder ...

Diese weinten, weil man sie nicht nehmen wollte. Sie hatten ihre Väter, Brüder, alle männlichen Verwandten aufgezählt, die bei den Partisanen waren. Es half nichts.

Zu diesem Zeitpunkt wurden junge Mädchen eben abgelehnt...

Anmerkungen

¹ 1929 gegen die grossserbische Vorherrschaft gegründete kroatische und römisch-katholisch orientierte Nationalisten-Vereinigung. «Ustascha» ist das kroatische Wort für «Aufstand».

² Am 26. September 1941 beschlossen das Zentralkomitee der jugoslawischen Kommunisten und der Hauptstab der Partisanenbewegung die Organisation des Widerstandskampfes nach militärischen Grundsätzen (Gliederung der entstehenden Volksbefreiungsarmee in Stäbe, Gruppen, Züge, Kompanien, Bataillone, Brigaden; die Einführung einer einheitlichen Uniform und des fünfzackigen roten Sterns als Kampfzeichen).

³ Kroaten und Slowenen hatten im Ersten Weltkrieg an der Seite Deutschlands und Österreichs gekämpft. – Serben, die sich der Zwangstaufe widersetzen, wurden massenhaft ermordet. Von 2 Millionen Serben auf kroatischem Gebiet fielen insgesamt mehr als 500'000 dem Ustascha-Terror zum Opfer.

Vorgeschichten (III)

Drei Jugoslawinnen

Milka Orlić, pensionierte Lehrerin aus Zagreb: Ich stamme aus einer Arbeiter- und Tagelöhnerfamilie. Mutter war Tagelöhnerin, Vater Arbeiter in Deutschland. Wir waren drei Kinder, sehr arm. Mutter konnte uns kaum ernähren.

Weil wir so arm waren, kam ich erst spät in die Schule; mein Bruder war nach dem Ersten Weltkrieg sogar eine Zeitlang auf dem Gymnasium. Aber wir hatten kein Geld für Schulbücher, und er musste wieder abgehen. Er wurde Lehrling in einem Belgrader Lebensmittelgeschäft.

Wir haben die Ausbeutung am eigenen Leib erfahren. Schon mit 12 musste ich selbst mein Brot verdienen. Zu Hause durften wir nicht so früh Licht machen wie die anderen, um Petroleum zu sparen.

Meine Mutter sagte immer: Wir sind nicht die Vokadinovic – das waren die reichen Nachbarn.

So lernte ich die sozialen Unterschiede kennen. Die am meisten arbeiten mussten, hatten am wenigsten zum Leben. Wir Frauen wurden besonders ausgebeutet. Wir hatten kein Stimmrecht. Wir bekamen nicht den gleichen Lohn wie unsere männlichen Kollegen. Wir waren einfach weniger wert...

Richtig bewusst wurde mir das aber erst, als ich anfang, Marxismus und Leninismus zu studieren. Das war 1928, als Tito im «Kommunistenprozess» zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt wurde.

In einer Mansardenwohnung im Zagreber Stadtteil Vinodol pakteten wir das gesellschaftswissenschaftliche Einmaleins.

Zwei meiner Lehrerinnen, Mitglieder der illegalen Kommunistischen Partei, wurden damals verhaftet...

Magdalena Arnold: Da oben in Kumrovec fand ich als Schneiderin keine Arbeit. Ich zog nach Zagreb zu meiner Schwester. Dort lernte ich auch meinen Mann kennen.

Ich fand Arbeit in einer Textilfabrik. Schon nach einem halben



Milka Orlic mit Mann und Bruder, etwa 1942

Jahr war ich gewerkschaftlich aktiv. Die Gewerkschaft organisierte gesellige Abende und Ausflüge, es gab auch einen Gesangsverein ... Das alles hat uns sehr gefallen.

Sie gaben mir auch viel zu lesen, über Gewerkschaftsarbeit – ich hatte ja wenig Ahnung von diesen Dingen. Aber eines hatte ich kapiert: Dort, wo die Arbeiter organisiert waren, gab es

schon den 9- oder 8-Stunden-Tag. In den anderen Fabriken mussten sie noch 12 Stunden arbeiten.

1931/32 nahm ich an den ersten Streiks teil. Für so ein junges Mädchen vom Land war das keine Selbstverständlichkeit. Man wuchs noch sehr behütet auf – damals vor 50 Jahren.

Mit 18 durften wir zum erstenmal tanzen gehen, aber die Eltern oder ältere Geschwister waren immer dabei – bis zur Hochzeit. Unser Bezirk hiess Zagorje, «Land hinter dem Berg». In Zagreb nannten sie uns Zagorci – «Hinterwäldler».

Eines der ersten Bücher, die ich las, handelte vom «gesunden Menschenverstand». Mein Mann hatte es mir besorgt. Er wollte immer, dass ich geistig vorwärts komme ...

Stojanka Aralica aus Lika: Wir haben sehr viel gelesen ... Es gab Lesezirkel für fortschrittliche Literatur – Bücher aus aller Welt.

Vor dem Krieg besuchte ich das Lehrerinnenseminar in Gospic. Das war ein Marktflecken mit 8'000 Einwohnern. Es gab dort auch ein Gymnasium. In den Lese- und Diskussionsgruppen verschanzten wir uns vor dem Zugriff der Erwachsenen, vor ihren Ratschlägen und Vorurteilen.

Während die Umwelt in Volksgruppen gespalten war, hockten wir Jungen im Tabakqualm der Studierstuben beieinander: Bosnier und Serben und Kroaten, junge Männer und Frauen; und unsere «revolutionären» Gedankenflüge trugen uns weit über Gospic hinaus ... Lesen war in Mode. Man blamierte sich geradezu, wenn man nicht den neuesten Schriftsteller gelesen hatte, der über soziale und politische Themen schrieb.

Wir Schülerinnen – es klingt heute merkwürdig! – kämpften in erster Linie gegen den Feminismus. Das war eine jener «aufweichenden», «sozialdemokratischen» Tendenzen, die nur dazu beitrugen, die Spitze unseres Hauptkampfes gegen den Kapitalismus stumpf zu machen. Die Betonung der Männer-Frauen-Problematik empfanden wir als Ablenkungsmanöver.

Diese Linie wurde in der Zeitschrift «Die Frau heute» und «Welt der Frau», die wir aus Belgrad erhielten, propagiert; wir lasen sie reihum mit grosser Neugierde und kämpften gegen die «Deformation der Arbeiterbewegung».

In meiner Klasse auf dem Lehrerinnenseminar – unter 40 oder 42 Schülerinnen – waren damals schon 12 Mitglieder im kommunistischen Jugendverband SKOJ und zwei richtige KP-Mitglie-

der. Wir waren stolz auf sie – besonders, wenn sie uns sagten, wir befänden uns am Vorabend der Revolution.

In unserer jugendlichen Phantasie versuchten wir uns die Revolution auszumalen.

Barrikaden! Ja, in Gospic würden wir auf Barrikaden stehen! Die wirklichen Ereignisse waren dann weniger «klassisch» ...

Milka Orlic: Da ich die politischen Ereignisse in Europa sehr aufmerksam verfolgt habe – den «Anschluss» Österreichs, die Besetzung der Sudetenländer, den Überfall auf Polen – hatte ich wenig Hoffnung, der Stiefel des deutschen Faschismus könnte an unserem Land vorüberstampfen. Wir haben «Mein Kampf» gelesen. Wir wussten, was die Slawen unter dem Hitler-Faschismus erwartete.

Auch die Verräter im eigenen Land – die Ustasche, Tschetniki, die slowenischen Weissgardisten (Belogardeci) – wetzten schon das Messer.

Die Jugoslawische KP gab nach dem deutschen Einmarsch in die Tschechoslowakei die ersten Kampfparolen aus. Wir Frauen erhielten bestimmte Funktionen, und man sagte uns: Wenn es Krieg gibt, müsst ihr den Männern beistehen.

Im ganzen Land zählten wir damals nur 12'000 KP-Mitglieder und 30'000 Mitglieder im kommunistischen Jugendverband SKOJ... Aber auch andere fortschrittliche, nicht-kommunistische Organisationen bereiteten die Jugend auf den Kampf vor. Beispiel: In einem der sogenannten «Dorfreigen» brachte meine Mutter 50 oder 60 jungen Frauen das Nähen und Kochen bei; aber sie lasen auch antifaschistische Literatur. Alle diese einfachen Dorfmadchen gingen 1941 ganz selbstverständlich in den Widerstand.

In Zalata, einem Stadtteil von Zagreb, organisierten wir für Mädchen, die am Spanischen Bürgerkrieg teilnehmen wollten, schon 1937 einen Schnellkurs in Erster Hilfe.

So war der Feind schon lange vor dem Einmarsch immer gegenwärtig ...

«Ihre Massnahmen sind zu verhindern!»

An der Schwelle zum Volkskrieg

Galina Finskaja, Lehrerstochter aus Minsk: Ich hatte mich, ehrlich gesagt, für nichts wirklich interessiert. Für Politik schon gar nicht. Ich hatte einen Sohn, einen Mann, meine Arbeit – und dafür habe ich gelebt.

In den ersten Tagen des Krieges verbrannte alles, was wir hatten. Uns blieb nur, was wir am Leib trugen. Da beginnt man doch nachzudenken, nicht wahr!

Mit meinem kranken Sohn – er war 10 Jahre alt und hatte spinale Kinderlähmung – konnte ich in Minsk nicht bleiben. In Moskau wohnte ein Onkel. Wir beschlossen also, nach Moskau zu fahren.

Wir fuhren auf einem Lastwagen, mit dem verwundete Soldaten aus der Festung Brest herausgebracht wurden. Ich war Begleitperson. Wir fuhren auf der Moskauer Chaussee Richtung Borissow. Die Verwundeten lagen in ihrem Blut.

Plötzlich fielen Bomben. Der Fahrer, der seit drei Tagen ohne Schlaf war, verlor die Kontrolle über das Fahrzeug. Ich liess mich über die Seitenwand des offenen Lastwagens rollen und riss meinen Sohn mit mir.

Wir stürzten in den Morast; die Seitenwand, die sich gelöst hatte, fiel mir quer über beide Beine. Das eine Bein war bis auf den Knochen wie aufgeplatzt. –

Das Lastauto kam wieder frei.

Bis Borissow sind wir noch mitgefahren. Mit einem Boot überquerten wir die Beresina. In einem Dorf kamen wir dann bei Verwandten meines Mannes unter.

Wir blieben, bis ich wieder gehen konnte: ich war ja völlig hilflos.

Wir haben dort sehr gehungert! Die einzige dürre Kuh gab einen halben Liter Milch am Tag – für sechs Leute ...

In dem weissrussischen Dorf hört Galina Finskaja zum erstenmal von «Partisanen». Es handelt sich um kleine isolierte Gruppen, die meist von «überrollten» Angehörigen der Sowjetarmee befehligt werden. Sie hausen in den Wäldern, sie kämpfen aus Notwehr –

ohne den Zusammenhalt einer übergreifenden Organisation. Das ändert sich erst im Lauf der folgenden Monate. Noch lässt das Tempo der vorwärts stürmenden Wehrmacht keine grossen militärischen Konzepte zu.

Am 3. Juli 1941 entwirft Stalin, der bisher geschwiegen hat, im Moskauer Rundfunk die Vision einer gewaltigen Partisanenbewegung im Rücken des Feindes.

Am 18. Juli folgt die Anweisung des Zentralkomitees der KPDSU:

«In den vom Feind okkupierten Gebieten sind Partisanenabteilungen (. . .) zu schaffen für den Kampf gegen die Einheiten der faschistischen Armee, zur Entfaltung des Partisanenkrieges überall und allerorts, für die Zerstörung von Brücken, Strassen, Telefon- und Telegrafverbindungen, zur Niederbrennung der Versorgungslager usw.

In den okkupierten Gebieten müssen für den Feind und alle seine Helfershelfer unerträgliche Bedingungen geschaffen werden, sie müssen auf Schritt und Tritt verfolgt und vernichtet werden, ihre Massnahmen sind zu verhindern . . . »

Im Rücken der Wehrmacht entsteht eine zweite Front. Schon Mitte August 1941 operieren in Weissrussland 231 Partisanengruppen mit 12'000 Kämpfern.¹

Galina Finskaja wird Partisanin.

Galina Finskaja: Da war noch mein Sohn ... Die Gruppen, zu denen ich Kontakt hatte, operierten im Sumpfgebiet. Ich konnte das Kind auf keinen Fall mitnehmen. Ich brachte ihn also nach Minsk zu Verwandten – wissen Sie, das war kein leichter Schritt...

Von einer Lehrerin, die in dem Ort Berezino Deutsch unterrichtet hatte, bekam ich einen gefälschten Passierschein. Die arme Frau hatte ihren Vater, ihren Bruder, ihren Mann verloren. Vor ihren Augen hatte man sie umgelegt. Und nur, weil sich ihr Hund auf einen deutschen Offizier gestürzt hatte. Sie musste die Toten selbst im Garten begraben. Danach konnte sie nicht mehr Deutsch unterrichten und arbeitete in irgendeinem Verwaltungsamt.

Mit dem Passierschein gelangte ich schliesslich durch alle deutschen Kontrollen und zu meiner 125. Partisanenabteilung.

Noch in Minsk hatten mich Schüler der 9. und 10. Klasse im Gebrauch von Waffen unterrichtet. Ich hatte grosse Angst davor. Und auch heute noch sehe ich Waffen lieber aus der Ferne ...

Da gab es einen Vorfall, ich weiss nicht, ob ich ihn erzählen soll...

Ich ging in den Wald, um Beeren und Pilze zu sammeln, irgendwas Essbares. Und falle plötzlich über ein Gewehr. Überall waren damals Waffen versteckt. Als unsere Soldaten ganze Gebiete räumen mussten, liessen sie viele Waffen zurück.

Ich fiel also über dieses Gewehr, und mir wurde schlecht vor Angst, dass es auf einmal losgehen könnte. Ich habe zuerst ganz langsam mein Bein angezogen, mich dann auf die Seite gewälzt... Hinter einem Baum ging ich in Deckung, und von weitem berührte ich das Gewehr vorsichtig mit einem Stock.

Es stellte sich heraus, dass es nur ein Kleinkalibergewehr war, und ich versteckte es in einem Ameisenhaufen. Ich kam zurück und sagte: Kinder, hört mal, ich habe jetzt auch eine Waffe.

Später bekam ich ein richtiges Gewehr ...

Die ersten Tage in der Partisanenabteilung waren enttäuschend. Es war nichts los! «Im Sumpf» lebten wir unter schrecklichen Bedingungen. Vor lauter Nässe wurden unsere schwarzen Stiefel ganz weiss. Dort waren komplette Familien – Mann, Frau und Kind. Sie hatten eigene Erdhöhlen.

Als es langsam zu eng wurde, hat man mit Decken zwei Abteilungen gemacht – Männer hier, Frauen dort.

Weil wir davon sprechen: Es gab keinerlei Ungehörigkeiten, keine. Natürlich – bei den Partisanen wurde auch geheiratet, aber dass man heute mit dem einen, morgen mit dem anderen, übermorgen mit einem dritten ... Dafür hätte man uns totgeschlagen. In dieser Beziehung war es wirklich streng bei uns.

Doch, einmal kam eine sehr schöne Frau zu uns. Sie hat sich mit einigen Männern eingelassen, und man steckte sie in eine andere Einheit. Auf uns machte sie den Eindruck einer Spionin.² Aber sonst – nie ...!

Galina Finskaja erzählt mir eine Geschichte: «In den bjelorussischen Sümpfen war eine 300 Kopf starke Partisaneneinheit in einen Hinterhalt geraten, aber die Deutschen hatten sie noch nicht entdeckt.

Durch eine Reihe von Umständen hatte eine Partisanin ihr 9 Monate altes Kind bei sich. Als die deutschen Soldaten immer näher kamen – man hörte schon ihre Stimmen, das Geräusch ihrer unbeholfenen Schritte auf dem glitschigen Waldboden –, wollte

das Kind zu weinen anfangen. Die Mutter presste ihm verzweifelt den Mund zu. Das Kind erstickte . . .»

Die Frau lebt noch in Minsk. Für ein Interview war sie nicht zu sprechen.

Galina Finskaja: Wir hatten sehr wenige Waffen. Ich musste aus der Grossstadt Minsk Waffen und Patronen herausbringen (wir bekamen Waffen aus der Tschechoslowakei). Das wurde meine regelmässige Tätigkeit, auch noch 1942, 43 _

Das Ganze war kein Spaziergang! Du gehst an sieben oder acht Posten vorbei, mit falschen Papieren, und auf dem Schlitten oder im Korb hast du ein zerlegtes Gewehr – ein einziges; die Umstände waren nicht so, dass man gleich mehrere bekommen hätte.

Dann trug man noch Patronen und Medikamente bei sich. Und Machorka musste man ja auch besorgen ...

Sie haben sogar meine hochgesteckten Haare kontrolliert. Oder man untersuchte das Pferd, sah zwischen Pferd und Sattel nach – und *im* Sattel hatte ich die Waffenteile. Metall ist hart... (lacht) ... Tagelang konnte ich kaum gehen.

Ja, das muss man nervlich aushalten! Dir zittert alles, du hast Mutter und Vater und einen Sohn ... Dein Leben hat einen Wert!

Gelegentlich, mit grosser Vorsicht, besuchte ich meinen Jungen. Er sagte jedesmal (ich hab' es noch im Ohr): Mutter, geh nicht weg ... wo ich schon keinen Vater mehr habe ...

Mein Mann kam aus dem Krieg zurück; ist als Offizier in Pension gegangen...

Jadwiga Sawizkaja, Setzerin: Wir haben unsere Heimat sehr geliebt und lieben sie immer noch genauso; und sogar mit meinen 73 Jahren würde ich heute noch mithelfen, sie zu verteidigen.

Natürlich – ich hatte kein Gewehr ... Meine Waffe war die Feder (und eine Feder könnte ich noch immer halten).

Ich arbeitete bei der Untergrundpresse, in einer Brigade namens «Woroschilow».

Wir schrieben viele verschiedene Flugblätter – gegen die «neue Ordnung» der Barbaren. Wir riefen die Bevölkerung zum Kampf auf. An ein Flugblatt kann ich mich gut erinnern – es war für die deutschen Soldaten bestimmt. Wir schrieben, dass Hitler sie betro-



gen habe; ihr Feldzug, der nur dem Zweck diene, die slawischen Völker zu versklaven, beruhe auf einem klaren Vertragsbruch ...

Vera Gawrilenko, Apothekenhelferin: Nachrichten über die wirkliche Kriegslage kamen nur aus dem Untergrund. Ein Partisan namens Kabuschkin – er wurde später «Held der Sowjetunion» – brachte uns Stösse von Flugblättern, immer mit der gleichen Botschaft: Glaubt nicht den Deutschen, unsere Truppen sind noch lange nicht besiegt! Kämpft! Eure Heimat ist unsterblich! – So ungefähr war das ...

Ein solches Flugblatt sollten wir im Umkreis der deutschen Garnison aufhängen, – meine Kameradin N., Frau eines Fliegers, und ich. Aber wie? Ein kleiner Fehler – und schon ist es passiert; du bringst dich selbst und deine ganze Gruppe in Gefahr.

Wir haben uns lange beraten ...

An einem Tag im Winter 42, bei dichtem Schneefall, nahmen wir die Tasche mit den Flugblättern und gingen Richtung Garnison.

Wir hatten falsche Ausweise; alle, die arbeiteten, hatten einen Ausweis, der für bestimmte Tageszeiten galt. Ohne Dokument konnte man nicht über die Strasse gehen.

Da ging ein Posten auf und ab. Die Frau des Fliegers hat ihn angesprochen. Deutsch konnten wir ja eigentlich nicht, nur ein paar gängige Worte. Sie fing einfach an, drauflos zu reden ...

Ich tat, als hätte ich schreckliche Bauchschmerzen; müsste ganz schnell um die Ecke. Und ging um die Ecke ...

Anderntags herrschte vor der Garnison grosse Aufregung. Sie fluchten über die Frechheit der Partisanen, schickten Patrouillen in den Wald. Von der Schlagkraft unserer städtischen Untergrundbewegung ahnten sie damals noch nichts ...

Bronislava Ivanovna Petruschko, damals erste Sekretärin der Eisenbahner-Untergrundorganisation von Kiew: Bei dem starken Aufgebot an deutscher Schutzpolizei brauchten wir viel Phantasie, immer neue Einfälle ...

Da war zum Beispiel Olga Svetliënaja aus der Siedlung der Flieger.

Nachts, wenn die anderen schliefen, buk Olga Lebkuchen und verkaufte sie tagsüber auf dem Markt. Der Markt war auf dem Platz des Sieges und wurde «der jüdische Bazar» genannt. Es war der grösste Bazar von Kiew. Sie stand dort von morgens bis abends. Man steckte ihr Nachrichten, Befehle zu, die sie weiterleiten musste;

man erhielt von ihr Aufträge. Auch die Führer unserer Gruppen verkehrten über Olga Svetlicnaja, die Lebkuchenbäckerin, miteinander ...

Das hört sich einfach an, vielleicht sogar ein wenig romantisch ... Aber der Alltag des Widerstandes war grau.

Ein Sekretär der Untergrundbezirksgruppe von Fastov hatte sich zu einem Treffen angesagt. Er hatte mir genau beschrieben, wie er aussehen würde. Zum Beispiel hätte er weisse Schuhe an ...

Ich beschloss, Galja Saljan hinzuschicken. Sie war die Frau eines Offiziers; hatte, als die Deutschen Kiew besetzten, gerade ihr zweites Kind geboren. Ich teilte dem Genossen mit, mein Kurier werde eine Frau sein, mit einem Kind an der Hand und einem Säugling auf dem Arm.

Das waren also die Erkennungszeichen.

An jenem Tag regnete es sehr stark – auf den Strassen scheusslicher Dreck. Und als der Sekretär der Unterbezirksgruppe von Fastov ankam, hatte er keine weissen Schuhe mehr.

Und Galjas Säugling war krank, sie konnte ihn nicht mitnehmen. Sie ging also mit dem Dreijährigen an der Hand zum verabredeten Treffpunkt. Nach anderthalb Stunden waren sie total durchnässt.

Und so ging es wohl auch dem Sekretär aus Fastov...

Anmerkungen

1 Die Partisanenbewegung war ein fester Bestandteil der sowjetischen Kriegführung und stand, wie die Rote Armee, unter dem Befehl des Marschalls Woroschilow. Auf dem Höhepunkt des Partisanenkrieges 1943/44 operierten gleichzeitig mindestens eine halbe Million bewaffneter Widerstandskämpfer in der Sowjetunion, schätzt Alexander Werth («Russland im Krieg...», a.a.O.). Der Anteil der bjelorrussischen Frauen am Partisanenkampf – neben der Ukraine war die weissrussische Sowjetrepublik das wichtigste Partisanengebiet – wird auf 16 Prozent oder 59'000 Kämpferinnen geschätzt (in Peter Kolmsee, «Der Partisanenkampf in der Sowjetunion», Berlin-DDR 1963). Daneben betrug die Zahl der weiblichen Rotarmistinnen 800'000. – In seiner ersten Rundfunkansprache nach dem deutschen Angriff betonte Aussenminister Molotow: «Dieser Krieg ist nicht ein Krieg, der vom deutschen Volk geführt wird, von den deutschen Arbeitern, Bauern und Intellektuellen, über deren Leiden wir voll unterrichtet sind; er wurde uns aufgezwungen von den blutdürstigen Herrschern Deutschlands, die bereits die Franzosen, die Tschechen, die Polen, die Serben und die Völker Norwegens, Dänemarks, Hollands, Belgiens, Griechenlands und anderer Länder versklavt haben ...» (zitiert nach Werth, «Russland im Krieg . . .», a.a.O.) – Allein in Weissrussland forderte der Partisanenkrieg rund eine Million Opfer.

2 Auf die Frage nach sexuellen Beziehungen in den Partisanengruppen erhielt ich stets ausweichende Antworten. Die Gleichung «Schöne, junge Frau = Spionin» hörte ich mehrmals.

Zweifellos spielt eine gewisse Selbststilisierung, beeinflusst durch die offizielle Partisanen-Geschichtsschreibung, eine Rolle.

Allgemein galten die kommunistischen Gruppierungen als besonders sittenstreng. In Frankreich z.B. durften selbst Ehepartner nicht in derselben Abteilung arbeiten. Ania Francos (a.a.O.) spricht in diesem Zusammenhang von «Puritanismus und Scheinheiligkeit» – der männlichen Vorgesetzten («Kann man die Revolution, den Widerstand, den Untergrund ohne Liebe leben?»)

Auch in Titos Volksbefreiungsarmee war Sex, oft bei Todesstrafe, verboten. Allerdings unterlagen die moralischen Massstäbe durchaus orts- und kriegsbedingten Schwankungen.

Nur in der Trivilliteratur gilt die Promiskuität der Partisaninnen und Rotarmistinnen als gesicherte Tatsache. Aus einem Reklametext für Konsaliks «Frauenbataillon»: «Sie waren die gefürchtetsten Scharfschützen ... sie stürmten mit der Waffe in der Hand die deutschen Stellungen ... Ihre Vaterlandsbegeisterung und ihr Mut zeugten Blut und Tränen, an eiskaltem Vernichtungswillen und unerbittlicher Gnadenlosigkeit übertrafen sie die russischen Soldaten. Doch im Herzen blieben sie Frauen mit Sehnsüchten, Träumen und – Liebeshunger ...»

Ärztin im Schienenkrieg

Die Ärztin Marfa Pawlowez: Wir waren zu sechst im Untergrund: Mein Mann und ich; mein Bruder mit seiner Frau; eine Schwester; und noch ein Bruder. Vater und Mutter als Verbindungsleute. Eine richtige kleine Partisaneneinheit...!

Mutter wurde nach Deutschland verschleppt.¹ Sie hatte die Nummer 58 427 ... Auch mein Vater ist verhaftet worden, kam in ein Lager, konnte aber fliehen.

Wir kämpften an der Eisenbahn, im «Schienenkrieg». Wir behinderten den Nachschub, verzögerten die Truppentransporte. Wir sprengten strategisch wichtige Einrichtungen der Deutschen, zum Beispiel eine ganze Garnison.

Denken Sie nur an die moralische Wirkung auf die deutschen Soldaten. Ihr Zug blieb plötzlich stehen, es folgte ein Überfall. Der Soldat, der zur Front fuhr, merkte bald, welche Unannehmlichkeiten auf ihn warteten.²

Am «Schienenkrieg» beteiligten sich alle – auch die Frauen, auch die Alten. Ich war zwar Ärztin, musste operieren – doch am Bahndamm war ich 19 mal dabei. –

Bilanz der weissrussischen Partisanenbewegungen, 22. Juni bis 1. November 1941.

Getötet: 17 Generale und hohe Nazibeamte, 87'115 Soldaten und Offiziere, 3'824 deutsche Polizisten.

Zum Entgleisen gebracht: 830 Militärzüge.

Zerstört: 5 Panzerzüge, 4'773 Kraftwagen, 178 Flugzeuge, 358 Panzer, 924 Brücken . . ?

Marfa Pawlowez: Es gab viele Verwundete – aber es gab auch viele Ärzte in der Partisanenbewegung. Selten blieben Verwundete längere Zeit unversorgt.

Ein Grossteil der Ärzte war sehr jung; ich selbst hatte ja auch nur zwei Jahre Berufspraxis.

Aber niemand fragte nach «Dienstjahren». Und einige Wochen Partisanenkrieg ersetzten mehrere Semester auf der medizinischen Fakultät.

Man musste Verwundete aus dem Gefecht tragen, Verbände anlegen, und nach dem Kampf musste man Kugeln und Granatsplitter herausoperieren, Blutungen stillen, amputieren.

Das alles war meine ... unsere Arbeit.

Einmal zum Beispiel, am Bahndamm, war ein Sprengsatz zu früh losgegangen. Dem Kommandeur der Partisanengruppe hatte es die rechte Hand abgerissen und den halben Unterarm. Er blutete sehr stark. Wir waren vom Hinterland abgeschnitten und hatten keine Medikamente, nichts – kein Narkosemittel, kein Nähmaterial, kein Skalpell. Wir sterilisierten ein gewöhnliches Messer in kochendem Wasser, und operieren mussten wir auf einem Küchentisch.

Zur Narkose trank er selbstgebrannten Schnaps. Natürlich hatten wir ihn vorher festgebunden.

So wurde der Genosse operiert, mit einem Küchenmesser, Schnaps und einer Nähnadel.

Und er blieb am Leben. (Er war Lehrer und arbeitet jetzt als Bibliothekar im Minsker Bezirk ...)

Wir hatten ja keine Garnison, kein Lazarett. Wir mussten an vielen Stellen kämpfen, denn im Frontkrieg hätten wir uns aufgerieben.

Wir mussten beweglich sein. Und plötzlich angreifen. Normalerweise bekamen wir Medikamente aus dem Gebiet der «Grossen Erde».⁴ Aber oft genug habe ich Salz und bestimmte Kräuter gemischt, auf die Wunden getan und so die Verbände erneuert.

Wenn ich Verwundete liegen sah, musste ich natürlich überlegen: Wer verliert am meisten Blut? Wer braucht zuerst Hilfe? Und wo kommt die Hilfe zu spät? Das merkte man schon am Pulsschlag. Aber leicht fiel die Entscheidung nie – ich meine die menschliche Seite. Das können Sie wohl verstehen!

Die Schwerkranken haben wir mit dem Flugzeug evakuiert. Wir brachten sie nach Moskau. Wir hatten unsere eigenen Flugplätze.

Das war natürlich kein «Linienverkehr»; oft mussten wir auf unsere Piloten lange warten. In einigen Fällen bauten wir dann im Sumpf – auf kleinen Inseln, zwischen Sträuchern – für die Schwerverletzten ein Versteck. Einzelne blieben bei ihnen, machten ihnen zu essen, wechselten die Verbände. Das Warten konnte ja Tage dauern ...

Die Krankenschwestern der Roten Armee waren eine riesige Hilfe – immer an vorderster Front.⁵ Sie haben viele verwundete Partisanen aus dem Kampf geschleppt.

Einmal gerieten wir in eine Umzingelung. Mit einer Gruppe Verwundeter näherten wir uns einem Feldflugplatz, von dem sie ausge-

flogen werden sollten. Plötzlich fing es zu schiessen an, und wir mussten uns zurückziehen. Der Flugplatz war blockiert. Das gegnerische Feuer musste erst «mit einem anderen Feuer erstickt» werden, wie wir damals sagten.

Wir warteten also auf Entsatz.

Wir hatten nichts zu Essen mitgenommen. Aber es war Mai und die Moosbeeren waren schon ein wenig süss. Wir assen sogar die Blätter mit...

Wir wurden freigekämpft, alle Verwundeten blieben am Leben, und einige kamen in ihre Einheiten zurück ...

18 Blockhütten im Wald: Das Partisanenlazarett Petrova Gora, südlich Karlovac, Kroatien. Gegenwart. . .

Die Betten sind frisch bezogen, die Kissen aufgeschüttelt, die Öfen mit Brennholz versorgt.

Ein Operationstisch. Alles liegt bereit: Scheren, Haken, Skalpelle, Beinschienen und Armschienen, ein Stethoskop . . .

Bereit – wie für den nächsten Einsatz.

Vor den Hütten, dicht-an-dicht wie Unterholz, stehen Grabkreuze. Petrova Gora ist auch Friedhof. 1'700 Widerstandskämpfer sind hier gefallen. 2'500 Männer und Frauen und Kinder wurden von deutschen, kroatischen, serbischen Terrorkommandos ermordet. Jeder Dritte in dieser Gegend kam um.

Stojanka Aralica, pensionierte Lehrerin aus Lika: Wir haben das Volk von Petrova Gora immer sehr bewundert – wie sie das Feldkrankenhaus gehalten, beschützt haben; wie sie einen unsichtbaren Schutzwall bildeten. Es gab ja dort nur einen kleinen Wald und die paar Hügel. Der Feind konnte mit Panzern kreuz und quer umherfahren.

Aber die Volksbefreiungsausschüsse und die Frauenausschüsse und die Jugendorganisationen – alles hat funktioniert wie eine Schweizer Uhr. Niemand hat das Lazarett je verraten ...

Darüber sind viele Volkslieder gedichtet worden.

Die Grösse von Petrova Gora – das war nicht Kamikaze, Todesverachtung, blindes Heldentum.

Wie diese einfachen Leute ihr Leben unbeirrt weiterlebten – *das* war für mich Heldentum!

In den Dörfern wurden Komitees gebildet, die alles organisierten

– Rechtsprechung, Waisenhäuser, Schulunterricht... Unsere freiwilligen Lehrer unterrichteten mitten im Wald; bei Gefahr versteckten die Kinder ihre Schulbücher unter Steinen und Sträuchern.

Die Angst war immer dabei – schreckliche Angst. Alle wussten: Wenn der Feind kommt, wird viel Blut vergossen.

Marfa Pawlowez: Es gibt auch Spätfolgen – Nervenschäden, Gefäßveränderungen ... Als Neurochirurgin bekomme ich solche Krankheitsbilder häufig zu sehen.

Für die Verwundeten des Vaterländischen Krieges haben wir in der Nähe von Minsk ein Spezialkrankenhaus errichtet – medizinische Versorgung auf höchstem Niveau. Das Hospital wird von Professoren des Minsker Instituts für medizinische Forschung betreut.

Für diese Menschen tut man wirklich alles.

Natürlich – Arme und Beine und was sie sonst noch im Krieg verloren haben, können wir ihnen nicht mehr zurückgeben. Und die schweren traumatischen Erlebnisse sind nicht mehr auszulöschen.

Die Kriegsgeneration ist für ihr Leben gezeichnet...

Anmerkungen

1 Rund 3 Millionen Russen, Weissrussen und Ukrainer wurden als Arbeitskräfte nach Deutschland deportiert.

2 Heinz Kühnrich («Der Partisanenkrieg in Europa 1939-1945», Berlin-DDR 1968) zitiert deutsche Kriegsteilnehmer. Der Gefreite Max Grohn vom 455. Infanterie-Regiment schrieb im Sommer 1941 an seine Frau: «Bis Minsk musste unsere Fahrzeugkolonne sechsmal halten, weil die Brücken zerstört waren, und viermal wurden wir mit Maschinengewehren und Karabinern beschossen. Besonders langen Aufenthalt gab es zwischen Sloni und Baranowitschi. Hier mussten alle absitzen und an der Instandsetzung einer Brücke mithelfen, die Partisanen ungefähr zwei Stunden vor unserem Eintreffen zerstört hatten. Wir waren noch keine zwei Dutzend Kilometer gefahren, als von Neuem eine tolle Schiesserei losging. Das dauerte so lange, bis wir den Wald verlassen hatten. Allein auf unserem LKW gab es vier Tote und drei Verwundete ... Hinter Minsk teilte sich unsere Kolonne und fuhr in verschiedenen Richtungen weiter. Wir setzten unseren Weg zu Fuss fort. Bis wir an die Front kamen, mussten wir ständig gegen diesen «Unbekanntem kämpfen. Unweit der Beresina hatten wir ein regelrechtes Gefecht mit ihnen und allein in unserer Kompanie 40 Ausfälle.»

Ein Kriegsgefangener namens Paul Weber sagte aus: «Auf jedem Weg lauert ein Hinterhalt auf uns, hinter jedem Gebüsch, hinter jedem Hügel lauert auf uns die Kugel der Partisanen. Kürzlich wurden wir durch einen Zusammenstoß mit einer Partisanenabteilung zwanzig Stunden aufgehalten. Wir verspäteten uns dadurch mit dem

Antransport von Kraftstoff zur Front. Infolgedessen hatten elf Panzer keinen Sprit und wurden durch die russischen Truppen vernichtet.»

3 Heinz Kühnrich (a.a.O.) zieht für die 5 Kriegsjahre folgende Schlussbilanz: «Die sowjetischen Partisanen vernichteten 18'000 Militärzüge des Gegners, 9'400 Lokomotiven, 85'000 Waggons, 42'000 Kraftwagen und 2'000'000 Tonnen Militärgut verschiedenster Art. Von ihnen wurden 2'000 Eisenbahnbrücken und 8'000 Strassenbrücken gesprengt oder in Brand gesetzt. Getötet wurden 550'000 Soldaten und Offiziere der Okkupanten sowie Polizisten.»

4 Russisch: «Bolschaja zemlja» – die noch unbesetzten Gebiete, im engeren Sinn die Region Moskau.

5 Im Kriegsdienst waren 300'000 sowjetische Krankenschwestern, 300'000 Sanitäterinnen und 5'000 freiwillige Sanitätshelferinnen eingesetzt.

«Täler der Freiheit»

Argentina-Perosa in Norditalien, Region Piemont. An der Grenze nach Frankreich.

Gegenwart.

Vor den Fenstern hängt Regen in dichten Schleiern. Die ewig schneebedeckten Gipfel der Dreitausender sind heute nicht zu sehen.

Schon in 50 Metern Höhe verschwimmen die düsteren Berghänge im Nebel.

Das Tal ist erfüllt vom Rinnen, Gurgeln, Rauschen ungezählter Bäche und Wasserfälle.

In tief eingeschnittenen Seitentälern herrscht fast immer Dämmerung.

Weiter oben, irgendwo im Nebelregen jetzt, kleben einzelne Gehöfte . . . ganze Dörfer Vogelnestern gleich an Berghängen. Nur Maultierpfade führen dort hinauf.

Im Zweiten Weltkrieg waren diese Täler Kampfgebiet der «Autonomen Partisanen». Alle jungen Leute kämpften hier im Widerstand – Männer und Frauen.

Viola Lageard:¹ In der Schule hatten wir das nicht gelernt... Da lernt man nichts für's Leben! Entscheidend war das Beispiel meiner Eltern.

Ich bin Jahrgang 1926. 1924 hatten Faschisten mein Elternhaus abgebrannt.² Einer von ihnen war ermordet worden, und mein Vater und mein Grossvater kamen ins Gefängnis.

Sie waren als Antifaschisten bekannt, das genügte.

Als der Duce einmal bis nach Pinerolo kam, das ist 20 Kilometer entfernt, schickten sie Carabinieri und stellten meinen Vater unter Hausarrest...

Juli bis September 1943: Die Alliierten landen in Sizilien. Wachsende Unzufriedenheit, vor allem mit der Kriegspolitik der faschistischen Regierung, führt zum Sturz Benito Mussolinis.

Sein Nachfolger, Marschall Badoglio, vereinbart mit den Kriegsgegnern Deutschlands einen Waffenstillstand.

– Italien wechselt die Fronten.

Deutschland antwortet mit einer militärischen Blitzaktion und besetzt die nördliche Hälfte Italiens.

Die alliierten Truppen rücken von der Stiefelspitze immer weiter nordwärts vor . . .

Durch die Täler von Piemont fliehen italienische Soldaten Richtung Mailand, Richtung Po . . . Sie kommen zu Tausenden über die Alpenpässe.

In Frankreich waren sie Besatzungsmacht. Jetzt fliehn sie vor dem grossen deutschen Waffenbruder, der zum Feind geworden ist. . . und fliehen dem Feind direkt in die Arme.

Sie werden massenweise eingefangen und als Arbeitskräfte für die Rüstungsindustrie nach Deutschland deportiert.

Manche bringen sich in Sicherheit. Mit ihren Waffen, ihren Uniformen, unter ihrer Anleitung beginnt der Partisanenkampf.

Viola Lageard: Die ersten Deutschen, die wir sahen, kamen nach einem Sabotageakt; Partisanen waren in die Firma RIF eingebrochen und hatten Teile von Maschinen demontiert, die zur Herstellung von Kugellagern dienten... für Flugzeuge.

Sie fuhren mit Lastwagen direkt an unserem Haus vorbei, und ich verständigte die Partisanen in der Umgebung. Es gab noch keinen Informationsdienst, keine festen Gruppen ...

Kurz nach Ankunft der Deutschen wurde in Perosa schon gekämpft. Zwei oder drei Partisanen kamen dabei ums Leben. Andere wurden gefangengenommen und gefoltert.

Meine Cousine und ich säuberten die Wunden der Toten und sagten ihren Familien Bescheid. Einer, an den ich mich erinnern kann, war aus dem Val di Susa, ein anderer aus der Ebene ...

Einige meiner Schulfreunde waren damals schon im Widerstand; sie kannten einzelne Partisanenführer und fragten, ob ich bereit sei, beim Aufbau eines Nachrichtendienstes mitzuarbeiten. Ich habe meinen Eltern nichts gesagt und bin eingetreten ...

Viola Lageard erhält einen Kriegsnamen: «Rosa». Sie schliesst sich einer Staffette an.

Staffetten versorgen die Kämpfer mit Nachrichten, Lebensmitteln, Medikamenten und Munition.

Die Männer leben in festen Gruppen, oberhalb der Baumgrenze. Von ihren Stützpunkten aus überfallen sie deutsche Militärtransporte, deutsche Posten, Lager, Garnisonen.

Sie halten den Feind in Atem.

links oben: Laura Micoli; rechts oben: Viola Lageard;

unten: Partisanenausweis von Viola Lageard



N. 411



Firma del titolare

Lacardola

La fotografia a lato è quella del

PATRIOTA: *LACAROLA*
Viola

di *Fily*
grado: **Capo nucleo**
effettivo alla Banda.

C. Brigata

della I Div. Alpina Autonoma Val Chisone
"ADOLFO SERAFINO"

Data di arruolamento

2-4-46

IL COM. DI BANDA

IL COM. DI BRIGATA

Fily

Viola Lageard: In den Banden selbst gab es wenige Frauen und die Staffetten übernachteten nur in den Bergen, wenn es für den Abstieg einmal zu spät wurde.

Wir blieben in den Dörfern und gingen weiter unserer Arbeit nach.

Der Alltag war unsere Tarnung!

Laura Micol, Sekretärin im Ruhestand, eine Freundin von Viola Lageard: Die Frauen, jedenfalls die grosse Mehrzahl, unterstützten die Partisanen. Schliesslich hatte fast jede einen Sohn, einen Enkel oder einen anderen Verwandten dort. Und da war es doch natürlich, dass man auf ihrer Seite stand.

Ausserdem: Denken Sie an unsere Geschichte!

Viola Lageard und Laura Micol sind Waldenserinnen.

Ihre Heimat – das sind die Waldenser Täler. Sie werden auch «Täler der Freiheit» genannt.

Valdo oder Valdés hiess ein französischer Kaufmann im 12. Jahrhundert. Der scharte in Lyon eine christliche Reformgemeinde um sich, eine frühe protestantische Bewegung gegen Rom. Sie hatte grossen Zulauf.

Die römische Amtskirche schlug mit aller Härte zurück. Waldenser wurden gejagt, gefoltert, auf Scheiterhaufen verbrannt.

Nur wenige entkamen über die Alpen.

In den Tälern des Chisone, Germanasca und Pellice, inmitten einer feindseligen Umwelt von Katholiken, kämpften die Waldenser um die Religionsfreiheit, mit Gebeten und Gesängen. Und Gewehren. Jahrhunderte lang?

Laura Micol: Viola fragte, ob ich Lust hätte, einen regelmässigen Dienst aufzuziehen – auf der Strecke von Pinerolo nach Perosa. Ich sollte Nachrichten und leichte Waffen transportieren und was sonst noch nötig war.

Wir Frauen wurden nicht so kontrolliert. Es gab auch männliche Staffetten, aber Frauen kamen überall leichter durch.

Meine Mutter war anfangs gar nicht so glücklich darüber. Aber ich liess mich nicht umstimmen, nur weil *sie* Angst hatte.

Sie gewöhnte sich ja auch daran ...

Ich brachte die Sachen immer zu «Nummer 6». Das war ein gewisser Herr Dominicini – aber dass er so hiess, habe ich erst nach dem Krieg erfahren.

Für mich war er «Nummer 6».

Ich trug die Sachen zu seinem Haus, und er brachte sie dann zu den Banden ins Val Chisone ...

Viola Lageard: Die Nachrichten, die ich bekam, waren immer an «Rosa» adressiert. Wenn ich sie dann weitertrug, fühlte ich mich sehr konspirativ.

Schon die Art der Beförderung! In Turin verschwand ich in einem Palazzo ... Ich hatte den Schlüssel zu einer Abstellkammer. Die Post für das Militärkommando legte ich auf einen bestimmten Stapel. Und was für unsere Leute in verschiedenen Einheiten bestimmt war – «Matteotti», «Garibaldini», GL⁴ –, holte ich aus einer Bäckerei; später, als die Besitzerin verhaftet worden war, ging ich zu einer anderen Stelle. Es waren immer ganze Stösse von chiffrierten Sachen ...

Das geheime Militärkommando ist der Führungsstab der Partisanen. Ein englische Captain, Agent des Intelligence Service, des britischen Geheimdienstes, sendet von dort aus verschlüsselte Nachrichten an die Londoner Zentrale des S.O.E.

Nachts, an Fallschirmen, schickt London Waffen, Munition und Militärberater.

Laura Micol: Wir spürten Solidarität. Wir fühlten, dass wir nützlich waren. Dass wir gebraucht wurden. Wir hatten ein Ziel. Alle waren auf uns angewiesen – selbst unsere Eltern und Grosseltern!

Wir waren jung, *wir* konnten kämpfen. Von Roreto auf den Roussa-Gipfel brauchte ich ganze 20 Minuten ...!

Manchmal, in der Bahn, sass mir ein deutscher Soldat gegenüber, so jung wie ich, und machte mir schöne Augen. Und in meinem Koffer, unterm Sitz, hatte ich Patronen und Granaten ...

Viola Lageard: ... Wir kannten auch einige Deutsche. Mit denen konnte man sogar vernünftig reden. Sie zeigten uns Fotos von ihren Familien. Einer aus Köln zeigte mir seine Kinder ... Und einer aus Stuttgart auch.

Wir mussten ja Kontakte pflegen!

Aber niemand hegte irgendwelche Sympathien für den Feind. Uns allen ging es nur darum, das Leben dieser jungen Leute in den Bergen zu verteidigen, sie zu beschützen ...

Laura Micol: ... Wir hatten keine andere Wahl! Wir transportierten die Waffen, weil sie gebraucht wurden. Waffen brauchte man zum Kämpfen ... Du oder ich ...

Oft mussten wir uns zurückziehen – sie hätten sonst die Häuser abgebrannt, die Einwohner gefangen und getötet. Wo es Angriffe der Partisanen gab, wurden immer wieder Zivilisten umgebracht.

Nein – das alles war bestimmt nicht schön.

Es war halt Krieg ...

Anmerkungen

1 Ein typischer Name in dieser zweisprachigen Gegend.

2 Im April 1924 brachte ein Wahlbetrug der «Partito Nazionale Fascista» Benito Mussolini (gegründet 1921) die Mehrheit im italienischen Parlament. Der sozialistische Abgeordnete und Sprecher der Opposition, Giacomo Matteotti, der gegen den Wahlbetrug protestierte, wurde im Juni 1924 ermordet. Von 1925 an (Staatsstreich am 5. Januar) regierte Mussolini bis zu seiner Verhaftung 1943 mit uneingeschränkter Macht.

3 Hier lebt noch immer die grösste von allen Waldensergemeinden. Die 13'000 wählen ihre Pfarrer selbst, in Glaubensfragen ist allein die Bibel zuständig, und alle, sogar Frauen, dürfen sonntags predigen.

In einem Gottesdienst, gehalten von der waldensischen Pfarrersfrau und kommunistischen Bürgermeisterin in Felonica/Po, Maddalena Costabel, notierte ich einige Tage nach den Gesprächen in Argentina-Perosa u.a.: «Zu allem, was geschieht, müssen gläubige Christen Stellung beziehen. Es geht uns alles etwas an – der skandalöse unterdrückende Gebrauch der Macht im heutigen Italien; die Gefolterten in Südamerika, die Hungerstreikenden, die in Irland gestorben sind – die für etwas gestorben sind, das wir vielleicht nicht verstehen. Sie waren unsere Brüder, sie gehen uns an. Jeden von uns! Wir können nicht einfach sagen: die sind Terroristen, weg mit ihnen! Das sind Menschen, die sterben. Und auch wir sind an ihrem Tod schuld ...»

4 Die Matteotti-Abteilungen der Sozialisten waren nach dem 1924 von Faschisten ermordeten sozialistischen Abgeordneten Giacomo Matteotti, die kommunistischen Garibaldi-Sturmbrigaden (ab Oktober 1943) nach dem italienischen Revolutionär Giuseppe Garibaldi (1807-1882) benannt. Die linksliberale Gruppierung «Giustizia e Liberté» («Gerechtigkeit und Freiheit») hatten antifaschistische Emigranten 1929 in Frankreich gegründet; sie war die Partisanen-Formation der Aktionspartei («Partito d'Azione»).

Jugend . . . mit leuchtenden Augen . . .

Laura Micol, das stille «ältere Fräulein», lebt zurückgezogen in einem Neubaublock am Ortsrand von Perosa. Sie war immer allein, seit Gino Genere tot ist. Gino ist seit 38 Jahren tot.

Wir betrachten ein Fotoalbum: «Unser Kampf». Widmung:

«Schwer ist das Ziel und steil ist die Steigung.

Jeder Erfolg ein Verzicht,
jeder Sieg ein Opfer.

Aber einig werden wir stärker sein . . .»

Laura mit 18: ein Mädchen vom Land – weisse Bluse, kariertes Rock, kräftige braungebrannte Beine; die Füsse in festen Bergschuhen.

Sie lacht frei heraus.

Gruppenfotos: Freunde, Nachbars kinder. . . Die Jungen mit Gewehr im Anschlag: Mann, wir sind gefährlich!

Die Mädchen strahlend, selbstbewusst. Patronengurte wie Halsketten . . .

«Die Welt gehört uns!» –

Ihr Verlobter – Gino Genere. Kitschig koloriert. Vor irgendeiner Berghütte.

Gross und stark sieht er aus, aber die schönen dunklen Augen blicken noch kindlich.

Gino stützt sich lässig aufs Gewehr: Partisanenhaltung!

Ein aufgeschossener Bauernjunge, der noch Zeit hat, Mann zu werden . . .

Ich denke an Bilder aus Nicaragua, aus dem Iran, an junge Palästinenser: dieser feierliche unschuldige Ernst. . .

Zette Gomme: Mein Kriegsname war «Lombert». Ich hatte auch falsche Papiere, eine falsche Identität...

Mit einer Gruppe junger, sehr aktiver Kommunisten warf ich Flugblätter vor die Fabriken.

Wir gingen immer zu zweit. Einer musste Schmiere stehen, der an-

dere warf die Zettel vor das Fabriktor, wenn die Arbeiter herauskamen.

Wir verteilten sie auch in der Strassenbahn und bei grossen Zusammenkünften ...

«Von der Notwendigkeit, zu töten.

Einige haben bis heute geglaubt, dass sie – jedem Ehrgefühl spottend – den grausamen Zwängen des Krieges ausweichen könnten.

Jetzt ist die Stunde der Wahrheit. Wer keinen Widerstand leistet, ist ein Deserteur!

Entweder Ihr wählt den Kampf oder die Sklaverei!

Es gibt nur eine Antwort: Töten!»

Zette Gomme: Wir waren 18, 19 Jahre ... damals in Lyon. Wir waren sehr verschwiegen, wir hatten Geheimnisse ...

Aber – wir waren auch voller Leben. Wir liebten die Musik, wir tanzten gern – wir lebten, als gebe es gar keinen Krieg, keinen Hunger.

Es gab Momente, da vergassen wir alles ...

Damals lernte ich einen Jungen kennen. Er war auch ein Résistant. Wir haben uns verliebt.

Wir gingen spazieren, wie junge Leute spazieren gehen – in die Parks und in die Wälder.

Oft verschwand er eine Weile. Er war Verbindungsmann. Die Zeiten der Trennung waren immer sehr hart für uns, weil wir nie wussten, ob wir einander wiedersehen würden ...

Die Romantik des Kampfes, der Illegalität – Koffer mit doppelten Böden, chiffrierte Briefe, Losungsworte, konspirative Treffs, das Pathos der Résistance:

«Freund, hörst du? Es klagt unser Land, das in Knechtschaft sie zwingen.

Steh auf, Partisan! Arbeitsmann und Bauersmann!

Sieh das Zeichen!

Noch heut soll der Feind seine Schuld aus Blut und Tränen begleichen . . .!»

Abenteuerliche Fortsetzung der Jugendspiele . . . Gemeinschaftserlebnis in der Gefahr . . .

Widerstand war auch Jugendbewegung.

«Mit 18 . . . 20 Jahren – da ist man voller Enthusiasmus», sagt Mme. Ducros. «Wer in diesem Alter keine Begeisterung spürt, der spürt sie nie . . .!»

Ich denke: Immer die Jungen . . . Begeistert müssen sie sein, mit leuchtenden Augen. 18- oder 20jährige Soldaten gegen 18-, 20jährige Soldaten oder Partisanen . . . Junge Bauern gegen junge Bauern, junge Arbeiter gegen junge Arbeiter und Arbeiterinnen, junge Dichter gegen . . . gegen . . . gegen . . .

Weil die «alten» – imperialistischen – Kräfte Deutschlands einen Krieg begonnen haben – um Macht, Einfluss, Marktanteile, Vorherrschaft. Krieg gegen fremde Völker, gegen das eigene Volk. Gegen die Jugend . . .

E. Ducros: Mein Mann war Industrie-Zeichner. Eines Tages, Anfang 1943, kommt er von der Arbeit nach Hause und sagt: Ich muss sofort verschwinden, sie haben mich zur Zwangsarbeit nach Deutschland eingeteilt. Der Transport geht morgen früh.

Er zeigte mir die Begleitpapiere; aber seinen Ausweis hatten sie ihm weggenommen.

Louis-Frédéric hatte schon alles geplant; er wollte sich rund 120 Kilometer südlich von Lyon einem Maquis anschliessen. Aber um hinzugelangen, brauchte er einen Ausweis ...

Ich zog mich also sehr schick an, mit einem grossen schwarzen Hut, und ging zur Polizei. Dort amtierte noch immer der tüchtige Kommissar aus dem Elsass, der mich im März 42, nach unserer «Blockade» des Berliner Philharmonischen Orchesters, wieder freigelassen hatte.

Ich erzählte etwas von einem Sanatorium, in das mein tuberkulosekranker Mann dringend fahren müsste ... Er verstand mich sofort.

In zwei Stunden war der Ausweis fertig.

Mein Mann fuhr also am nächsten Tag, sehr früh, nach Süden, statt nach Norden. Die Papiere für Deutschland hatte er bei sich – notfalls konnte er behaupten, dass er «vorher» noch von seinen Eltern Abschied nehmen wollte.

Er kam durch ...

Abends erschien die Gestapo bei mir: Warum war er nicht am Bahnhof? Wo steckt er?

«Ach, wissen Sie», sagte ich mit gleichgültiger Miene, «mich inter-

essiert nicht, wo er steckt. Wir leben in Scheidung. Wir haben uns lange nicht mehr gesehen. Und ich möchte ihn auch gar nicht wiedersehen ...»

Wir trafen uns zweimal im Monat. Alle 14 Tage, an den Wochenenden, nahm ich den Zug nach Valence. Meine Schwiegereltern wohnten dort in der Nähe.

Nachts kam Louis-Frédéric. Wir trafen uns in einem leerstehenden Haus. Wir hatten nur ein paar Stunden. Früh morgens musste er immer wieder weg.

Und eines Tages bin ich dageblieben. Ich wollte nicht mehr nach Lyon zurück. So kam ich zum Maquis ...

In unserer Einheit, in der Ardèche, waren wir ein Dutzend Frauen. Meine Schwägerin war auch dabei.

Wir hausten in verlassenen Höfen oder in Häusern, die uns Bauern überliessen; manchmal auch mitten im Wald. Es gab keine festen Orte – dauernd mussten wir den Standort wechseln.

Das Kommando hatte ein Reserveoffizier. Wir lebten eine Art Soldatenleben. Heute würde man vielleicht «Guerilla» sagen ...

Die Maquiseinheiten operierten immer in der Nähe der Abwurfstellen für den Nachschub. Nachts suchten wir die abgeworfenen Container. Und wenn es keine Abwürfe gegeben hatte, kümmerten wir uns um etwas Essbares.

Das war unser grösstes Problem: Wir hatten nichts zu beissen!

Wir gingen nachts zu den Bauernhöfen und organisierten Kartoffeln und Eier. Während die Männer in den Wäldern herumschossen – wir konnten es deutlich hören –, machten wir das Essen fertig.

Es gab auch leere, ereignislose, einfach langweilige Tage ... Wir konnten nicht nach Hause gehen und nicht in die Stadt; wir konnten nur geduldig abwarten ...

Natürlich waren wir auch im Maquis «Verbindungsfrauen». Wir hielten Verbindung zu anderen Einheiten. Frauen konnten sich zur Not aufs Fahrrad schwingen und ins nächste Dorf radeln. Wir fanden immer irgendeine Erklärung ...

Aber die jungen, kräftigen Kerle sollten ja in Deutschland sein und für die «boches» arbeiten. Wenn man einen auf der Strasse traf, wusste man gleich: Da stimmt was nicht.

Wir Frauen kannten bald alle Gendarmen in der Gegend, und viele standen auf unserer Seite. Sie warnten uns vor Strassensperren, sagten: Vor dem-und-dem müsst ihr euch in Acht nehmen... und der-und-der ist in Ordnung.

Auch die Frauen in den kleinen, ländlichen Postämtern gaben uns lebenswichtige Informationen. Sie hörten ja die Telefongespräche der Deutschen und der Vichy-Polizei, und sie haben uns oft alarmiert.

Es gab Franzosen – die zählten nicht zum Widerstand. Aber sie waren die besten Résistants.

Und es gab die anderen, die Verräter...

Vorgeschichten (IV)

Tilly Spiegel – eine Österreicherin in der französischen Résistance



Tilly Spiegel in Paris (etwa 1940) und heute

... Also – ich wurde sehr früh Kommunistin. Das entsprach wohl meinem Temperament – und dem Elend nach dem Ersten Weltkrieg. Ich war 18 ... 19 damals. Wien wimmelte von Arbeitslosen. Alle hatten Hunger. Mein Vater kam 1918 mit einem Lungenschuss heim. Wir waren fünf Kinder und wohnten in einer trostlosen «Zimmer-Küche-Kabinett-Wohnung» am Brunnenmarkt, sieben Personen. Bald waren wir acht...

Wir lebten von klebrigem Maisbrot und Fracken, weissen Futterrüben, die man sonst den Schweinen gibt. Wir Kinder saßen in dieser furchtbaren Küche, alle fünf wie Kerzen nebeneinander auf einer Bank, und Vater sagte: «Brockt Euch Brot ein, Kinder,

brockt Euch schön ein, in die Fruckensuppe...». Und dabei hatte er Tränen in den Augen. «Brockt Euch schön ein ...»

Mein Schulgeld musste ich mir selbst verdienen ... mit Heimarbeit – Federn schleissen, Perlen auffädeln, Glimmer spalten. Bis Mitternacht hab' ich Säcke voll Glimmer für Lampenzylinder gespalten.

Meine Eltern schickten mich dann auf die Handelsschule, «denn das ergibt einen Beruf». Ich fand auch sofort einen Posten. Ich war jung, ich war hübsch, und der Chef machte sich «Hoffnungen» ... Als ich sie ihm nicht erfüllte, warf er mich wieder 'raus.

Bis auf eine einzige Stelle, wo ich's etwas länger aushielt, fand ich nur Urlaubsvertretungen – mal zwei, mal vier Wochen. Trotzdem war ich von uns Kindern noch am besten dran. Alle anderen fünf mussten mit 14 in die Fabrik gehen ...

Zum Kommunistischen Jugendverband bin ich einfach hingegangen, nach Ottakring, ins Volksheim. Niemand hat mich geworben. Ich ging dort vorbei, sah einen Zettel: «Heute Abend Versammlung». Und hab' mich denen noch am selben Abend angeschlossen.

Es waren 10, höchstens 15 junge Leute, sehr radikal. Sie besuchten sogar meine Eltern, durchschnittlich religiöse Juden¹, und verlangten, dass sie mich «freigeben»; ich sollte meinen Atheismus unter Beweis stellen.

Nach der ersten Verhaftung – wir marschierten 1927 zum Justizpalast² – bin ich dann auch wirklich von zu Hause weggezogen. Ich hatte einen Freund, und wir mieteten uns ein Zimmer. Als er arbeitslos wurde, kamen wir in den «Grinzing Baracken» unter.

In Grinzing, auf freiem Feld, hatte man Holzbaracken errichtet – die Wohnungsnot war erdrückend. Es gab eine zionistische, eine sozialistische, eine kommunistische Baracke ...

Wir hatten dort nur einen Raum; wir kochten unsere Suppe auf dem Spirituskocher. Sonntags zog ich mit der KP-Zeitung «Rote Fahne» durch unsere Siedlung und, treppauf-treppab, durch die Gemeindehäuser am Sonnbergplatz.

Auch mein Freund «Dösche» wurde KP-Mitglied – aus Liebe. Für seine Eltern, wohlhabende ungarische Papiergrosshändler, war «KP-Mitglied» so schlimm wie «Strassensänger» ...

'34 wurde ich zum zweiten Mal verhaftet; das ging noch glimpflich ab. Aber '35, nach dem Streik in einer grossen Fabrik

in Atzgersdorf, am 12. Februar, bekam ich acht Monate Gefängnis; dann, nach einer zweiten Anklage wegen Verbreitung illegalen Materials, zwei Jahre schweren Kerker.

Ich verbüßte meine Haft im Kloster Wiener Neudorf. Die katholischen Nonnen «zum guten Herzen Jesu» gingen an uns Gefangenen vorüber, als ob wir Luft wären. Um fünf Uhr früh wurde ich von ihrem Singen geweckt, das durch die vielfach vergitterten Fenster aus der Klosterkirche herüberdrang.

1937, zwei Monate vor Ablauf meiner Strafe, wurde ich amnestiert.

Durch die Hilfe eines fernen Verwandten, eines berühmten und einflussreichen Pariser Arztes, erhielt ich die Erlaubnis, Österreich zu verlassen.

Eigentlich wollte ich nach Spanien weiterfahren. Aber in Paris erfuhr ich von Franz Honner, einem Vertreter der österreichischen KP, dass Frauen im Spanischen Bürgerkrieg nicht mehr mitkämpfen durften.

Ich wurde Turnlehrerin ... Das hatte ich nie gelernt; aber weil ich eine gute Turnerin war und überzeugend genug auftrat, durfte ich für einen Hungerlohn Gruppen der «Jeunes filles de France»⁵ in Körperkultur unterrichten.

Das Leben in Paris war damals sehr aufregend. Die Volksfront⁴ regierte, und jeder Tag brachte neue Sensationen.

In der Stadt waren viele Spanienkämpfer. Und sie waren keine Greise ... Wir tanzten viel, wir hörten Konzerte; im Quartier Latin, in einem gemieteten Saal organisierte ich Lesungen österreichischer Schriftsteller und Vortragsabende.

Das Leben war herrlich ...

Im Juni 1940 rückten die deutschen Truppen näher und näher. Ganz Paris machte sich nach Süden auf.

Ich zögerte, Paris zu verlassen, bis es zu spät war. So begann für mich die Illegalität...

Anmerkungen

1 Sie starben in der Gaskammer eines deutschen KZ. «Als ich 1945 nach Wien zurückkam und nach ihnen fragte», erinnert sich Tilly Spiegel, «zuckte der Hausmeister nur die Schultern. Dabei waren sie auf Lastwagen, vor aller Augen, abtransportiert worden!» Mit Besorgnis verfolgt Tilly Spiegel die Berichte über neonazistische Umtriebe in der Bundesrepublik. Mein Einwand, die Mehrheit der

deutschen Jugend lehne derlei entschieden ab, kann sie nicht beruhigen: «Auch die SA war anfangs nur ein kleiner Haufen, und wir haben über sie gelacht. . .»

2 Im Lauf des Jahres 1927 hatten sich die innenpolitischen Spannungen in Österreich – vor allem zwischen den bürgerlichen Gruppen und der Sozialdemokratie – dramatisch zugespitzt. Bei einer sozialistischen Demonstration am 15. Juli ging der Wiener Justizpalast in Flammen auf. Die christlich-soziale Regierung liess die Menge brutal auseinandertreiben; es gab Tote und Verwundete.

3 Verband junger Mädchen Frankreichs, eine demokratisch-fortschrittliche Jugendorganisation.

4 In der «Front Populaire pour le pain, la paix, la liberté» («Volksfront für Brot, Frieden und Freiheit») waren die Kommunistische, Sozialdemokratische und Radikalsoziale Partei und zahlreiche Organisationen der französischen Linken zusammengeschlossen. Bei den Parlamentswahlen 1936 errang sie eine klare Mehrheit und stellte unter dem Sozialdemokraten Léon Blum die Regierung. Das 1938/39 gescheiterte Bündnis brachte den französischen Arbeitern grosse soziale Fortschritte.

«Mädel» und «Eingebaute»

Tilly Spiegel, Mitglied der österreichischen Widerstandsgruppe in der Résistance, geht als «Interregionale Instruktorin» («Inter») in die Departements Nord und Pas-de-Calais, um dort im Auftrag der (kommunistischen) Front national «Wehrkraftzerstörung» und «Travail-Anti-Allemand» – antideutsche Untergrundarbeit zu organisieren.

Zu ihrem Arbeitsgebiet gehört die Küsten-Sperrzone mit dem «Atlantikwall». Zutritt für Zivilpersonen streng verboten. Ein Himelfahrtskommando.

Tilly Spiegel: ... Und dabei sprach ich ein Französisch – Sie können sich das nicht vorstellen! Bitteschön – meine ganze Vorbildung bestand in zwei Jahren Handelsschule. Und das war lange her.

Und dann stand ich auf einmal in Lille, mit meinem Koffer. Ich suchte mir eine Unterkunft. Der Vermieterin erzählte ich etwas vom Elsass, Mutter deutschsprachig und so ... Erzählte ihr einen ganzen Roman.

Ich war eine Draufgängerin. Es ist wohl ein Naturgesetz, dass die Draufgänger durchkommen... Nein, ich hatte damals wirklich keine Angst!

Das ist nicht mein Verdienst – das ist mehr wie ein ... Charakterzug; oder wie eine bestimmte Nase im Gesicht – das kann man nicht ändern. Vielleicht liegt es daran, dass ich die Älteste war; an diesem verdammten Pflichtbewusstsein. Auch Vater hatte dauernd Streit, weil er sich irgendwo einmischte, Partei ergriff, wo andere sagten: Was geht mich das an? Er war mir ein grosses Vorbild! –

Ich, die «Elsässerin», wurde also Chefin einer Gruppe von «Eingebauten». Das waren Genossen und Genossinnen, die als Hilfskräfte in deutschen Werkstätten, Spitälern und Büros – in der «Höhle des Löwen» – eine Arbeit angenommen hatten; die dort Nachrichten sammelten und vorsichtig Agitation betrieben, «Stimmung machten»; die mich informierten, wenn ein desillusionierter deutscher oder österreichischer Soldat für uns «reif» war.

Nur in solchen Fällen trat ich selber in Aktion. Wir trafen uns dann mitten in der Sperrzone, in irgendeinem Kaff an der Kanalküs-

te – das war der sicherste Platz – und berieten, wie es weitergehen soll.

Ich denke an N., einen herrlichen jungen Burschen, den es am Ende noch erwischt hat. Er war auf einem deutschen Exerzierfeld eingebaut, als eine Art Hausmeister. Er musste die Ofen warten, für Brennstoff sorgen. Und manchmal, nachts, begleitete er einen deutschen Posten bei seinen Rundgängen. Sie redeten über alles Mögliche, kamen irgendwann auf die Kriegslage zu sprechen, und einige schütteten ihm ihr Herz aus. Das waren dann unsere «Opfer».

Oder Judith F.-M ... Als Algerierin, unter dem Namen Lucienne Reynod, arbeitete sie beim Oberfestungspionierstab im Marineministerium in Paris. Uns brachte sie manchmal der Einfachheit halber gleich die Durchschläge der Pläne und Befehle mit.

Mit der Gruppe der Eingebauten traf ich mich jede Woche, und einmal im Monat – über alle Sperrzonen hinweg – fuhr ich nach Paris zur Berichterstattung.

In Paris lebt unter dem Decknamen «Claude» ihr Mann, Franz Marek, einer der Führer des österreichischen Widerstandes, in der Front national für Agitation und Propaganda zuständig, Mitherausgeber der zweisprachigen Monatsschrift «Nouvelles d'Autriche», «österreichische Nachrichten». Er stammt aus einem sehr armen polnisch-jüdischen Elternhaus. Von Herbst 1935 an hatte er die Untergrundarbeit der illegalen österreichischen KP geleitet, war nach dem «Anschluss» 1938 nach Frankreich emigriert, dort bei Kriegsbeginn interniert worden, später untergetaucht.

Sie hatten sich kurz vor dem Krieg in Paris, an einem 14. Juli, kennengelernt. Tilly Spiegel nennt ihn: «Meine grosse Liebe und mein grosses Glück».

Tilly Spiegel: Ich war fünfmal schwanger. Fünfmal hab' ich mir die Kinder nehmen lassen. Daran war der Krieg schuld ...

Ich dachte immer: Du kannst jeden Tag verhaftet werden (was dann ja auch passiert ist), und dann nehmen sie dir das Kind weg, und du siehst es nie wieder.

Es gab ja Beispiele.

Ich sagte: Nein, ich warte lieber, bis Frieden ist, und ich muss keine Angst mehr haben, dass das Kind in die Gaskammer kommt.

Aber aus dem Kinderkriegen wurde dann auch nichts mehr...

Neben den «Eingebauten» gibt es noch eine andere Gruppe, für die Tilly Spiegel mit verantwortlich ist: die «Gesellschafterinnen».¹

Tilly Spiegel: Die Mädeln liessen sich ansprechen. Ein Soldat – er mag noch so ‚deutsch‘ oder ‚österreichisch‘ sein – hat das Bedürfnis, mit einer Frau im Kaffeehaus zu sitzen und nicht immer bei diesen Männern, mit denen er im Krieg, in der Kaserne Tag und Nacht zusammen ist.

Darauf mussten wir erst kommen – dass das eine Chance war!

Er will ja gar nicht immer mit dir schlafen ... er will eine Stunde lang im Kaffeehaus neben einer gut aussehenden Frau sitzen und Kaffee trinken.

Die Gruppe der Mädeln und jungen Frauen wurden mit diesem Auftrag zu den Theatern geschickt, zu den Folies Bergères, zu den Lokalen, wo die Männer den nackerten Tänzerinnen zusehen.

Sie mussten sich dort herumtreiben und sich ansprechen lassen, mit den Soldaten ins Gespräch kommen, dann mit ins Kaffeehaus gehen, eine lose Beziehung anknüpfen und ihnen langsam einflößen: Rettet Euer Leben, macht Euch davon... Ganz zuletzt steckten sie ihnen unser Hefteri zu – Soldat im Westen» ..?

Aus der Kampfschrift «Soldat im Westen», Nummer 29, November 1943:

«Wie lange soll dieser wahnsinnige Krieg noch weitergehen? Rettet das Vaterland vor der Katastrophe, in die es Hitler und seine Spiessgesellen führen! Leistet ihren Befehlen nicht Folge! Geht an allen Fronten zu den Alliierten über! Lasst Euch nicht zu Gewalttaten gegen die besetzten Gebiete missbrauchen!

Offiziere – wartet nicht – handelt! Bereitet mit Euren Mannschaften den geschlossenen Abmarsch in die Heimat vor! Das Vaterland braucht Euch!

Wir haben in Frankreich nichts verloren! Entreisst Hitler die Macht! Zeigt der ganzen Welt, dass man nicht Hitler mit dem deutschen Volk gleichsetzen darf! Nur dann kann unser heiliggeliebtes Vaterland gerettet werden . . .!»

«Unsere Aufgabe . . . bestand darin, die besten Elemente innerhalb der deutschen Wehrmacht, und die Österreicher in ihr, *gegen* diese Armee selbst zu beeinflussen und zu organisieren», schrieb Tilly Spiegel – verwundert über die eigene Chuzpe – später in einem Buch?

«Das bedeutete, innerhalb einer militärischen Organisation, mit ihrer Disziplin, Stimmung, Subordination, Anpassung, Gehorsam, zu arbeiten. Das hiess, dort Menschen, die grosse Länder vor ihrer Macht zusammenbrechen sahen, Soldaten, die nur glänzende Siege kannten, von der Unvermeidbarkeit der schliesslichen Niederlage und davon zu überzeugen, dass dies gerade, die Niederlage ihrer eigenen Armee, von ihnen gewünscht, erhofft und aktiv betrieben werden müsste. Eine ganz schön komplizierte Aufgabe, wenn man die Atmosphäre der allgemeinen Ergebenheit und Widerstandslosigkeit der breiten Massen in Deutschland und bis zu einem gewissen Grad auch in Österreich selbst in Betracht zieht».

«Wehrkraftzersetzung» war lebensgefährlich. Der deutsche Sicherheitsdienst schickte Soldaten als Gegen-Lockvögel aus. Auch Razzien auf Prostituierte forderten Opfer unter den antifaschistischen «Gesellschafterinnen».

Die meisten der Mädchen wurden verhaftet.⁴

Anmerkungen

1 Franz Marek spricht in seinen Erinnerungen von «Genossinnen, die in Paris auf den ‚Strich‘ gingen.»

2 Das war auch der Titel der offiziellen deutschen Wehrmachtszeitung in Frankreich, der (fälsche) «Soldat im Westen» kam auf vielen Wegen an seine Leser: über die Kasernenmauern geworfen, in Kommissbrote eingebacken, in die Waggons der Truppentransportzüge gelegt. –

Aus einem Flugblatt (Frankreich 1943), das nach Österreich geschmuggelt wurde: «Frauen, verkürzt den Krieg – Ihr könnt es! Österreichische Frau, österreichisches Mädel! Dein Mann, Deine Söhne, Deine Brüder verbluten an den Fronten. Du selbst musst die ganze Last des Kriegseinsatzes tragen. Für Dich sind der lange, schwere Arbeitstag, Nachtschichten, Entbehrungen. (...) Österreich wurde bis jetzt von den Bombenangriffen verschont. Aber die anglo-amerikanische Landung in Südeuropa steht bevor. Kärnten wird zum Frontgebiet (...) Das Leben unserer Kinder, unser aller Leben ist in Gefahr!

Das macht den Naziverbrechern kein Kopfzerbrechen. Aber uns! Wir haben genug vom Krieg! Wir haben genug von den Piefkes (österreichisches Schimpfwort für «Deutsche» – H. K.)! Wir wollen unsere Männer und Söhne zurück! Wie lange noch unnütze Opfer bringen? Wie lange noch alles erdulden? Dies liegt an uns . . . «

3 «Österreicher in der belgischen und französischen Résistance», Wien 1969

4 Und die Erfolge? Tilly Spiegel in ihrem Buch: «Wie soll man abschätzen bei wem, wann und wo auf diesem tausende Quadratkilometer umfassenden Schauplatz der Samen aufging, den sie gesät haben? Wie viele Desertionen, Nachrichtenübermittlungen und sonstige Partisanenaktionen von Einzelsoldaten irgendwann, irgendwo, aber durch unsere Tätigkeit initiiert, durchgeführt wurden? Wie viele Menschen auf Grund eines einmal von uns gehörten Argumentes zwar erst 1944 oder 1945, aber

doch der Wahrheit näherkamen?» – Doch, es gab auch Erfolge, die nach dem Krieg bekannt wurden: «In den Tagen des Pariser Befreiungsaufstandes ist eine Gruppe ‚ostmärkischer‘ Wehrmachtangehöriger mit der ausdrücklichen Berufung auf die Arbeit der ‚Mädelgruppe‘ zu den Aufständischen übergegangen und hat an ihrer Seite den Sturmangriff auf das Kriegsministerium unternommen . . .» (ebenda)

1982 führte das «Theater der Sowjetarmee» ein Stück von Affanassi Salynski, «Die Trommlerin», auf. Es handelt von einer jungen Frau, Trommlerin im Komsomolzen-Musikkorps, die sich im Auftrag der Partei als Prostituierte mit deutschen Soldaten einlässt, um sie auszuhorchen. Von den Mitbürgern wird sie als «deutsche Schäferhündin» beschimpft und mit Steinen beworfen. Als die Deutschen aus der Stadt vertrieben werden, erschießt sie ein Nachbar, der – wie alle anderen – von ihrem Parteauftrag keine Ahnung hatte.

Tanja

Eine Heldin, wie sie im Buch steht

Bronislava Ivanovna Petruschko: Tanja war eine ganz aussergewöhnliche Schönheit. Sie müssen sich vorstellen, Tanja ist seit 40 Jahren tot – aber eine solche Schönheit habe ich nie mehr getroffen.

Sie hat ihre Schönheit im Kampf gegen die Faschisten eingesetzt

...

Bronislava Ivanovna, im Krieg erste Sekretärin der Eisenbahner-Untergrundorganisation, spricht von Tanja Markus, der Komsomolzin. Jeder in Kiew kennt ihren Namen, jeder weiss von ihrem Attentat bei der Wehrmachtsp Parade auf dem Kreschatik, der Kiewer Hauptstrasse. Tanja warf Blumen von einem Balkon. Der Blumenstrauss explodierte. Es gab Tote und Verwundete. Die Parade wurde abgebrochen.

Viermal ging sie in die Wohnung eines Parteifunktionärs, eines berüchtigten «Herrenmenschen», der sich heftig in sie verliebt hatte

...

Bronislava Ivanovna: ... Und als sie das fünfte Mal in dieses schreckliche Haus ging, gaben wir ihr eine kleine Pistole mit – die kleinste, die es gab. Eine Damenpistole. Sie schoss ziemlich leise, aber sie konnte auch nur aus ganz geringer Entfernung töten.

So ging die schöne Tanja mit der Damenpistole, am Busen versteckt, zum Stelldichein ...

Sie hat ihn fest umarmt. Mit dem linken Arm hat sie ihn an sich gedrückt, mit dem rechten zog sie und schoss. Sie schoss ihm in die Schläfe, er fiel um. Tanja nahm alle Kraft zusammen, sie ging an der SS-Wache vorbei... aus dem Haus ... Wie immer.

Wir fragten: Ist er denn tot?

Ich weiss es nicht...

Aber das Blut hast Du doch gesehen?

Sie sagte: Olga Ivanovna (mein Deckname war Olga Ivanovna Roznicenko)... Ich hab' nicht mal das Blut gesehen. Mir wurde schwarz vor den Augen ...

Zwei Tage später wurde ein Sarg aus dem Haus getragen, mit Blumen reich geschmückt. Da war Tanja Markus schon auf der Flucht. Sie schwamm durch den Dnjepr und verbarg sich auf einer Insel.

Dort haben sie unsere Tanja gefangen. Das war Ende September 42. Sie haben sie grausam gefoltert. Aber gesagt hat sie nichts.

Sie starb wie eine echte Komsomolzin!¹

Bronislava Ivanovna hat die Geschichte schon oft erzählt – in Schulen und Jugendhäusern, im Rundfunk. Der Widerstandskampf ist ein unerschöpfliches Thema. Und viele Helden leben noch.

An den Orten ihrer geheimen Zusammenkünfte hängen Erinnerungstafeln. Ihre Lebensläufe liefern Stoff für Partisanenbücher, Partisanenlieder, Partisanenfilme und -theaterstücke.

Denkmäler verkünden ihre Taten – 35'000 Denkmäler allein in der Ukraine.

Museen stellen die Requisiten ihres Kampfes – Waffen, falsche Pässe, primitive Werkzeuge – wie Heiligtümer aus.

«Ich weiss was von der Partisanin Sina Portnjova», erzählt mir im Moskauer Militärmuseum ein achtjähriges Mädchen ins Mikrofon. «Sie handelte im Auftrag ihrer Einheit. Sie schlich sich in den Stab der Faschisten. In den Topf, in dem das Mittagessen kochte, tat sie Gift hinein. Man hat sie gefangengenommen, aber alle Deutschen waren schon vergiftet. Sie haben Sina gefoltert. Sie sagte nichts und wurde erschossen . . .»

Helden über Helden . . .

Dieses ewige Fahnenhissen und Ordenklimpern; die polierten Statuen, die gelackten Gemälde, die pathetische Musik . . . Endlose Feier des Widerstandes – täglich, überall . . .

Bald bin ich überfüttert mit Vergangenheit.²

Nach einigen Tagen Sowjetunion wirkt das Pathos flau, der Hang zur Grösse übertrieben, das Gedenken oft – gedankenlos.

Dieser starre Blick zurück – vielleicht soll er wirklich nur vom jüngsten Engpass in der Fleischversorgung ablenken?

Und plötzlich . . . schmeckt alles nach Propaganda . . . Dann – das nächste Interview.

Im Büro der Presseagentur Nowosti sitzt mir eine Frau von 65, 70 Jahren gegenüber – keine «Heldin» . . . Einfach eine alte Frau mit Pelzmütze und Handtasche und dicken Strümpfen.

Ich denke: Meine Mutter ist in diesem Alter. Mein Vater wäre 67 – wenn er nicht gefallen wäre, 26jährig, irgendwo bei Potschep, südlich Brjansk.

Auf eine Tonbandspulenlänge sitzen wir ganz eng zusammen,
dicht ums Mikrofon.

Ich betrachte ihr Gesicht.

Ich sehe ihre Augen feucht werden.

Nichts entgeht mir. Jeder platte Propaganda-Ton – ich würde ihn
entdecken.

Noch bevor die Übersetzerin die Worte übersetzt, habe ich den
Sinn verstanden: Nie wieder Krieg!

Anmerkungen

1 Noch bekannter als Tanja Markus ist die Komsomolzin (= Mitglied im kommunistischen Staats-Jugendverband Komsomol) Soja Kosmodemjanskaja, «Heldin der Sowjetunion». Im November 1941, während der Schlacht um Moskau, wurde die 18jährige hinter den deutschen Linien als Saboteurin gefasst und im Dezember, nach grausamen Verhören, öffentlich aufgehängt.

2 Ähnlich erging es mir in Jugoslawien. Die Republik entstand aus Titos Volksbefreiungsarmee; Partisanengeschichten sind Staatsgeschichte – ausgebreitet in Kinderbüchern und dickleibigen Partisanenbibeln für 2'000 Dinar, in billigen Monographien und schweren Anthologien über «Jugoslawische Heldinnen». Kaum eine Kindersendung im Fernsehen, in der nicht ein alter Partisan, eine alte Partisanin aus ihrem Partisanenleben erzählen. –

«Er ist schön, der Reigen für den Genossen Tito», sang mir ein Schulkind ins Mikrofon, «Wer hätte diesen Reigen nicht gern! Den Reigen tanzen junge Partisanen – grüne Pappeln. Und Partisanenmädchen tanzen ihn – schlanke Fichten ... Der rote Stern ist auf ihre Mütze gefallen. Die Sonne lässt die Gewehre blitzen. Ein Lied steigt aus ihrer Brust: Wir lieben Dich, Genosse Tito!» – «Die Zeit der grossen Denkmäler, des Personenkults auf Jugoslawisch ist vorbei», sagte mir ein Parteifunktionär in Zagreb. «Wir halten die Gedenkstätten in Ordnung, nennen Strassen nach den Helden des Volksbefreiungskrieges – und geben das Geld für nützliche Dinge aus ...!»

In den Schulen, in den Medien, im Bewusstsein der Bevölkerung scheint der Tito-Partisanen-Kult aber ungebrochen fortzuleben.

Die kleinen Frauen und die grossen Chefs

« . . . Das beste Buch, das zu diesem Thema je geschrieben wurde», sagt Zette Gomme . . . Sie hat es mir geliehen: «Il était des femmes dans la Résistance» von Ania Francos¹, einer Französin der Töchtergeneration. In der Bibliothek des «Centre de formation des journalistes», wo Zette Gomme halbtags arbeitet, steht es immer griffbereit, wie ein Beweisstück.

Auf der Liste der 1059 «Compagnons de la Libération», der «Kameraden der Befreiung», die Charles de Gaulle persönlich ernannte, stehen nur sechs Frauennamen. Siehe Seite 11.

Ich lese, Seite 132: «In den Büchern über die Résistance taucht oft der Name Hector Descomps auf, aber nie der von Paulette . . . Aber sie kümmerte sich um den Unterschlupf, um die Verpflegung dieser Herrschaften, um den Bürokraten, um die Kontakte, um all die kleinen Aufgaben, ohne deren Erledigung die ‚grossen Chefs‘, die massenweise Memoiren schreiben, gar nicht überlebt hätten . . .»

«Frauen», schreibt Tilly Spiegel² über die Widerstands-Literatur in Österreich, «werden im Allgemeinen nur angeführt, wenn sie nicht überlebten oder wenn es sich um prominente Persönlichkeiten handelt. . .»

Kate Fleuron: Es ist eigentlich unglaublich, wie wenig man in Dänemark über den Beitrag der Frauen zum Widerstand weiss!

Es gibt hier eine sehr bekannte Schriftstellerin, Charlotte Strandgaard... Vor einigen Tagen schrieb sie in einem Interview, dass sie bis vor Kurzem – bevor sie mein Buch über Frauen im Widerstand las – überhaupt nicht gewusst hat, dass die Generation ihrer Mutter am Widerstandskampf teilgenommen hat.

Vielleicht liegt es daran, dass sich Frauen weniger mit sich selbst beschäftigen ... Wir machen nicht so viel her ... Vielleicht sind wir wirklich zu bescheiden. Aber wir sind so erzogen worden ... zur Bescheidenheit.

Dabei haben viele von uns dasselbe geleistet – unter denselben Bedingungen und in derselben Gefahr.

Viele Frauen, deren Männer im Untergrund lebten, wurden als

Geiseln genommen. Frauen wurden genauso nach Deutschland geschickt oder ins Lager nach Froslev³ oder ins Westgefängnis.

Manche von uns waren für die konspirative Arbeit hochbegabt...

Ja, die Frauen waren am begabtesten ... Männer sind oft etwas – plump.

Unsere Freunde aus England legten grossen Wert auf ihre Sicherheitsvorschriften. Dauernd hiess es: Achtung – Sicherheit geht vor!

Aber – unter uns gesagt – es war gar nicht so schwer, herauszufinden, was man tun und lassen musste: Nicht am Telefon über Geheimsachen reden ... Niemals grüssen, wenn einem jemand aus dem Untergrund begegnete... Gar nicht beachten, einfach vorübergehen ... Und natürlich: niemals von der Arbeit reden – auch nicht zu den besten Freunden – nie ein Wort!

Wenn die Gestapo an die Tür schlug, waren es meist die Frauen, die aufmachen gingen. Die Männer konnten in der Zwischenzeit entkommen.

Dagmar Andreasen: Ich weiss nicht, ob das etwas Weibliches ist... Das ist wohl Mut – aber auch Situationsbewusstsein. Das kann man, glaube ich, von den Frauen sagen: Sie sind situationsbewusst.

Wir brauchen das ja dauernd im Privatleben – im Haushalt, mit den Gören ...

Als ich später, 43, einmal Villy im Gefängnis besuchte – ich ging neben einem Polizisten her, hatte das Kleine so im Arm –, da kommt mir ein Genosse entgegen und sagt: «Tag, Dagmar!» Dieser dämliche Kerl! Hab natürlich abgestritten, dass ich ihn kannte.

Der Arme war so froh, dass er endlich eine Genossin traf, und hat gleich den Kopf verloren. Das war auch einer von denen, die immer getönt hatten, wir sollten ja vorsichtig sein ...

Dobrila Debeljak-Kukoc aus Split, Jugoslawien: Ein Gewehr in die Hand nehmen – das war kein Problem. Die Frage war nur, ob uns die Männer mit dem Gewehr in der Hand ernst nahmen!

Im Bewusstsein der Menschen, das in Jahrhunderten geprägt wurde, ist der Mann wichtiger, tapferer, widerstandsfähiger, stärker, belastbarer... Obwohl sich im Krieg oft genug herausstellte, dass die Frau genauso viel aushalten konnte – und mehr... Weil der weibliche Organismus auf ganz andere Belastungen eingestellt ist – oder kennen sie eine grössere Strapaze, als ein Kind zu gebären?

Als wir in Kapela waren, in den Bergen bei Lika, haben wir einmal

vier Tage lang nur von Wurzeln und wilden Zweibein gelebt. Nach den vier Tagen bekam jeder zwei Kartoffeln, und die meisten Frauen schenkten ihre Kartoffeln den männlichen Genossen, die es vor Hunger nicht mehr aushielten. –

Auch im System der Volksbefreiungsbewegung, in den revolutionären Organen der provisorischen Regierung, zum Beispiel in der Rechtsprechung, waren Frauen tätig. Nicht nur Männer beherrschten die Partisanengesetze! Und denken Sie an die Untergrundzeitungen, die Krankenhäuser, die Magazine – überall Frauen!

Draginja Metikos, Zagreb: Ja, am Anfang war es oft schwer für uns! Wir Frauen mussten in der bewaffneten Aktion erst beweisen, dass wir genauso viel aushielten wie die Genossen Männer.

Dann bekamen wir auch Orden und wichtige Positionen – als Kommissarinnen, Unterkommandeure, Bataillonskommandeure ...

Freilich – wenn wir auf Urlaub gingen, war alles wieder beim Alten: Die Frau flickte die Hemden, nähte die Knöpfe an, und der Mann durfte sich erholen ...

In den raren Stunden der Erholung, der Kampfpausen, bevorzugten die Männer jene Mischung aus Esprit, Erotik und mütterlicher Geborgenheit, die auch heute mancher brave Ehemann nach acht Stunden heldenhaften Stellungkampfes hinter seinem Computerterminal wie selbstverständlich erwartet.

«Inmitten all der Gefahren», erinnert sich Lucie Bernard alias Lucie Aubrac⁴ an die vielen nächtlichen Besucher in ihrer Wohnung in Lyon, «fanden sie bei uns eine Atmosphäre der Geborgenheit. Ich brutzelte crêpes aus Buchweizen, den ich in der Kaffeemühle gemalen hatte. Neben uns schlief das Baby. Man war eine richtige Familie. Deshalb kamen die Jungs so gerne . . .!»

«Und ausserdem», schreibt Ania Francos, «wollten sie ja auch geliebt sein, getröstet, bestärkt. Die Frauen mussten alle ihre Geheimnisse hüten – nur sie selbst waren unvorsichtig –, sie mussten jede verschlüsselte Nachricht sofort verstehen (...). Aber seltsam genug: Die meisten Frauen, die ihr Leben für die Befreiung Frankreichs aufs Spiel setzten, haben die Selbsteinschätzung des Mannes verinnerlicht und «zum Sakrament erhoben» («sacralisé»). *Er* fällt immer die Entscheidungen – als hingen die alliierte Landung oder der Feldzug in Russland nur von ihm ab; er spielte Cowboy, Revolver im Gürtel; er verschwand auf mysteriöse Weise, um in der nächsten Nacht ohne ein Wort der Erklärung wieder aufzutauchen . . .

Diese Frauen denken wirklich, dass sie selbst «nichts geleistet haben.»

Selbst in der Untergrundpresse, auch wenn sie alles allein redigierten, galten Frauen oft genug als «kleine Tippsen» (Francos: «On était dactylo . . .»)

Dagmar Andreassen: ... Dass die Männer in Heldenposur dastehen und die Frauen im Hintergrund – das ist nun mal so in unserer Gesellschaft.

So war das damals auch.

Wir umsorgten die Männer, wenn sie von ihren Aktionen zurückkamen. Sie weinten sich bei uns aus, und wir lagen nachts auf ihren Gewehren__

Kate Fleuron: Unmittelbar nach dem Krieg, im Sommer 1945, schrieb ich ein Buch: «Frauen im Widerstand». Es besteht aus Interviews mit Frauen, die ich bei der illegalen Arbeit und im Polizeigefangenenlager Froslev kennengelernt hatte. Die ersten Zeilen lauten ungefähr so: Dieses Buch ist denen gewidmet, die «nichts getan» haben; die «nur» Mutter waren, Ehefrau, Geliebte, Kameradin und sonst «gar nichts» ...

«Kleine Taten» – «grosse Taten» . . .

Die «grossen», die später in den Geschichtsbüchern stehen werden, sind für Männer reserviert. Ihnen arbeitet man zu – wie beim ordentlichen Militär die einfachen Soldaten ihren Heerführern die roten Teppiche zum Ruhm ausrollen. Durch dick und dünn.

Dass Männer auch die Geschichtsbücher schreiben, erklärt die Überbetonung, die Stilisierung der bewaffneten Aktion. Sie allein ist der Massstab, man könnte oft meinen: der Inhalt, der Zweck.

Ja – sie waren «tapfere Mädels», die Frauen im Untergrund; aber – so zitiert Ania Francos den Generalsekretär des Ordens «Compagnons de la Libération» – «sie standen halt nicht im Feuer».

Francos bringt das auf eine kurze Formel: «Frauen und Männer waren gleichgestellt (...) – gleich im Ertragen des Leids, gleich vor den Folterknechten und Henkern. Aber nicht mit der gleichen Verantwortung. Und schon gar nicht gleich bei der Verteilung der Medaillen und des Ruhms . . .»

Magdalena Arnold: Der Volksbefreiungskampf hat uns Frauen

viel Neues gebracht – Rechte, die wir vorher nicht kannten, aber auch Pflichten und Verantwortung.

Mit den Pflichten war es nicht immer einfach, weil unsere Männer ...

Also, ich kann mich über meinen Mann nicht beklagen. Als überzeugter Gewerkschafter war er stets für Gleichberechtigung – auch in unseren vier Wänden. Ihm fiel es wirklich nicht schwer, Hausarbeit zu machen, wenn ich zum Esperanto-Kurs oder zu einer Frauenversammlung ging. Wir haben uns immer ergänzt.

Das war – und ist – nicht überall so ...

Mein Mann wollte immer, dass ich vorwärts komme. Als ich nach dem Krieg auf die Schule für industrielle Führungskräfte ging – von morgens bis abends, mit kurzen Pausen –, musste ich oft sogar nachts aufstehen und meine Hausaufgaben machen; und er ist mit aufgestanden und hat mich abgehört... Manchmal war ich sehr erschöpft, im Krieg war ich typhuskrank und hatte keine Widerstandskräfte mehr.

Ich konnte die Leitung einer kleinen Fabrik übernehmen. Und die Arbeit wurde nicht weniger ... Wie oft kam ich ohne Frühstück hin, früh um sechs. In den Anfangsjahren hab' ich manchmal mehr gehungert, als im Krieg – weil ich einfach keine Zeit zum Essen hatte.

Ich hätte, als Führungskraft, jederzeit in die Kantine essen gehen können. Aber ich sagte mir: Wenn du dir selbst eine Extrawurst brätst – wie willst du dann andere kritisieren?

Die heutige Generation denkt leider nicht so. Das macht uns oft traurig...

Milca Or lie: Wir hatten keinen sicheren Arbeitsplatz, keine Krankenversorgung, keine Sozialversicherung, keine Rentenversicherung. Wir mussten uns alles erkämpfen. Und heute zögert man sogar, die grössten Faulpelze und Säufer zu entlassen – aus «humanitären Gründen».

Ich finde, es geht uns manchmal schon... zu gut. Wenn ich an meine eigene Jugend denke ...

Frauen und Mädchen von heute können sich gar nicht vorstellen, welche Sklavenrolle die Frau in der Monarchie zu erdulden hatte. Im alten Jugoslawien wusste ich nie, ob ich morgen noch Arbeit habe – obwohl ich sehr fleissig war. Wenn ich früher meine Gallenanfalle bekam, dann band ich mir eine Wärmeflasche um den Bauch – ich konnte ja nicht einfach wegbleiben ... Wer hat das heute noch nötig ...?!

Magdalena Arnold: Obwohl wir uns alle Rechte selbst erkämpft haben, behaupten viele im Westen, die jugoslawische Frau sei benachteiligt.⁵ Sie reden von «Doppelbelastung». Aber sie übersehen dabei unsere Anstrengungen, das Leben der Frauen zu erleichtern – durch moderne Kindergärten, Ganztagschulen, durch all die technischen Hilfsmittel im Haushalt.

Ich erinnere mich an das Jahr 1957, als ich in der Steiermark zum erstenmal eine dörfliche Tiefkühlanlage sah, in der jede Familie ihr eigenes Fach hatte. Ich dachte: Wann werden wir so weit sein?

Wenn ich heute zu meinen Verwandten aufs Dorf fahre, sehe ich Waschmaschinen und Tiefkühltruhen überall.

Unser gesellschaftlicher Fortschritt ist mit diesen Dingen eng verbunden. Nach dem Krieg mussten wir ganz von vorn anfangen. Wir hatten nichts zu essen, nichts anzuziehen, aber wir hatten Elan.

Ich ging lieber zu einer Parteiversammlung als ins Theater. Das entsprach dem Gefühl der Unabhängigkeit, der Freiheit, das wir Frauen empfanden. Wir teilten eine Schweinehaxe zu dritt... aber wir erlebten Kameradschaft, wir fühlten uns gleichberechtigt, schöpferisch, aktiv...

Leider entwickelten einige Leute, sobald sie Ämter und Schreibtische hatten, ein bourgeoises Verhalten – eine Krankheit, die noch immer nicht geheilt ist...

Anmerkungen

1 «Es gab auch Frauen in der Résistance», a.a.O.

2 Tilly Spiegel, «Frauen und Mädchen im österreichischen Widerstand», Wien-Frankfurt-Zürich 1967.

3 Dänisches KZ, siehe Seite 187.

4 «Es gab auch Frauen . . .», a.a.O.

Lucie Aubrac entstammte einer Bauernfamilie in der Bourgogne. Sie war Geschichtslehrerin an einem Lyzeum in Lyon; Mitbegründerin der Untergrundorganisation «Combat» und «Libération»; spezialisiert auf Gefangenenbefreiung.

Zweimal rettete sie ihren Mann vor dem Zugriff der Gestapo. Begleitet von falschen SS-Männern verhalf sie einem Résistant zur Flucht aus dem Hospital St. Etienne in Lyon. Mit einer Gruppe von Kameraden griff sie Transportfahrzeuge an, die Gestapo-Häftlinge in das Gefängnis Mt. Luc brachten.

Sie selbst konnte sich nach England retten und marschierte in der Siegesparade des 26. August 1944 an der Seite de Gaulles über die Champs-Élysées.

5 Die in Kroatien geborene Soziologin Lucia Heuchelt, seit drei Jahren in der Bundesrepublik: «In meiner Kindheit – ich bin Jahrgang 1949 – wurde immer streng auf Koedukation geachtet. Das war, besonders in ländlichen Gegenden, keine Selbst-

Verständlichkeit. In manchen Dorfschulen setzte man Jungen und Mädchen sogar zwangsweise nebeneinander auf die Schulbank. Sie sollten das Gleiche lernen, die gleichen Chancen haben wie die Jungen . . .

Dennoch – im Berufsleben sind die gehobenen Positionen zum grössten Teil mit Männern besetzt... Nicht, weil man den Frauen weniger zutraut. Aber durch ihre Doppelbelastung in Beruf und Familie können sie im Karrierewettbewerb nicht so mithalten. Und die wenigsten Männer sind bereit, die häuslichen Verpflichtungen mit zu übernehmen.

Die traditionelle Männerrolle hat alle Phasen unserer politischen und gesellschaftlichen Entwicklung ziemlich heil überlebt...

Andererseits: Ich halte die jugoslawische Frau von heute für aussergewöhnlich selbstbewusst, sehr kämpferisch. In der Familie hat sie eine starke Position. Ich kenne verbissene Kämpfe um Gleichberechtigung, und jedesmal, wenn ich nach längerer Abwesenheit nach Lika zurückkehre, höre ich die Männer klagen: «Unsere Frauen – die werden von Tag zu Tag frecher! Besonders diese Jugoschwabas, diese Gastarbeiterinnen – wenn sie aus Deutschland wiederkommen, sind sie gar nicht mehr zu bremsen!» Jugoslawien hat – neben der DDR – die höchste Scheidungsrate der Welt. Die Scheidung wurde bei uns sehr erleichtert, und man sagt, dass immer mehr Frauen den ersten Schritt zum Scheidungsrichter tun. Jedenfalls in den Städten.

Manche Landesteile sind noch sehr rückständig. Ich habe Frauen gekannt, Albanerinnen, die sich gegen ihre Männer auflehnten. Sie wurden aus der Familie, aus der Dorfgemeinschaft ausgestossen. Sie mussten in andere Orte umziehen, und einige gingen – aus Angst vor der Rache ihrer Männer – sogar bis nach Deutschland.

Ja, es gibt noch viele Probleme zu lösen – für diese und für die nächste Generation.» Auch in der UdSSR...

«Die Frau und der Mann haben ... die gleichen Rechte» – so beginnt Artikel 35 der sowjetischen Verfassung von 1977.

Das bedeutet: Frauen beim Strassenbau, mit Presslufthämmern; auf dem Baugerüst; im Rangierdienst...

Aber auch: Frauen in den Hochschulen (jeder dritte Hochschullehrer eine Frau), in den Krankenhäusern (fast 80 Prozent der Ärzte sind weiblich), in den Dorf-, Stadtbezirks-, Stadt-, Rayons- und Republik-Sowjets, im Obersten Sowjet (ein Drittel aller Abgeordneten, die Hälfte aller sowjetischen Bürgermeister sind weiblichen Geschlechts). Frauen haben im Landesdurchschnitt eine bessere Berufsausbildung (52 Prozent weibliche Studierende an den Hochschulen, 56 Prozent an den Mittleren Fachschulen).

Frauen also vorn?

Eine Gegenrechnung: Nur 13 Prozent der Betriebsleiter, nur ein Fünftel der 15 Millionen KPdSU-Mitglieder sind Frauen. In der Partei- und Staatsführung, in den zentralen Entscheidungsgremien der Volkswirtschaft sitzen nach wie vor Männer an den Schalthebeln.

Auch hier der weibliche Wettbewerbsnachteil. Trotz aller staatlichen Hilfen leistet die berufstätige Frau – besonders, wenn sie Kinder hat – ein doppeltes Arbeitspensum. Für den Aufstieg in höhere Positionen reicht die Kraft meist nicht mehr aus.

Die «zweite Schicht zu Hause» ist heute ein vieldiskutiertes Thema in der Sowjetunion, besonders unter psychologischen Gesichtspunkten. Viele Ehefrauen, die aus dem beruflichen Wettkampf resigniert ausgeschieden sind, haben sich zum Ausgleich häusliche Machtpositionen aufgebaut; das Selbstbewusstsein des sowjetischen Mannes wird ähnlich erschüttert, wie das Ego seines westlichen «Leidensgenossen» durch die Frauenbewegung in den sechziger und siebziger Jahren.

Zu häuslicher Arbeitsteilung, zu praktischer Mitbestimmung in «Frauensachen» wie

Einkauf und Kindererziehung, sind aber die wenigsten Männer bereit. Seit Jahren füllt die Emanzipationsdebatte die Leserspalten der Zeitungen. Viele sowjetische Frauen – enttäuscht darüber, dass sich ihre Männer mit der gesellschaftlichen Wirklichkeit immer noch nicht abfinden können – reichen die Scheidung ein.

Der Schutzengel von Jean Moulin

Paris. Gegenwart.

Eine Feier der Résistance . . .

Madame Gommès steht klein und zerbrechlich vor dem grauen Schlachtschiff Panthéon.

Hier ruhen Mirabeau, Voltaire, Rousseau; hier steht auch die Urne von Jean Moulin. Er war einer der ganz grossen «Chefs», erster Präsident des Conseil National de la Résistance, des Nationalrats der französischen Widerstandsbewegung. Eine Symbolfigur.

Von de Gaulle aus London kommend, landete er am 1. Januar 1942 mit dem Fallschirm, um die konkurrierenden Widerstandsgruppen vereint gegen den Hauptfeind zu lenken. Er gilt als «l'unificateur», als Einiger der Résistance.

Eine Abordnung legt Blumen nieder . . .

«Den grossen Männern – das dankbare Vaterland» . . .

Ruhm und Ehre – auch der kleinen alten Frau im Regenmantel?

Sie presst die Hände fest zusammen . . . weil sie zittern. Es ist kühl.

Es regnet ein wenig.

Die Musikinstrumente blitzen . . .

Ich betrachte, Kopf im Nacken, die mächtige Fassade; denke mir noch Buchstaben hin: «. . . und den grossen Frauen . . .»

Auch Jean Moulin hatte eine Frau «im Hintergrund»: die Maleirin Antoinette Sax. Mit 18 war sie ihm begegnet und folgte ihm – eine Art Schutzengel – bis zum Schluss 1943 (Moulin wurde von den Deutschen zu Tode gefoltert): «Ich marschierte hinter ihm her – mit seinen diversen Identitätspapieren (. . .), immer bereit, im Fall einer Kontrolle ihm das bestgeeignete in die Hand zu schieben . . .»¹

Es gab sie überall – diese anonymen, diskreten, allzu bescheidenen «Frauen im Hintergrund» . . .

Viele tausend: Die Postbeamtin, die den Brief des Denunzianten an die Gestapo verschwinden liess; die Gespräche der Polizei, der Gendarmerie, der Präfektur abhörte; die Angestellte der Stadtver-

waltung, die den Untergrund mit Formularen, Stempeln und Behörden-Briefpapier versorgte; die immer wusste, wo Bürgermeisterämter samt Einwohnerkartei verbrannt und Namen für falsche Papiere «frei geworden» waren; die Geschäftsfrau, die ohne Fragen zu stellen, gefälschte Lebensmittelmarken annahm: die Krankenschwester, die kranke Gefangene mit Nachrichten aus dem Untergrund versorgte; die Concièrge, die Juden versteckt hielt, Deserteure nicht verriet; die Studentin, die deutsche Anschläge von Mauern kratzte, Hakenkreuzfahnen herunterriss; die Schülerin, die immer BBC-Nachrichten empfing und das Gehörte an die Tafel des Lyceums schrieb . . .

Wenn es überhaupt eine spezifisch weibliche Art des Widerstandes gegeben hat, dann waren es jene mutigen, gewaltfreien Aktionen. Die militärische Struktur des bewaffneten Kampfes, das (männlich geprägte) System aus Befehl und Gehorsam, liess für die Entfaltung weiblicher Widerstandsformen keinen Raum.

Viele Partisaninnen – und nicht nur die konservativsten – legten grossen Wert darauf, von den Männern zunächst anerkannt zu werden, mit ihnen gleich zu ziehen. Sie wollten ja erst die Freiheit erkämpfen – militärisch, dann politisch –, die ihnen die Entfaltung eigener Lebensformen ermöglichen würde.²

Kate Fleuron: Von einer Sache habe ich damals lebhaft geträumt: Ich wollte Mitglied der illegalen dänischen Regierung werden. Erwähnt habe ich es kein einziges Mal. Aber ich wünschte es mir so stark! Wahrscheinlich war ich die Frau mit den engsten Kontakten zu den Männern im Freiheitsrat. Von heute aus betrachtet, war es ja auch ein Unding, dass im obersten Gremium des nationalen Widerstandes keine einzige Frau sass. Da sind wir doch ein bisschen weitergekommen – oder? (Lacht)

Ein «Schutzengel» wurde Nationalheldin: Bertie Albrecht, Gefährtin von Henri Frenay, dem Gründer der französischen Widerstandsgruppe «Combat». Sie ist eine der sechs weiblichen «Compagnons de la Libération», Strassen überall in Frankreich tragen ihren Namen . . .

1895 in Marseille als Tochter eines Schweizers namens Wild geboren, heiratet Bertie 1919 den reichen holländischen Geschäftsmann Albrecht; sie erheiratet ein Leben in besten Verhältnissen.

Ania Francos:³ «Ihr Schneider, ihre Modistin, ihre Masseuse kamen ins Haus (. . .), auf ihrem Besitz in Beauvallon an der Cote d'Azur und in ihrer Stadtwohnung avenue Victor-Emmanuel, später in der rue de l'Université empfing sie Intellektuelle und Künstler . . .»

Aber sie unterhält auch anrühige Kontakte zu Bertrand Russell⁴ und englischen Frauenrechtlerinnen, publiziert die Zeitschrift «Le Problème sexuel» und besucht (1934) die Sowjetunion.

Dann trifft sie Henri Frenay, den Absolventen der Offiziersakademie Saint-Cyr. Sie nimmt den Freund zu Aufmärschen der Volksfront mit; sie schreibt und verteilt Flugblätter und wird, mit 40 Jahren, Fürsorgerin in Fabriken.

Ihr Ehemann, ein erfolgreicher Finanzier, beobachtet die «Eskapaden» mit unverhohlenem Zorn . . .

Im Juni 1940 gerät Franay in deutsche Gefangenschaft. Bertie verhilft ihm zur Flucht in die «zone libre».

In Lyon verführt sie ihn zum Widerstand.

Ende September 1941 wird Bertie Albrecht zum erstenmal verhaftet. Die Concièrge hat sie als «Frau mit schlechtem Lebenswandel» denunziert, denn sie und ihre Tochter Mireille empfangen zu häufig «Männerbesuche» – Frenay hat sein Hauptquartier in ihrer Wohnung aufgeschlagen.

Bertie Albrecht wird zu sechs Monaten Kerker verurteilt. Ein gleichgesinnter Gefängnisarzt diagnostiziert eine «Zwangsneurose» und sorgt für ihre Verlegung in ein Irrenhaus am Rande von Lyon. Sie wird von einer Untergruppe des «Combat» befreit.

Kurz nachdem sie ihre Tochter zur Abreise in die Schweiz überreden konnte, geht Bertie Albrecht – am 28. Mai 1943 – der Gestapo in die Falle. Um die Kameraden, mit denen sie verabredet war, zu warnen, schreit sie gellend über den «Platz des Friedens»: «Achtung, Gestapo! Achtung, Gestapo!»

«Victoire», so ihr Deckname, wird zusammengeschlagen und halb ohnmächtig nach Paris gebracht. Durch ihre Aussagen hofft man endlich Frenay zu fangen.

Ihm gelingt die Flucht nach England. Bertie schweigt.

Am 6. Juni 1943 erhält Frenay die Nachricht, dass seine Gefährtin im Militärgefängnis Fresnes am 28. Mai (also am Tag ihrer Festnahme) «verschieden» sei. «Ursache unbekannt» . . .

Der Leichnam ist in einem Massengrab, im Gemüsegarten von Fresnes, verscharrt worden.

Die Marseillaise erklingt. 28 Trikoloren blähen sich im Wind wie Riesensegel. Ein Schlachtgemälde, denke ich . . .

Ich lehne an dem schmiedeeisernen Gitter, das den Vorplatz des Panthéon umrahmt – ich, ein zufälliger Zaungast in Jeans und Sandalen. Aus Deutschland.

Die Fahnenträger, schnurgerade vor dem Tempel aufgereiht, sind Greise, Veteranen . . .

Die meisten tragen das Barrett der Résistance und blau-weiss-rote Kokarden. Gute Gesichter . . .

Ich denke: Das war einmal Jugend, Avantgarde. Jetzt schiebt sich der Feierabendverkehr – Stossstange-an-Stossstange – an dem Historiengemälde vorüber, hastig, unbeeindruckt.

Ein eiliger Fussgänger fragt: «Was wird hier gefeiert?» Und bleibt nicht einmal stehen.

Ja – was wird hier gefeiert?

Der Kampf? Der Ausnahmezustand? Eine «grosse Zeit»?

«Im Krieg entfalten sich die edelsten Tugenden des Menschen» – das sagte auch ein deutscher Generalstabschef (Helmuth von Moltke).

Und der Schuss, der zu früh losging? Und die Mine, die Unschuldige zerriss? Und die Bombe, die auf Kinder fiel, statt auf deutsche Munitionsbarracken? Und die «kleinen», die «notwendigen» und die «überflüssigen» Verbrechen – der schmutzige Alltag des Untergrundkampfes?

Erscheint diese blutige Zeit im Glanz der Trikoloren nicht ereignisreicher, «erfüllter», lebenswerter als der Friede?

Da erschrickt der Zaungast aus dem Land der Eichmanns, Lischkas, Heinrichsohns . . . «Bomben», «Verbrechen», «blutige Zeit» – wer darf hier die Fragen stellen?

Anmerkungen

1Ania Francos, «Il était des femmes ...» (a.a.O.) – Am 21. Juni 1943 wurde Jean Moulin zusammen mit anderen Mitgliedern des Conseil National in der Villa eines Lyoner Arztes verhaftet. Von Obersturmführer Klaus Barbie verhört und gefoltert, starb er im Militärgefängnis Montluc in Lyon.

2Manche blieben auch auf halbem Weg stecken ... Auf meinen Reisen traf ich auch die alten weiblichen Haudegen – die Brust behängt mit Orden und Medaillen der Résistance; Gang und Haltung wie auf einem imaginären Kasernenhof; mit Ansich-

ten, die dem rigiden Militarismus gefährlich ähnelten, den sie damals in Gestalt des «preussischen» besiegen halfen.

3 «Il était des femmes ... (a.a.O.)

4 Englischer Kulturphilosoph (1872-1970), trat in seinen letzten Lebensjahren als engagierter Pazifist und Kritiker der atomaren Aufrüstung hervor. Nobelpreis 1950.

Und die Masse jubelt. . .

Von der Anpassung zur Kollaboration

Tagebuch aus dem Maquis . . .

«Heute bin ich 20 Jahre alt geworden. Ich habe einen falschen Pass und einen Kriegsnamen. Ich hause in den Wäldern, ich stehle, ich schieße, ich schlafe mit den Männern in einem Zelt.

Nachts hallten die Berge wieder von Gewehrschüssen und Explosionen.

Die meisten Bauern sind freundlich; viele helfen uns. Aber viele haben Angst.

Sie sehen sich zwischen zwei Feuern – auf der einen Seite die Deutschen und die Miliz; wir auf der anderen Seite.

Sie sagen, wir ziehen den Krieg auf ihre Dörfer.

Manche sehnen sich ernsthaft danach, dass die Deutschen kommen und mit allem Schluss machen.

Sie wollen ihre Ruhe haben ... Und Verrat wird von den Deutschen gut bezahlt. . .

Ich frage mich manchmal selbst, ob wir das Recht haben, unsere Landsleute so in Gefahr zu bringen.

Ja, wir kämpfen auch für sie – aber ein Schuss ist so endgültig. Ich fühle mich oft sehr verlassen . . .»

Iris Maestri aus Felonica am Po: Wir haben gehungert – die ganze Familie! Auch Vater und Schwester hatten nichts. Der Mann meiner Schwester: Kriegsgefangener. Ich mit 20 schon Witwe ... Was für ein Elend!

Meiner war der erste in der Provinz Mantua, der gefallen ist. Heilige Maria – ich möchte nicht mehr jung sein und ohne Arbeit...!

Eine Frau aus der Menge ... Sie hat Angst – vor den Deutschen, vor den alliierten Bombern, vor den Partisanen, vor der Arbeitslosigkeit, vorm Hungerleiden . . .

Die Masse der Hungrigen, Ratlosen, Ohnmächtigen – die mit Versprechungen aufgeputschte, mit Drohungen eingeschüchterte Masse jubelt: in Berlin für Adolf Hitler, in Frankreich für Marschall Pétain, in Italien für Mussolini.

Sie jubeln und glauben und hoffen auf bessere Zeiten.¹

Iris Maestri: Der Mann, der mir am meisten geholfen hat, dass ich in der Zuckerfabrik Arbeit bekam, war Ernesto Bassi. Und er war bei den Schwarzhemden. Ein Faschist...

Wenn der Ehemann tot ist, weiss man nicht, an wen man sich wenden kann. Man weiss nichts ...!

Wie beurteilt man die Lage? Wer ist ein Feind? Der Einzelne, aus der Nähe betrachtet, hat ein menschliches Gesicht. Greuel kennt man nur vom Hörensagen. Und die Lebensmittelrationen sind so knapp . . .

N. Touquet, Angestellte der Pariser Sozialverwaltung, Frau eines ermordeten Résistant: Die Zeit vergeht und man stumpft ab ... Als die Deutschen kamen, gab es Leute, die ihnen gleich hinterher gerannt sind; und dieselben rannten den Amerikanern hinterher – um Kaugummi und Zigaretten.

Ich glaube nicht, dass es die Mehrheit war – aber solches Verhalten ist ein Aspekt der menschlichen Natur! – Und wie sollten sich einfache Leute auskennen, wenn schon die Gebildeten ... Also, nehmen Sie zum Beispiel die Kirche: Es gab Priester, die hörten de Gaulle im Radio und waren sehr mutige Résistants; andere hielten es für ihre Christenpflicht, Pétain zu unterstützen – auch von der Kanzel herunter. Ausserdem – sagen Sie selbst: Kann man jemanden zwingen, ein Held zu werden ...?

Die «einfachen Leute» der Mme Touquet sind «Kleinbürger»; sie stammen aus jener Bevölkerungsschicht, die auch dem deutschen Faschismus zu Massenanhängern verholfen hat.

Die Arbeiterschaft, besonders ausgeprägt die französische, begegnet den neuen Herren aus antifaschistischer Tradition mit offener Ablehnung.

Die grossen Städte und Industrieregionen Frankreichs sind die wichtigsten Operationsgebiete der illegalen Kommunistischen Partei beim Aufbau ihres Widerstandsnetzes.

Die Arbeit beginnt in Gewerkschaftsgruppen und «Volkskom-

tees». Schon Ende 1940 haben sich in Paris und im nordfranzösischen Kohlengebiet «Organisations Spéciales», erste bewaffnete Partisanenabteilungen, gebildet. «Arbeiterkampfgruppen» sabotieren die Rüstungsproduktion und rufen zum Streik auf. Im Mai/Juni 1941 legen in den Departements Nord und Pas-de-Calais über 100'000 Bergleute drei Wochen lang die Arbeit nieder.

Aus einem Gestapo Bericht:

«Die KPF ist im heutigen politischen Frankreich wohl die einzige Organisation, die bei ungenügender Beobachtung und Bekämpfung allein in der Lage ist, das politische, nach einem Ausweg suchende Volk in kurzer Zeit zu organisieren und wenn nötig so weit politisch zu lenken, dass sie mit Gewalt durch einen Umsturz die innerpolitische Führung übernehmen kann.»

Die Dienststelle Paris der Sicherheitspolizei und des SD beklagt die «nunmehr betont deutschfeindliche Einstellung unter der breiten Masse» (14. Januar 1941). Die Kommunistische Partei gewinne immer neue Anhänger . . .

Die grau-grünen Schatten der Vergangenheit, Place du Panthéon . . . 1942.

Ich höre das Klappen ihrer Stiefel, ihr lautes deutsches Lachen. Ich sehe ihre Hände an die Mütze fahren – «Zu Befehl!» Arme, die zum deutschen Gruss emporschnellen . . .

Schwarze Citroens der Gestapo gleiten vorüber, im Frühlingsregen kalt aufblitzend. –

Deutsche Wegweiser: Zur Feldkommandantur . . . Zur Feldgendarmarie . . . Sanitätspark . . . Bekleidungslager . . . Original Wiener Schrammeikapelle . . .

Hakenkreuzfahnen hängen nass und schlaff vor den Fassaden. Dort, im Dunkel der Toreinfahrt, klebt Mademoiselle – zärtlich, zierlich – an ihrem blonden Teutonen in Uniform . . . eine der vielen kleinen «Collaboratrices» – «Besatzungsliebchen», «Feldmatratzen» . . . aus Hger, aus Abenteuerlust; auch aus Zuneigung. –

Das vornehme Paris trifft sich in der Wohnung des deutschen Botschafters Otto Abetz und seiner französischen Frau Simone de Bruy-kère zur Cocktailstunde.

Diese beiden haben nur die Toreinfahrt. Sie ist 19. Er ist 19. Es ist Mai . . .

Der modische Rock endet diesjahr in Kniehöhe. Das Haar, zu einzelnen Locken gedreht, fällt spielerisch über die Schläfen. Die Beine in Seidenstrümpfen, die Füße in leichten Sandalen mit Korbsatz. Die Hüte breitkrempeg, mit sparsamem Dekor. Die Farben gedeckt. Leuchtend-bunte Accessoires setzen fröhliche Akzente . . .

«Nein – die Deutschen liefen nicht mit der Waffe in der Faust durch unsere Strassen; nein – sie zwangen nicht die Zivilisten, ihnen auszuweichen . . .

In der Metro boten sie ihren Platz alten Frauen an, liessen sich gerne von Kindern rühren und tätschelten ihnen die Wange. Man hatte ihnen gesagt, sie sollten korrekt auf treten, und sie traten korrekt auf, schüchtern und bemüht, aus Disziplin . . .»²

Und nach Feierabend sitzen sie auf den Café-Terrassen. Sie schlendern (immer gruppenweise, nie allein) über die Märkte; fotografieren einander vor dem Eiffelturm. Auch bewundernde Frauenblicke folgen den kurzhaarig-blonden Soldaten in ihren Lederstiefeln, mit denen sie so kraftvoll auftreten können, als besiegele jeder Schritt das Besitzrecht des Stärkeren auf dieses Stück Erde.

Die Masse hat nur Mangel zu erwarten, Sperrstunden, Verbote, Arbeitsdienst. Aber grosse Teile der Intelligenz (Journalisten, Künstler, Wissenschaftler), der Finanz, der Industrie entdecken schnell die Sonnenseite der «neuen Ordnung». Paris, Frankreich gehört ihnen – und den jungen, blonden Kriegsgöttern, den Herolden eines neuen Zeitalters.

Der deutsche Bildhauer Arnold Breker, der sehnige Übermensch in Gips haut, hat in Paris eine erfolgreiche Ausstellung.

Es kommt in Mode, von einem «integrierten Europa» zu schwärmen – selbst mit einem Hitler an der Spitze.

Überall in den besetzten Ländern fliegen Hände zum «deutschen» – zum faschistischen Gruss empor. Paramilitärische Gruppierungen im Geist und Stil der deutschen SA huldigen dem «Führer» in Berlin.

In Holland marschiert die «Nationaal-Socialistische Beweging (NSB)» des Ingenieurs Anton Adriaan Mussert.

In Norwegen bildet der frühere Kriegsminister Vidkun Quisling eine «nationale Regierung». Sein Programm: «Die nationalsozialistischen Ideen . . . sind die Grundlagen des neuen Staates, der wie-

derum ein Instrument der nationalsozialistischen Bewegung sein soll. Die neue Regierung setzt sich ausschliesslich aus nationalsozialistischen Ministern zusammen . . . » Wie ihre deutschen Vorbilder kämpfen die norwegischen Nazis gegen Marxismus, «anglo-jüdischen Weltkapitalismus» und «Rassenverunreinigung». Quisling nennt sich «Förer», er hat eine «Förergarde» . . .

Französische NS-Anhänger schliessen sich unter Jacques Doriot und Marcel Déat zu einflussreichen Organisationen zusammen.

Im Radio peitscht Philippe Henriot, der «Goebbels von Vichy» nationale Gefühle auf und verteufelt die Résistance. Eine französische Freiwilligenlegion schickt junge Männer an die Ostfront?

Und wer es sich leisten kann, lebt. . . Die Zahl der Pariser Night Clubs verdoppelt sich im Lauf eines Jahres.

Freilich: Der Schritt vom gepflegten, givenchi-duftenden «laissez faire» zur schmutzigen Kollaboration wird immer kürzer; die Abwehr zahlt gut für Informationen. «Wie sonst hätten die ehrenwerten Industriellen, die Frauen von Welt, die berühmten Schauspieler und Schauspielerinnen jener Zeit ihre Landhäuser und Hotels kaufen können?»⁴

E. Ducros: Vichy hat uns täglich eingehämmert: Ihr seid frei; die Deutschen sind unsere Freunde. Dabei konnten wir keine 100 Kilometer im Zug fahren, ohne Kontrollen. Das war doch keine Freiheit!

Freiheit heisst: sagen können, was man denkt; dorthin gehen, wo man hingehen möchte; mit dem sprechen, mit dem man sprechen will! Aber das konnte man ja nicht! Es war sehr ungesund, Leute zu kennen, die nicht für Vichy waren. Die Polizei mochte das gar nicht!

Oft ging ein Riss durch die Familien: Die Eltern waren für Vichy, die Kinder für die Résistance. Dass Jugendliche für Vichy waren, kam wirklich sehr selten vor.

Die Kriegsveteranen, die alten Kämpfer empfanden natürlich alle Respekt für den Marschall an der Spitze. Später entdeckten dann wenigstens einige von ihnen, dass er nur ein alter Trottel war. Viele haben ihn zu spät durchschaut.

Aber nach dem Blitzkrieg 1940 – da hatten alle erst einmal die Nase voll. Ihr Deutschen seid nach Frankreich gekommen, wie ... wie auf einem Spaziergang. 1914 hatten die Franzosen Lust, zu kämpfen. 1939/40 hatten sie keine ... Und wenn Franzosen keine Lust haben, hilft kein Zureden. Ich glaube, das war der Grund für die französische Niederlage: Frankreich war vom Defaitismus⁵ be-

fallen. Ein Schwächezustand ... Die meisten Franzosen wollten Frieden um jeden Preis; sie wollten nur noch nach Hause. Die Strassen waren regelrecht vestopft mit Soldaten, die sich auf den Heimweg machten.

Die Lust auf Freiheit kam später. 43 sagten sich die Franzosen: Das kann nicht so weitergehen, das ist unmöglich. Wir haben gedacht, das würde höchstens zwei Jahre dauern ...

Dann fingen sie an, sich in grosser Zahl der Résistance anzuschliessen. Nach dem 6. Juni 1944, dem Tag der alliierten Landung in der Normandie, gab es plötzlich viele, viele Résistants. Erstaunlich, wo sie überall herkamen.

Aber vorher ...

Anmerkungen

1 Natürlich besteht ein grundsätzlicher Unterschied zwischen der aufgeputschten, teilweise inszenierten Begeisterung der Mussolinizeit und dem Jubel über die Befreiung von der Diktatur.

Dennoch war ich bei der Vorarbeit für eine Hörfunksendung irritiert darüber, dass mir die Verwechslung zweier Originalaufnahmen lange nicht aufgefallen war: Auf dem einen Tonband jubeln Italiener beim Einzug der alliierten Truppen in Rom, auf dem anderen die Zuhörer einer Mussolini-Rede. . .

2 Jean-Paul Sartre, «Paris unter deutscher Besatzung», Reinbek, 1980.

3 Rund eine Million französischer, norwegischer, dänischer, italienischer, kroatischer, rumänischer, slowakischer, ungarischer, holländischer, belgischer Soldaten dienten Hitler – freiwillig oder von kollaborierenden Regimen zum Militärdienst gezwungen – als Kanonenfutter.

Auch auf dem Gebiet der UdSSR gab es «Zusammenarbeit mit dem Feind». Zu den mehr oder minder freiwilligen Kollaborateuren müssen die Verbände der «Hiwis», der «Hilfswilligen», die Kosaken, nationalistische Gruppen wie die OUN des ukrainischen Separatistenführers Stephan Bandera und die Wlassow-Armee gezählt werden. Individuelle Zusammenarbeit mit der Besatzungsmacht war vergleichsweise selten. Werner Brockdorff, der in vielen Passagen seines Buches «Kollaboration oder Widerstand» (München/Wels 1968) eine fragwürdige Rehabilitierung «gutmeinender» Kollaborateure versucht, spricht z.B. von «knapp 300» Frauen in Kiew, die Liaisons mit Wehrmachtssoldaten unterhielten und nach der Befreiung zum Grossteil Selbstmord begingen (in Rom sollen es dagegen 30-40'000 gewesen sein).

Für Zuträger in deutschen Diensten hörte ich in der Sowjetunion den Ausdruck «Polizei» (Er war ein «Polizei», sie war eine «Polizei»).

«Viele einfache Sowjetbürger», schreibt Peter Kolmsee («Der Partisanenkampf in der Sowjetunion», Deutscher Militärverlag Berlin-DDR 1963), «erkannten nicht sofort, dass Millionen deutscher Arbeiter nicht mehr vom Geist Bebel's und Thälmann's be-seelt waren, sondern die Aggressionspläne der Krupp, Thyssen und Hitler willig in die Tat umsetzten. Sie mussten erst lernen, die Söldner des deutschen Faschismus zu has-sen ...». Und Heinz Kühnrich («Der Partisanenkrieg in Europa 1939-1945», Dietz-Verlag, Berlin-DDR 1968) bemerkt: «Die politische Arbeit unter der Bevölkerung

war auch deshalb von so grosser Bedeutung, weil die faschistischen Okkupanten immer wieder durch Lügen und Falschmeldungen, durch Provokation und Terror versuchten, die Bevölkerung über die Entwicklung der Kämpfe an den Fronten zu täuschen, ihre räuberischen Ziele zu tarnen und einen Keil zwischen Bevölkerung und Partisanenbewegung zu treiben ...»

4 Ania Francos, «Il était des femmes. ...» (a.a.O.)

5 Hier etwa: «Mangel an Siegeszuversicht».

Zwischen zwei Feuern

Le Pouzin, ein Städtchen im Rhonetal, südlich Valence, Département Ardèche. Auf der einen Seite der Fluss, den man auf einer alten, klappernden Eisenbrücke überquert; auf der anderen die steil aufsteigenden Hänge der Cevennen.

Der Ort kaum breiter als ein Fussballplatz.

An der Hauptstrasse ein Denkmal für die «Jungen Märtyrer des 16. Juni» (1944). Namen: Allemand Gabriel, Antonin Jean, Bombrum Jean, Delhorme Louis, Fabri Adler, Gaillard Andre ... 14 Männernamen insgesamt.

In der Mairie finde ich ein paar hektographierte Blätter: «L'ex-pédition du Pouzin . . . Am 14. Juni 1944 wurde, im Einvernehmen mit den Führern der Kompanien 7.101 und 7.102 der F.T.P.F.¹ und dem Verantwortlichen des Abschnitts C., A.S., ein Handstreich gegen die ‚boches‘ beschlossen, die das Tanklager von Pouzin bewachten . . .»

Vor mir steht das Resultat: Ein Marmorstein, 40 mal 180 Zentimeter, in einem Blumenbeet an der «Strasse der 14 Märtyrer». Von den 28, die in den Kampf zogen, konnten nur drei unversehrt entkommen. Die 13, die gefangen wurden, zogen am 16. Juni, die Mar-seillaise und das Lied von der «Jungen Garde» singend, zum Erschiessungsplatz.

In Pouzin kannte (und kennt) sie niemand. Maquisards stammten gewöhnlich aus anderen Gegenden; und sie hatten «Kriegsnamen».

Vor dem Denkmal spreche ich zwei alte Frauen an: «Wie war das damals, mit dem Maquis?» – «Oh, wenn der Maquis im Ort war», sagt die eine, «hatten wir grosse Angst. Nachts immer das Schiessen . . . Mein Mann war bei der Miliz, verstehen Sie . . .» –

«Wir lebten zwischen zwei Feuern» («. . . entre deux feux»), sagt die andere. Auf Tonband wollen sie das nicht wiederholen, auf keinen Fall. Sie haben es plötzlich sehr eilig . . .

Ich kenne schon diese Art zu reagieren, wenn man «auf das Thema» kommt: Die Stimme wird leiser, der Blick dreht ab, Gemurmelt, Schweigen, warten auf ein anderes Stichwort.

In der Ferne sehe ich die beiden noch lange zusammen stehen ...

Oft sind die Risiken unkalkulierbar.

Widerstandskämpfer entscheiden auch über die Leben der anderen – Passiven, Kampfunwilligen – mit.

E. Ducros: .. Viele mochten es nicht, wenn wir in ihre Gegend kamen. Ich denke an einen Tag in Lamastre. Deutsche wollten dort Juden abholen, die sich in einem Hotel aufhielten; und wir hatten vor, die Deutschen gefangenzunehmen. Es war ein furchtbares Getöse. Meinem Mann blieb eine Maschinengewehrkugel im Futter seiner Weste stecken... Ja, an diesem Tag in Lamastre war wirklich die Hölle los.

Die Bürger hatten sich in ihre Häuser eingeschlossen, während wir kämpften; den Schlüssel zweimal umgedreht...

Nach Oradour² kamen die Deutschen massenhaft...

Aber auch in kleiner Zahl konnten sie viel anrichten, weil die Leute panische Angst hatten – nicht nur vor den Soldaten und vor der Gestapo; die französischen Milizen waren oft noch schlimmer! Das war wirklich der Abschaum – Kerle, die man aus den Gefängnissen geholt hatte, die für Geld alles machten. Und die Deutschen zahlten gut...

Die Gestapo konnte ich noch verstehen – sie waren Deutsche, sie waren in einem besetzten Land, sie machten ihre Arbeit... Aber die Milizen waren Franzosen, und dass *sie* mittaten, werde ich nie begreifen.

Bei den Partisanen gab es für sie kein Pardon ...

Anschlag «An die Milizionäre und Kollaborateure», zu lesen in den Hauptorten der Ardèche, Juni 1944:

Das Nationale Befreiungskomitee der Ardèche kündigt Euch hiermit an:

- 1) Jeden, der von unserem Kriegsrat verurteilt wird, werden wir ohne Mitleid auf der Stelle hinrichten. Auch die Freundschaft mit den Deutschen kann Euch vor dem Urteilsspruch des Volkes nicht bewahren . . .
- 2) Jeder Angehörige der Miliz, aktiv oder nicht, wird als Geisel betrachtet. Eure lieben deutschen Freunde haben uns das vorexerziert.
- 4) Wer noch kein Blut auf seinem Gewissen hat und öffentlich sein Ausscheiden aus der Miliz erklärt, wird von der

schweren Anklage, die wir gegen Euch erheben, freigesprochen. Er kann sich durch aktiven Einsatz im Kampf gegen den Feind rehabilitieren.

- 5) Wer Blut auf seinem Gewissen hat, wird auch durch Austritt aus der Miliz nicht davonkommen.
- 6) Der Sieg der Alliierten steht unmittelbar bevor. Euch bleiben nur noch einige Wochen, vielleicht nur einige Tage, um zu begreifen. Entscheidet Euch nicht erst fünf Minuten vor zwölf!

E. Ducros: Wissen Sie – ohne französische Hilfe hätten die Deutschen bei uns weniger angerichtet. Sie hätten nie so viele Maquisards gefangen; sie kannten sich im Land nicht aus, sie verstanden die Sprache nicht. Aber diese furchtbare Minderheit von Verrätern hat uns 'reingerissen.

Ich glaube, es war in allen okkupierten Ländern so. Und wenn Deutschland eines Tages besetzt würde, nehme ich an, die Deutschen würden sich genauso verhalten ...

Viele persönliche Meinungsverschiedenheiten wurden damals auf diese Art geregelt. Nachbarn, die in Streit lebten, zeigten einander an. Ehefrauen haben ihre Männer denunziert, um sie loszuwerden.

Das ist beschämend aber wahr ...

Meine Schwiegereltern waren sehr gastfreundliche Leute, und die Nachbarn konnten ein ständiges Kommen und Gehen beobachten. Sie haben gewusst, dass die vielen jungen Leute nicht alle zur Familie gehörten.

Auf dem Land kennt jeder jeden ...

Zu Anfang waren meine Schwiegereltern Résistants aus Mitleid. Sie versteckten Maquisards und fütterten sie durch. Es gab wenig zu essen damals, im Krieg, aber sie teilten das letzte Stück Brot mit denen, die keines hatten.

Später nahmen sie auch Waffen und Propagandamaterial in Verwahrung.

Meine Schwiegermutter – sie hat die Medaille der Résistance und das Kriegsverdienstkreuz – war sehr mutig, kaltblütig ... eine Klasesfrau («maîtresse femme»), wie man sagt. Ich habe sie immer sehr bewundert, denn es war selten, dass sich eine Frau in ihrem Alter, aus ihrer Umgebung so vollkommen einer Idee hingab.

Sie hätte sich für die Idee der Freiheit in Stücke reißen lassen. Sie wurde eine Résistante durch-und-durch ...

Meine leibliche Mutter war ganz anders – eine sehr zarte, ängstliche Person, noch aus einer anderen Epoche. Sie hatte schon den Ersten Weltkrieg miterlebt, und das hatte ihr gereicht.

Ich glaube, auch in der «zone libre» wäre sie neutral geblieben. Sie hatte Angst. Sie hatte noch so lebhaftere Erinnerungen an das Elend 1914-18. Sie hätte es kein zweites Mal durchgestanden. Mein Vater – vielleicht. Aber er war 60 und schwer krank. Und was konnte er schon machen ... in Paris?

Meine Schwiegereltern wurden denunziert...

Als im März '44 ein deutscher Kommando-Trupp anrückte, fragten die sofort nach ihrem Sohn – meinem Mann. Und meine Schwiegermutter sagte: Er ist als Kriegsgefangener in Deutschland.

Die Spürhunde verstanden gar nichts mehr... Der Sohn, der Kriegsgefangener war, stammte aus ihrer ersten Ehe, und keiner kannte ihn. Alle dachten, sie hätte nur einen Sohn, aber in Wirklichkeit hatte sie zwei...

Auch, als sie geschlagen wurde – und sie wurde geschlagen! –, sagte sie kein falsches Wort. Sie zeigte sogar Postkarten, die ihr Sohn aus Deutschland geschickt hatte.

Aber Nachbarn, die Freunde bei der Miliz hatten, bestanden hartnäckig darauf: Der Sohn muss hier sein!

Als sie nicht weiter kamen, sperren die Deutschen meine Schwiegermutter und meine Schwägerin in einen Weinkeller – beide noch im Nachthemd, wie man sie angetroffen hatte. Es war März, früh am Morgen und noch kalt...

Mein Schwiegervater war geflüchtet, als er den Suchtrupp von weitem kommen sah. Sie hätten ihn wahrscheinlich an die Wand gestellt.

In den drei Häusern – auch in dem leerstehenden, wo ich mich immer mit Louis-Frédéric getroffen hatte, zu diesem Zeitpunkt war er schon in einem anderen Maquis – explodierten Sprengkörper. Alles wurde zerstört.

Schwiegermutter und Schwägerin konnten sich nachts befreien, als die Deutschen in unserem Weinkeller offenbar den Sieg über die Résistance feierten.

Sie haben sich gerettet – ohne alles, im Nachthemd. Sie hatten nichts mehr, keinen Centime, nicht mal ein Taschentuch ...

Im April ('44) flohen meine Schwiegereltern zum Maquis. Ihnen blieb gar nichts übrig. Zu Anfang hatten sie nur aus Mitleid gehandelt, aber jetzt saßen sie mit uns in einem Boot.

... Auf den Kopf meiner Schwiegermutter war eine Belohnung ausgesetzt. Ich habe die Plakate mit ihrem Bild an Mauern und Baumstämmen selbst gesehen ...

Kopenhagen 1940. Die Macht der Gewohnheit. . .

Bald gehören die lindgrünen Uniformen, die Panzer, die Posten, die singenden Marschkolonnen zum Strassenbild.

Ansonsten: Alltag.

Busse fahren, Fähren legen an und wieder ab, der König reitet durch die Strassen, die Garde marschiert, der Clown im Zirkus Benneweiss rennt seinem Schatten nach, die Kinder jubeln . . . wie immer.

Ein Vierteljahr nach dem Einmarsch der Wehrmacht sagt Aussenminister Scavenius, die dänische Regierung wolle «aufs Positivste und Loyalste an der Errichtung eines von Deutschland geführten Europa mitarbeiten».

Den Dänen bringt die Politik der Mitarbeit, der Kollaboration, zunächst auch Vorteile. Ihren König, die Regierung, die Parteien durften sie behalten. Selbst die Polizei. Im Vergleich zu anderen besetzten Ländern bewahrt (erkauft?) sich Dänemark den Anschein der Souveränität.

Die Wirtschaft schwimmt in Wehrmachtsaufträgen.

Kate Fleuron: Was die offizielle Politik angeht, war das für uns ein klarer Fall von «Kollaboration». Das heisst nicht, dass die Regierungsmitglieder Nazis waren. Vielleicht dachten sie am Anfang wirklich, dass sie Schlimmeres verhüten könnten. Aber mit der Zeit nutzten die Deutschen ihren Einfluss – ihre militärische Überlegenheit, um die dänische Exekutive mit «ihren» Leuten zu durchsetzen.

Scavenius war bestimmt ein hoch begabter Mann. Aber leider schlug sein Herz immer für die Deutschen. Er verstand die Deutschen besser als einen grossen Teil seiner eigenen Landsleute. Er war kein Nazi – aber was besagt das schon, wenn man mit Nazis so gut harmoniert...?

Es gab natürlich viele «kleine Leute», die nur ihren Vorteil sahen – Geschäftsleute, Restaurantbesitzer... Sie spezialisierten sich auf deutsches Publikum. Und verloren das dänische.

Einige Wehrmachtssoldaten stammten aus Wien ... Nun waren, nach dem Ersten Weltkrieg, hungerleidende Wiener Kinder in däni-

sche Familien geschickt worden. «Wiener Kinder in Dänemark», hiess das Programm – Sie waren sehr gern gesehen, sie wurden schrecklich verwöhnt.

Als sie jetzt in grünen Uniformen, als junge Männer, zurückkehrten, versuchten sie – das ist doch ganz natürlich! – ihre «Mütter» und «Väter» von damals wiederzusehen.

Die meisten Türen blieben zu.

Ein wirklich trauriges Kapitel...

Im Juli 1941, nach dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion, wird die dänische KP verboten. Parlamentsbeschluss! Man muss den deutschen Herren entgegenkommen . . . Dagmar Andreasen bleibt arbeitslos. Wer beschäftigt jetzt die Frau eines stadtbekanntes Kommunisten?

Dagmar Andreasen: Aufs Ganze gesehen, waren wir ziemlich verhasst. Da gab es wenige, die uns in Schutz nahmen. Wir Kommunisten mussten uns damals besonders in Acht nehmen. Immer hiess es: Feind hört mit!

Berlin. Fenster zum Hinterhof. Gegenwart.

Ich sehe den Hauswart, der in den Mülltonnen wühlt. Für die Tonnen ist er zuständig. Er wühlt jeden Tag. Manchmal ist ein Brief im Müll. Den säubert er bedächtig, streicht ihn glatt. Und liest. Langsam liest er Wort für Wort.

Manchmal schweift sein Blick, beim Umblättern, zu einem unserer Fenster hoch – ist er zufrieden mit uns? Macht ihm der Inhalt Kummer? Waren wir leichtsinnig?

Der Mann hat keinen Gesichtsausdruck.

Ich denke manchmal: Wie gern würde er seine «Erkenntnisse» loswerden. Interessiert sich bloss keiner dafür. (Was hat er vor 40 Jahren gemacht, der aschgraue Unbekannte . . . Wühlt er aus alter Gewohnheit?)

Man sagt, wir hätten das freiheitlichste Gesellschaftssystem, das je auf deutschem Boden existierte.

Beim Blick aus dem Fenster, auf unseren lesenden Hauswart, erscheint mir dieses beste aller Systeme wie eine dünne, überdehnte Haut, die jeden Augenblick reissen kann – plötzlich, vor meinen Augen . . .

Anmerkungen

1 «Francs-Tireurs Partisans Français» – kommunistisch geführte Militärorganisation der Front National, die im Gegensatz zur Londoner Führung unter de Gaulle für «unmittelbare Aktion» («action immédiate») eintrat.

2 Bei dem Massaker am 10. Juni 1944 in dem französischen Ort Oradour-sur-Glane erschossen Angehörige der SS-Division «Das Reich» alle Männer mit Maschinengewehren, die 239 Frauen und 201 Kinder wurden in der Kirche zusammengetrieben und bei lebendigem Leib verbrannt.

«Der Bataillonskommandeur Dieckmann und der Kompanieführer Kahn wollen ein Exempel statuieren für Überfälle, die in der Gegend gegen deutsche Offiziere und Soldaten verübt wurden. Der Fall jedoch, an den sie denken, ist eine Falschmeldung, und der Offizier, dessen Tod sie rächen wollen, lebt noch. In einer Laune des Hasses und der Empörung beschliessen sie, als Vergeltung das nächste beliebige Dorf, das die Kompanie erreichen würde, dem Erdboden gleichzumachen und seine Bewohner auszurotten. (...) Es war eine Fieberphantasie der ohnmächtigen Rachsucht und des Hasses, die nicht einmal durch die wahnwitzigen Erlasse Hitlers über die Partisanenbekämpfung ‚gedeckt‘ war». (Der Historiker Michael Freund, zitiert nach Kurt Zentner, «Der Widerstand», a.a.O.)

«Das kam so über uns . . .»

Kleiner Exkurs über deutsche Frauen im Weltkrieg: Die schweigende, leidende Mehrheit¹

«Die Frau hat die Aufgabe, schön zu sein und Kinder zur Welt zu bringen. Das ist gar nicht so roh, wie sich das anhört. Die Vogelfrau putzt sich für den Mann und brütet für ihn die Eier aus. Dafür sorgt der Mann für die Nahrung. Sonst steht er auf der Wacht und wehrt den Feind ab . . .»

(Joseph Goebbels: «Michael», Ein deutsches Schicksal in Tagebuchblättern, München 1934)

Schüler lesen die Geschichte von Gerda B. Gerda B. im Luftschutzkeller, mit Kindern. Kommentar: «Unterrichtsstoff: Gerda Baethe. Diese Frau liegt 1944 unter Bomben, will sich wehren. Die letzte Chance, sich gegen das Elend von 1944 zu wehren, war 1928. 1928 hätte sich Gerda Baethe mit anderen Frauen organisieren können . . .»

Die Organisationschance liegt 16 Jahre zurück. (Alexander Kluge zu seinem Film «Die Patriotin»)

Die eine Front: Männer, Waffen und Befehle. Generalstabskarten. Vormärsche, Zurückweichen und Flucht. Auszeichnung und Standgericht. Massenhaft Verwundungen und Tod, Gefangenschaft.

Die andere, die «Heimatfront»: Frauen, Kinder und Alte. Die Wolken der Bombenflugzeuge am Himmel. Brennende Häuser, Trümmerschutt. Das Heulen der Luftschutzsirenen. Süß-traurige Kriegsschlager und Durchhaltepredigten: «Für uns Christenmenschen ist der Tod nur die Pforte, hinter der sich das eigentliche, unvergängliche Leben auftut. . . Gott schenke unseren Helden Zuversicht, Gott schütze Führer, Volk und Vaterland in diesem Völkerringen . . .»

Verzweifelte Hoffnungen . . .

«... Vielleicht liegt es ja nur an der Nachrichtenübermittlung . . . Die ganze Front ist doch in Bewegung. Und da kommt eben keine Feldpost durch . . .»

Illusionen . . . Hokuspokus . . .

«. . . Er lebt... ich sehe, dass er lebt... er hat noch seine Uniform . . . ich sehe zwei . . . der eine ist Dein Mann . . . ich kann sehen, dass er lebt. . .»

Hoffnung, armselige Hoffnung.

Ohnmacht. . .

Käthe Brückner, Berlin, geboren in Königlich-Greditz in Schlesien, Witwe: ..Dann musste er weg ... Von dem kleinen Dorf, wo meine Eltern wohnten, fuhr er mit der Bahn Richtung Polen ... Die Sonne strahlte über dem goldenen Wald und dem Stausee ...

Ich erwartete mein drittes Kind.

Der Grosse, er war vier und verstand schon eine ganze Menge, sagte: «Pappi soll dableiben ... Pappi, wo willst du denn hin??»

«Weisst du was», hab' ich geantwortet, «der Pappi fährt auf eine grosse Baustelle» – mein Mann war Architekt, Brückenbauer – «und wenn er mit der Arbeit fertig ist, kommt er gleich zurück».

Und der Zug fuhr los ... Das Kind rannte hinterher und winkte. Ich sehe ihn immer noch winken ...

Anna Harms, Bäuerin aus Hatshausen/Ostfriesland, Mutter eines Gefallenen: Der älteste Sohn hat die Landwirtschaftsschule in Leer besucht. Dann wurde er eingezogen ... Weihnachten ... Ja, am ersten Feiertag kam der Stellungsbefehl, und da hat er ihn am Weihnachtsbaum aufgehängt.

Und er ist auch ganz freudig eingezogen. Er war 20 Jahre, und wie das dann so ist – die leben in voller Hoffnung und Zuversicht ... Aber es war eben Krieg, und ich hab' meinen Teil dabei gedacht.

Mir wurde sehr schwer ums Herz. Ich hab' mir das aber nicht anmerken lassen ... Wie eine Mutter das eben fühlt.

Und er wollte nun Panzerfahrer werden.

Gerda Böke, Leer/Ostfriesland, Witwe: Einmal hat mein Mann die Kinder noch gesehen ... Wir haben uns gegenseitig getröstet... War ja auch nicht einfach!

Er hat gesagt: Bleib ruhig! Reg' dich nicht auf! Wenn Karla in die Schule kommt, bin ich längst wieder da!

Wir hatten ein bisschen gespart... Ich weiss noch, eine Kücheneinrichtung kostete damals 115 Mark.

Wenn du wiederkommst, sagte ich zu ihm, holen wir uns eine schöne Küche! Wir hatten auch schon was ausgesucht... Und von Walter Drees in der Brunnenstrasse hatten wir schon zwei Stühle, zwofuffzig das Stück.

Die existieren noch!

Beim letzten Mal hat ihm Oma Groning noch zwei Eier geschenkt. Aber er sagte: Nein, die gehören den Kindern!

Er hat ihnen Eischnee gemacht, Zucker 'rein und verrührt, und hat sie gefüttert.

Das war das Letzte, was sie von ihrem Vater bekommen haben ...

Käthe Brückner: Was tun? Man hätte die Männer verstecken können, aber wie lange? Du musst das Schicksal nehmen, wie es kommt. Sobald erst einmal Krieg ist, hilft gar nichts mehr...

Wenn der Briefträger durchs Dorf ging, und er machte so ein trauriges Gesicht – dann wussten wir schon Bescheid. Dann war da einer gefallen, und dort schon der zweite, der dritte. Es gab Familien, da blieb keiner von den Söhnen übrig. So viele haben Schwarz getragen ...

Abends sassen wir zusammen und fragten das grosse Warum ...

Gerda Böke: Nein, politisch haben wir Frauen uns nicht betätigt ... Gott, wir hatten mit uns selbst zu tun!

Wir haben vielleicht gedacht: So, wie die's da oben machen, ist es schon richtig ...

Wissen Sie, wir lebten weit vom Schuss. Unseren Ort erreichte man vor dem Krieg nur mit Pferd und Wagen oder mit dem Fahrrad. Als Kalli Soldat wurde, sass er zum ersten Mal in der Eisenbahn ...!

Zur Hitlerjugend mussten wir natürlich auch. Es gab auch die SA.

Ich weiss noch genau, wie sie in ihren Uniformen, mit den Armbinden und den steifen hohen Mützen und den blankgeputzten Stiefeln über die Dorfstrasse marschierten.

Aber – naja – man hatte seine Sorgen um Familie, Kinder... und wie man durch die schwere Zeit kam.

Dann die Propaganda: Wir haben dies und das eingenommen ... Und man hat's geglaubt und gedacht: Der Krieg ist bald zu Ende. Für was anderes hatten wir keine Zeit.

Ich denk' manchmal darüber nach, wie das alles gekommen ist – mit Hitler. Es war die Not, nichtwahr, die Arbeitslosigkeit – oder?

Ja, das kam so über uns ...

«Sobald erst einmal Krieg ist, hilft gar nichts mehr»

Führer der Dienststelle Feldpostnummer L 30857 Luftgau-
postamt Posen

Sehr verehrte Frau N.!

Es fällt mir sehr schwer, Ihnen mitteilen zu müssen, dass Ihr Gatte am 29. 8. den Heldentod fand. Er fiel bei der Abwehr eines feindlichen Tieffliegerangriffs durch das Geschoss eines schweren Flieger-MG in den Kopf getroffen. Er war sofort tot.

Die Batterie verliert in Ihrem Gatten einen Soldaten, der sich stets voll und ganz vor dem Feind eingesetzt hat, und der sich auch bei dieser seiner letzten Kampfhandlung durch besondere Tapferkeit auszeichnete.

Seine Kameraden betrauern den Verlust eines prächtigen, stets hilfreichen Kameraden.

Möge Sie das Bewusstsein trösten, dass Ihr Gatte in diesem Entscheidungskampf für Volk und Vaterland an der Front den Heldentod starb.

Wir haben ihn neben anderen gefallenen Soldaten an dem Ort, wo er fiel, begraben.

Die Benachrichtigung über Ort und Grablage kann aus Geheimhaltungsgründen erst später erfolgen.

In allen Fürsorge- und Versorgungsangelegenheiten wollen Sie sich an das nächste Wehrbezirkskommando wenden, dessen Standort bei jedem Truppenteil zu erfahren ist.

Lichtbilder der Grabstätte sowie das hier befindliche Pri-

vateigentum Ihres Gatten übersenden wir Ihnen baldmöglichst.

Nehmen Sie, sehr verehrte Frau N., für alle Angehörigen meiner Batterie mein wärmstes Mitgefühl entgegen. Bock, Kompaniechef

Käthe Brückner: Es war im Sommer 1943, Heidi wurde gerade ein Jahr alt. Ich hatte Kuchen gebacken und Gäste eingeladen und zog ihr das Festtags-Kleidchen an, wie man's damals hatte. Wir wollten einen kleinen Ausflug machen, rund um die Talsperre und anschliessend feiern.

Jürgen war noch nicht geboren. Ich glaube, dass ich im siebenten Monat war. Und da kommt Mutter von der Poststelle. Und macht so ein Gesicht...

«Hast Du Post?» – «Ja, im Schürzenlatz ... Dann brauch' ich Dir's ja nicht zu sagen ...»

Für Grossdeutschland gefallen stand auf dem Briefumschlag. Aber drinnen war ein Brief vom Kommandeur... Vielleicht ... vielleicht... sei Herbert nur vermisst, nur in Gefangenschaft geraten...

Schon kehrte die Hoffnung zurück.

Vater, als alter Kriegsteilnehmer, reagierte gelassen. Das mit der Gefangenschaft sei nur ein Trostpflaster. Es wäre schon ein wahres Wunder, wenn Herbert zurückkäme. Er selbst habe stets mit dem Schlimmsten gerechnet.

«Herbert war Kradfahrer», sagte er, «und im Hinterland wimmelt es von Partisanen. Die machen nicht viel Federlesens ...»

Ja – am Nachmittag haben wir dann doch für Heidi eine Kerze angezündet; die Gäste sind gekommen, wir haben uns den Kuchen schmecken lassen und alle waren der Ansicht, dass mein Vater immer viel zu schwarz sieht...

Gerda Böke: Er hatte lang' nichts mehr von sich hören lassen ... Und dann, auf einmal, kommt eine Karte.

Ich hab' die letzten paar Gramm Tee eingepackt – und hin zu meinen Schwiegereltern: Menschenskinder, Kalli hat geschrieben! Jetzt machen wir's uns gemütlich ...!

Wir trinken also unsem Tee ... Die Kinder hatt' ich schön zurecht gemacht, weisse Schürzchen und so ...

Und auf dem Heimweg – ich bin grade in der Ertzertstrasse –

kommen Mutter und Schwester, und ich denk' noch: Warum fuchteln die so mit den Armen 'rum?

Ja, das war dann die Nachricht...

Ich konnte nicht weinen. Erst, als ich im Haus war ...

Das weiss ich noch sehr gut: Ich bin ins Schlafzimmer gegangen – hab' die Arme von mir gestreckt – Dann erst... hab' ich begriffen, was passiert war ...

Anne Harms: Ich weiss noch, dass ich andauernd gerufen hab': «Ich will ihn wiederhaben! Ich will ihn wiederhaben! Ich will ihn wiederhaben!»

Das war doch eine unnütze Sache! Da kriegte der Junge einfach 'n Stellungsbefehl. Und da kann man als Mutter, als Vater – kann man ihn anbinden? Nützt nichts! Du musst ,ja' sagen zu allem!

Und darüber komm' ich heutzutage noch nicht weg – dass man nicht so viel über seine Kinder zu sagen hat, dass man sagt: Hier – ich will ihn hier behalten! Für nichts, für gar nichts ist der arme Junge gefallen!

Wenn er krank gewesen wäre und wäre eines natürlichen Todes gestorben – ich glaub', ich hätt' mich da eher mit abgefunden, als auf so eine Art und Weise ... Dass die Jungs einfach Stellungsbefehl kriegen, und dann hat man gar nichts mehr zu sagen, da müssen sie eben hin, und dann kriegt man nichts wieder zurück als Todesnachricht...

Das ist zum Verzweifeln!

Wofür hat man sie denn geboren, und wofür hat man sie mit so viel Liebe erzogen? Wenn er mal einen Tag weg war oder es wurde 'n bisschen später, dann hatt' man sich schon Sorgen gemacht: Ist was passiert...?

Käthe Brückner: Ich hab' ewig in Hoffnung gelebt..., in dem Bewusstsein – das gibt es einfach nicht, eines Tages wird auch der Herbert vor der Tür stehen!

10 Jahre lang habe ich auf meinen Mann gewartet. Ich hatte irre Träume. Ich habe ihn pfeifen gehört – wir hatten so einen «Familienpfiff» –, ich hörte seine Schritte auf dem Pflaster im Hof... Ich träumte, dass ich ihn von der Bahn abhole und lauter solches Zeug

...

Zehn Jahre lang!

Ich hatte nie mehr das Bedürfnis, zu heiraten... mit einem

Mann zu schlafen, obwohl mich Vater immerzu gedrängt hat.
«Vater, hör' auf, ich brauch' keinen Mann, ich will keinen Mann
... Einen Vater für die Kinder finde ich ja doch nicht...!» So hab'
ich mit meinen Kindern allein weitergelebt...

«Sobald erst einmal Krieg ist . . .»

Anmerkung

1 Die hier in Auszügen wiedergegebenen Gespräche führte ich 1981 für eine Hörfunksendung mit dem Titel «Die andere Front – Europäische Frauen im Zweiten Weltkrieg».

Zeit der schönen Utopien

«Wir kämpfen dafür, dass jede Ausbeutung weiblicher Arbeitskraft aufhört.

Der Lohn darf nur an der Leistung gemessen werden. Wir wollen eine Gesellschaft, in der unsere Kinder physisch und moralisch gesund aufwachsen können. Frauen haben nicht nur die Pflicht, sie haben das Recht, Mutter zu sein.

Wir kämpfen dafür, dass die Frauen den Platz behalten, den sie sich mit Blut und Tränen erobert haben.

Neben dem Mann haben wir während des Kampfes gestanden, neben dem Mann wollen wir beim Wiederaufbau Italiens sein. Die Frauen, die heute zusammen Widerstand leisten, arbeiten, kämpfen, leiden; die zusammen an der grossen kommenden Revolution teilnehmen werden – sie werden nie wieder einander fremd, einander feind sein können. Jeder Klassen-, Partei- oder Glaubensunterschied wird zwar nicht ausgelöscht aber überwunden werden – durch Schwesterlichkeit.

Diese neue weibliche Solidarität wird vielleicht ein Modell sein der weitergefassten nationalen oder menschlichen Solidarität als Frucht unseres heutigen Kämpfens und Leidens. . .»

(Aus einem Manifest der Frauen in der italienischen Widerstandsgruppe «Giustizia e Liberté»)

Frida Malan, Literaturprofessorin, Sozialistische Abgeordnete in Turin: In den 20 Monaten der Besetzung dachten wir immer an die Zukunft – politisch. Das war das Wichtigste an unserem Widerstand: Was kommt danach?

Ich war u.a. Sekretärin im gewerkschaftlichen Komitee der Aktionspartei. Wir trafen uns in einem Häuschen in der Nähe von Turin.

Weil ich damals gesucht wurde, hatte ich meine Identität gewechselt. Vorher war ich blond, jetzt schwarz. Ich schminkte mich auffallend und trug hochhackige Schuhe. Ich sah ganz anders aus.

Ich lebte also in diesem Häuschen, das mir die Partei zugewiesen hatte. Da wurde auch der Aufstand von Turin geplant und der Widerstand in den Fabriken.

Der Widerstand begann mit einer Serie von Streiks – in der Firma Riv, bei Fiat –, an denen Frauen stark beteiligt waren. Es kam vor, dass die Frauen schon verhaftete Kollegen den Faschisten buchstäblich aus den Händen rissen ...

Ja, wir fühlten uns sehr stark. Für viele war es zum ersten Mal, dass sie das Gesetz des Handelns mitbestimmen konnten. Und sie nahmen diese Möglichkeit auch wahr.

Hier traf sich eine Gruppe Hausfrauen – man sprach schon über Lohn und Rente für Hausarbeit; dort versammelten sich die Verkäuferinnen der Warenhäuser. Alles, was wir Frauen in der Zwischenzeit erreicht haben, wurde schon damals diskutiert.

Nehmen Sie die Abtreibungsdebatte, das Gesetz über die Ehescheidung ...

Das Frauenwahlrecht, das in Mittelitalien erst nach der Befreiung eingeführt wurde, bestand im Norden schon vorher, in unseren Reihen.

In der neuen Gesellschaft sollten Frauen und Männer das gleiche Wahlrecht haben. Im Faschismus war das Wahlrecht praktisch abgeschafft. Und die Frauen waren noch schlechter dran als die Männer. Zum Beispiel durften sie nicht an höheren Lehranstalten unterrichten; eine Frau war geistig nicht in der Lage, dem Mann etwas beizubringen ...

Wir, in den Einheiten der «Giustizia e Libertà», machten überhaupt keine Unterschiede. Frauen waren politische Kommissare. Oder militärische Vorgesetzte. Eine, die ich kannte, war Major; ich selbst war Capitano; und etliche Freundinnen waren Leutnants ...

Im Widerstand kämpften Männer und Frauen gemeinsam für die Zukunft.

Wir wollten ein neues Italien schaffen, eine neue Gesellschaft, in der nicht nur die Männer und die politischen «Fachleute» etwas zu sagen hätten ...?

Zeit der schönen Utopien . . .

In befreiten Gebieten Norditaliens entstehen «Partisanenrepubliken» – nach 20 Jahren Faschismus Träume von Basisdemokratie.

Auf den Plätzen einiger Bergnester, im Schutz bewaffneter Posten, versammeln sich die Dorfbewohner. Mitten im Krieg, in dieser Unordnung, sitzen sie im Kreis und üben – wie Schulkinder – das ABC der demokratischen Ordnung.

Sie lernen wählen, abstimmen, das-Wort-erteilen und entziehen.
Die Eltern, die das noch erlebten, bringen es den Kindern bei –
wie eine alte, vergessene Kunst.
Nach dem Krieg soll alles anders werden . . .

Aber wie?

Kommunisten wollen verhindern, dass die alten kapitalistischen Kräfte wieder an die Macht kommen. Bürgerlich-»patriotische« Kreise wollen die alte Ordnung, «befreit von den Schlacken der Vergangenheit», über den Krieg retten.

Kommunisten plädieren für den verschärften bewaffneten Kampf als «Akt der Humanität», weil er den Krieg verkürze. Die Bürgerlichen verbreiten eher eine Stimmung des Abwartens («Attentismus»); nur ein Sieg der Alliierten könne unkontrollierbare – das heisst: revolutionäre – Prozesse verhindern.

In der Tat: Partisanenkampf ist ohne revolutionäre Komponenten kaum denkbar. Die innere Beteiligung, das unmittelbare Interesse des Partisanen unterscheidet ihn vom Soldaten, der zum Krieg befohlen wurde; der entfremdete Lohnarbeit in der kapitalistischen «Friedenswirtschaft» nur mit entfremdeter Kriegsarbeit – und beides für dieselben Auftraggeber – vertauscht hat.

Der Partisan, der in der kurzen Zeit des Ausnahmezustandes mit flüchtigem Blick seine Möglichkeiten als selbstbestimmtes Wesen, seine wahren Interessen und seine Gegner erkannt hat (auch die Gegner im eigenen Land), wird in die fremdbestimmten Strukturen der Vorkriegszeit nicht mehr ohne Weiteres zurückfinden.

Er bleibt ein potentieller – Partisan.

Das wissen auch die Westalliierten; das wissen die konservativen Kräfte um Charles de Gaulle in London.

Mit der Zuteilung ihrer materiellen Hilfe für den Widerstandskampf in Europa verfolgen sie auch politische – das heisst: antikommunistische – Ziele.² «Autonome Gruppen», wie die Waldenser in Piemont, werden bevorzugt. Aber die Bedeutung der Kommunisten als bestimmende Kraft im europäischen Widerstand zwingt die Alliierten immer wieder zu taktischen Kompromissen.

So entlastet ja auch der verbissene Kampf der kommunistischen «Garibaldi Sturmbrigaden» in Italien die anglo-amerikanischen Verbände, die von Süden her vorrücken – Rom – Pisa, Florenz – Ravenna – Bologna – Piacenza – Genua . . .

«Partisanenabwehr» beschäftigt alle Truppen der norditalieni-

schen Marionettenregierung, die nach Mussolinis Befreiung in Salo am Gardasee gebildet wurde (23. September 1943), und sechs bis acht Divisionen der deutschen Wehrmacht?

Der Kampf gegen den Faschismus einigt vorübergehend auch nationale Gruppen und Parteien, die einander oft genug bekämpft hatten – von der politischen Mitte bis Links. In Italien: Liberale, Republikaner, Sozialisten, Kommunisten, die Partito D'azione und die Democrazia Christiana. Bündnisse auf Zeit. . .

Kate Fleuron, Kopenhagen: «Frit Denmark» wurde von Christmas Möller gegründet, er war Führer der Konservativen; und von Aksel Larsen, er leitete die Kommunistische Partei... Sie setzten sich zusammen und sagten: Jetzt zeigen wir mal den Deutschen, dass die Dänen an einem Strick ziehen!

Als ich die «konservative Abteilung» übernahm – ich sollte darauf achten, dass konservative Ansichten nicht zu kurz kamen – sagte mein Vorgänger: Wenn Du mal etwas nicht weisst, frag' Schoch – das war mein guter Freund und späterer Ehemann, und er war konservativ – oder frag' Foe; er war Kommunist.

So arbeiteten wir damals zusammen.

An ernsthafte Meinungsverschiedenheiten kann ich mich nicht erinnern. Leider war es vor und nach dem Krieg ganz anders ...

Ich wurde übrigens nie zum Kommunismus «bekehrt»; nie war ich Mitglied der KP. Trotzdem habe ich dort meine besten Freunde. Und auf jeden Fall hat mich die Untergrundbewegung nach links orientiert («... the resistance movement turned me left», sagt Kate Fleuron auf englisch).

Dagmar Andreasen: Die National-Konservativen und wir Kommunisten arbeiteten ehrlich zusammen. Wir wussten natürlich, dass unser Bündnis auf die Dauer des Krieges, der Okkupation begrenzt war. Auch bei der Friedensarbeit heute kann man ja dasselbe Ziel anstreben, aber unterschiedliche Wege Vorschlägen. Unser Hauptziel hiess damals: Raus mit den Deutschen! Was danach kam, war schon wieder ein neues Kapitel...

Ja, mit einigen Konservativen konnte man wirklich gut auskommen. Mit Sozialdemokraten nicht...

Anmerkungen

1 Waren die Frauen Italiens erfolgreich? Frida Malan: «Die Kraft, die zur Befreiung geführt hatte, wurde nach dem Krieg schnell gebrochen. Zuerst verschwanden die Repräsentanten der Arbeiterschaft aus der Regierung. Es folgte eine stramm-konservative Phase. Am 15. Juli 1945 demonstrierten 10'000 italienische Frauen für gleichen Lohn bei gleicher Arbeit, und sie konnten diese Forderung im Grossen Ganzen durchsetzen. Aber schon nach einem Jahr begannen die Unternehmer damit, Frauen wieder schlechter zu bezahlen als Männer ...

Nach den ersten regulären Wahlen 1948 ist die Anzahl der Parlamentarierinnen ständig gesunken; 1948 waren es noch 48, 1976 nur noch 25. Erst allmählich stieg ihre Zahl wieder etwas an.

Heute hat Italien eine starke Frauenbewegung – undenkbar ohne unsere Erfahrungen im Widerstandskampf.

Ausserparlamentarisch übte vor allem die ‚Unione Donne Italiane‘ – die «Union Italienischer Frauen» (UDI), die von Frauen des Widerstandes gegründet worden war – durch eindrucksvolle Demonstrationen immer wieder Druck auf die männliche Parlamentsmehrheit aus.

So entstand eine Reihe fortschrittlicher Gesetze: das Ehescheidungsgesetz (1974), das Familiengesetz (1975), das Gesetz über die Gleichberechtigung von Mann und Frau am Arbeitsplatz (1977), die Legalisierung des Schwangerschaftsabbruchs und das Gesetz zur Förderung der Mutterschaft, das zur besseren Aufklärung junger Eheleute beitragen soll (1978).

Leider verstärkt die Wirtschaftskrise den konservativen Trend, Frauen wieder auf die Rolle der Hausfrau und Mutter festzulegen. Mit den scheinheiligen Argumenten der Kirche und der Democrazia Christiana will man sie aus dem Wirtschaftsleben hinauskomplimentieren, um Arbeitsplätze für Männer frei zu machen. Die ‚Mama‘, die ‚Madonna‘ steht wieder hoch im Kurs ...»

2 So lässt z.B. das Wort des ehemaligen britischen Kriegsministers Lord Halifax, Deutschland sei ein «Bollwerk des Westens gegen den Bolschewismus» (1937 bei einem Treffen mit Hitler auf dem Obersalzberg) die westliche «Appeasement» – (Beschwichtigungspolitik in einem etwas anderen Licht erscheinen; gewöhnlich wird sie als Ausdruck der Schwäche, der Unentschlossenheit, des «Friedenswillens um jeden Preis» dargestellt.

3 Den Beitrag des europäischen Widerstandes zum Sieg über Nazi-Deutschland drückt Heinz Kühnrich (a.a.O.) in folgenden Zahlen aus:

«Von den Partisanen wurden weit über 1 Million feindlicher Soldaten und Offiziere sowie Landesverräter getötet. Etwa 25'000 Züge wurden zum Entgleisen gebracht und in die Luft gesprengt, 15'000 Lokomotiven und 125'000 Waggons wurden vernichtet. Etwa 15'000 Brücken verschiedenster Art wurden gesprengt oder in Brand gesetzt (einige mehrmals).

Etwa 75'000 Kraftwagen wurden vernichtet. Mindestens 2'000 Geschütze, 1'000 Flugzeuge und 4'000 Panzer wurden zerstört.» Allein in der Sowjetunion (1943) habe die Partisanenbewegung «25 Divisionen der Wehrmacht sowie 327'543 Mann SS, SD und Polizei neben 500'000 Mann Hilfstruppen» gebunden.

«... Allzeit meine Pflicht zu tun ...»

Kleiner Exkurs über Kriegserziehung im «Dritten Reich»

UdSSR, 1943 ...

Marija Maximenko: Eines Tages, an einem eisigen Wintermorgen, marschierte unsere Einheit durch den Wald. Ich kann mich sogar noch an den Weg erinnern ...

Die Kolonne stockte plötzlich. Wir hörten, dass Gefangene gemacht worden seien.

Als wir näher kamen, sahen wir fünf junge Männer, fast Kinder noch, in deutschen Uniformen. Wissen Sie – mir hat das Herz wehgetan ... Einer sah aus wie mein Bruder, sie waren vielleicht 18 Jahre alt, auf keinen Fall älter. Sie hatten an der Kreuzung gegessen und Tee getrunken. Und dabei hatten wir sie überrascht.

Sie wurden verhört und dann erschossen. Wir hörten die Salven krachen...

Wissen Sie – im Kampf zu töten, das war alltäglich. Aber Gefangene umbringen, solche jungen, gesunden Männer.

Klar, es waren Feinde ... aber ...

Ich habe diesen Tag nie vergessen.

Deshalb wollen wir ja, dass die Jugend versteht: Krieg ist das Allerschlimmste. Krieg zerstört Leben. Er rafft immer die Jüngsten hinweg, die Stärksten, die Schönsten. Immer müssen zuerst die Jungen sterben.

Das darf man nie mehr erlauben ...!

Berlin, März 1942 . . .

«Reichsjugendführer» Arthur Axmann: Mit dem Blick auf den Führer, dem Ihr Euch in dieser Stunde verpflichtet, tretet Ihr Euern Weg ins Leben an. Zum Zeichen dieser Verpflichtung gelobt nun und sprecht mir nach . . .

Kommando: Hitlerjugend – stillgestanden!

Viele junge Stimmen: Ich verspreche – in der Hitler-Jugend – allzeit meine Pflicht zu tun – in Liebe und Treue – zum Führer und unserer Fahne . . .

Ein Jahrgang Hitlerjungen wird vereidigt. Durchschnittsalter 14. Sie stehen stramm, die nackten Beine durchgedrückt, Augen geradeaus. Ernst wie Soldaten.

Die Gliederungen des Jungvolks heissen: Gruppe, Zug, Kompanie, Bataillon. Schon 10jährige beherrschen die Feinheiten der Militärstruktur. Nichts in diesem Staat ist zufällig. Alles hat Zweck und Ziel.

Aus einem Memorandum der Reichsjugendführung:

«Es versteht sich von selbst, dass die Mitglieder der Motor-HJ später in den motorisierten Einheiten der Wehrmacht dienen werden . . .»

Aus dem «Handbuch Deutscher Jungendienst» der HJ:

«Euer Jungendienst soll Euch vorbereiten auf den Einsatz Eures Lebens für den Bestand des Reiches, wenn die Stunde den Kampf verlangt. Eure Fahrten, Lager und Wettkämpfe – die Lebensformen deutscher Jungen in Feld und Wald – sollen Euch die Voraussetzungen des Kampfes im Gelände zur Selbstverständlichkeit werden lassen. Sie sollen Tapferkeit, Entschlusskraft und Genügsamkeit stählen . . .»

Jugend verändelt nicht mehr die Freizeit – sie geht «zum Dienst». Der Fähnleinführer ist Vorgesetzter – auch für die Nachbars jungen im gleichen Alter.

Der Vorgesetzte ist zu grüssen, wenn man ihm begegnet. Man hat Respekt vor ihm. Er darf einen schleifen, runterputzen, melden.

Jeden Samstag ist Appell. Wenn er auf den Schulhof kommt, ist sein Fähnlein angetreten, still und stramm. Seine Kommandos gellen über den Schulhof.

Dann die grossen Aufmärsche . . .

Jugend ist von sich beeindruckt. Erlebt sich als Masse, Kraft – als schönes Bild: Blitzende Fanfaren, Landsknechtstrommeln, Uniformen – sauber, tausende in Reih' und Glied. Blauer Himmel darüber, ein Wald von Hakenkreuzfahnen, schwarz und weiss und sehr viel rot. Auf den schwarzen Wimpeln der Fähnlein zuckt weiss die Siegrune. Alles ist in Bewegung, atemlos . . .

Aus dem Biologie-Buch für höhere Schüler «Das Leben», Band 3, 1940:

«Wichtiger als der Einzelne ist unser Volk. Unser Volk

muss auch in Zukunft so zahlreich und wehrhaft bleiben, dass es von anderen Völkern weder unterwandert noch unterdrückt werden kann; und dass es allen missgünstigen Völkern Achtung vor seiner Kraft einflösst.»

Auch der «Führer» wünscht sich eine «gewalttätige, herrische, unerschrockene, grausame Jugend, der das Raubtier wieder aus den Augen blitzt».

Die Welt soll vor ihr erschrecken.

Vor-Bilder stehen überall herum – die Skulpturen von Josef Thorak und Arno Breker, Schwerter schwingend, Felsen schleudernd. Trotzig eingefrorene Gesichter.

Das Volk lacht nicht über die polierten Muskelberge, die grimigen Nackedeis auf den Strassen. Es ist auf Übertreibung eingestimmt. Es hat sich einreden lassen, das überlegene Volk zu sein.

«Nun brausen nach Osten die Heere ins russische Land hinein.

Kameraden nun an die Gewehre, der Sieg wird unser sein!

Von Finnland bis zum Schwarzen Meer –
vorwärts! Vorwärts! Führer befehl,
wir folgen Dir!»

Als die Jungen der Napola¹ Ilfeld im Harz in den Krieg ziehen, schreiben sie in das «Buch der Kameradschaft»:

«Das Paradies liegt unter dem Schatten der Schwerter» – Hans-Joachim v. Arnim.²

«Haltung ist alles!» – Siegfried von Hodenberg.³

«Obwohl wir im vorigen Weltkrieg die besten Soldaten der Erde hatten, mussten wir ihn verlieren. Uns fehlte zum Siege eine Armee fanatischer Idealisten. Da liegt in diesem Kriege die Aufgabe für uns Jungmänner!» – Werner Max.⁴

«Leutnant sein heisst: Seinen Leuten vorleben, das Vorsterben ist dann wohl einmal ein Teil davon . . .» – Helmut Hofmann.⁵

Hofmann zitiert Walter Flex, den Sänger des «Heldentodes».⁶

Der Tod ist in Deutschland heimisch geworden. Bildhauer entwerfen Grabsteine, Architekten – Friedhöfe und Mausoleen. Musiker schreiben Trauermusiken. Soldaten üben den Trauer-

schritt. Als die ersten Deutschen in Polen eindringen, am 1. September 1939, sind die Pläne für ihre Denkmäler schon fertig . . .

Der «Heldentod» gilt als Erfüllung eines Männerlebens, unausweichlich, wie der nächste Krieg.

Das lernen Schüler in der Schule, Kinder schon im Kindergarten. Im Soldatenalter ist der Friede ihnen gleichgültig geworden.

Menschenleben sind billig, noch ehe die Inflation des Sterbens richtig begonnen hat.

Anmerkungen

1 Eigentlich: NPEA – «Nationalpolitische Erziehungsanstalt». Staatliche Internatsschulen, die den Nachwuchs für Führungsaufgaben im «Dritten Reich» sicherstellen sollten.

2 gefallen als Oberleutnant und Staffelpkapitän am 11.5.43 im Mittelmeer.

3 gefallen als Oberleutnant und Schwadronführer am 16.5.42 bei Feodosia auf der Krim.

4 gefallen als SS-Untersturmführer und Kompaniechef in einem SS-Panzer-grenadierregiment am 14.9.43 «im Osten».

5 gefallen als Oberleutnant und Kompanieführer am 13.11.43 in Italien.

6 Schriftsteller («Wanderer zwischen den beiden Welten»). Fiel 30jährig 1917, als er in Estland mit gezücktem Degen gegen russische Gewehre antritt.

Verbrannte Erde – Verbrannte Menschen

Museum des grossen vaterländischen Krieges in Kiew. . . Zer-
schlissene Fahnen. Zerschossene Helme. Waffenröcke, zerfetzt,
mit Blutspuren. Stacheldrahtreste. Granatsplitter. Galgen in Reih
und Glied.

Aufrufe: «Vernichtet die Faschisten und befreit die Ukraine . . .
Tod dem Faschismus! Wir lassen es nicht zu, dass man uns zu Skla-
ven macht. . .»

Neun kleine Zettel aus dem belagerten Leningrad. Kinder-
schrift: «Shenja gestorben am 28. Dezember um 12 Uhr 30. Gross-
mutter starb am 25. Januar um 3 Uhr nachmittags. Onkel Wasja
starb am 13. April um 2 Uhr nachts. Ljoka starb am 17. März um
5 Uhr. Onkel Ljoscha am 10. Mai, nachmittags, 4 Uhr. Mama am
13. Mai um 7 Uhr 30 früh. Alle Sawitschevas sind tot, nur Tanja ist
noch übrig . . .»

Leningrad – als Zentrum der Oktoberrevolution – sollte «vom
Antlitz der Erde ausgelöscht» werden. Das war ein Führer-Befehl.
Armee und Bevölkerung verteidigten die Stadt gemeinsam, gruben
20'000 Kilometer Schützengräben, errichteten Barrikaden von 240
Kilometern Länge. Als die Vorräte zu Ende gingen, ab November
'41, starben täglich drei- bis viertausend Menschen an Hunger –
im Ganzen vermutlich 900'000 . . .

Bilder von Schutt und Leichen. Angriffsbefehle. Blockadebe-
fehle. Vernichtungsbefehle . . .

Alles hinter Glas, beleuchtet und beschriftet, numeriert. Archäo-
logie des Schreckens . . . Kriegsarchäologie . . . Die Fundstücke
aus grauer Vorzeit – sie sind erst 40 Jahre alt. Der Weg, den die
Schulkinder, die Bäuerinnen, die Soldaten, die Arbeiter durch die
Hallen des Museums zurücklegen, hat folgende Stationen: Allge-
meine Kriegslage . . . Rote Armee, Partisanen . . . Sieg . . . Helden-
tafeln, Orden, Fahnen ... Im letzten Saal die Führer des Roten
Oktober Seite an Seite mit den politischen Führern der Gegen-
wart. Das Bild des Generalsekretärs im Halbdunkel jener pathet-
tisch-leeren Halle soll die Logik der Geschichte demonstrieren:
Der Kampf war nicht umsonst! Ich, ein Nachkriegsdeutscher, mit

tiefer Abneigung gegen grosse nationale Worte und Gesten aufgewachsen, stehe fröstelnd vor dieser Grösse, diesem goldglänzenden Pathos, dieser in Marmor gehauenen unausweichlichen Logik. Suche nach Erklärungen . . .

1. Die «russische Seele», natürlich . . . Sie neigt zur Symbolik; zum grossen, tief empfundenen Gestus . . . (Wer je einen russischen Dichter beim Vortrag eines Gedichts und die Ergriffenheit seiner Zuhörer erlebt hat, weiss, wie relativ Werturteile sein können).

2. Die Nachwirkung des Schreckens: Wie verarbeitet ein Volk (seelisch, geistig, künstlerisch) die Vernichtung von 20 Millionen Menschen? Gibt es Massstäbe dafür? Was ist da «zuviel»?

3. Die Inflation der starken Wirkungen . . . Abnutzung der Symbolsprache verlangt immer grössere, immer gröbere Gesten.

4. Selbstbestätigung . . . Die sowjetische Geschichte – Bürgerkrieg, Interventionskriege, Zweiter Weltkrieg – war eine Kette innerer und äusserer Bedrohungen. Und heute? Die beiden Supermächte haben die Ziele ihrer Atomraketen gegenseitig vermessen, auf wenige Meter genau. In den Staaten des Warschauer Pakts, las ich dieser Tage, sind es 2685 Zielpositionen; 40'000 sind «militärisch erfasst».

Will sich die Sowjetunion – eingekreist von Startrampen und U-Booten und Luftstützpunkten – mit den riesenhaften Denkmälern ihrer Vergangenheit selber Mut einflössen: Wir sind unzerstörbar, einfach nicht tot zu kriegen – so lange wir nicht vergessen?¹

Die historische Lehre darf auf keinen Fall verdrängt werden, so sehr sie auch schmerzt – auch dafür stehen die Denkmäler, die Museen: Monumente der Wachsamkeit.

Vera Gawrilenko: .. Es gab keine Regeln damals, keine ... Es war egal, ob du Partisan warst oder Soldat, ob du ganz harmlos über die Strasse gingst, ob du etwas gesagt hast oder auch nicht... Sie konnten dich einfach verhaften.

Sie haben mit dem Finger auf dich gezeigt und befohlen: Sag' das Wort «Partisan», sag' das Wort «Kommunist» – schon warst du auf einem ihrer Lastwagen ...

Am Schlimmsten waren die Massenhinrichtungen durch die SS. Ich kann mich gut erinnern, wie sie einmal Kameraden von uns aufhängten ... Wir wurden hinbefohlen, und wir mussten es mit ansehen.

Neben mir stand ein Deutscher. Er hielt sich die Augen zu. Ich erinnere mich ganz genau an ihn ... Er war ein Offizier. Er hielt sich beide Hände vors Gesicht und sagte dauernd: «Das ist nicht gut... Das ist nicht gut...!»

Er hat am ganzen Leib gezittert – ein deutscher Offizier!

Jadwiga Sawizkaja: Die Stadt war übersät mit Galgen. Auf der Strasse standen sie, im Park – Galgen überall. So schufen sie Platz in den Gefängnissen – durch Erschiessen und Erhängen.

Mit Aufgehängten war die Stadt geschmückt, wie für ein grausiges Fest.

Vera Gawrilenko: In dem Haus, in dem wir unsere Kriegsapotheke eingerichtet hatten, war auch ein geheimes deutsches Laboratorium. Immer stand eine Wache vor der Tür.

Bald erfuhren wir, dass sie den Kindern eines städtischen Waisenhauses regelmässige Blut abnahmen, um damit zu experimentieren.

Dass sie das taten, hat uns eine deutsche Ärztin selbst erzählt. Sie sagte: «Heute nehmen wir ihnen nur das Blut ab, aber morgen schicken wir alle Kinder nach Deutschland ...!» Doch das gelang ihnen nicht. In der Nacht brachten die Partisanen alle Waisenkinder in Sicherheit. Als die Deutschen kamen, um sie abzuholen, war das Waisenhaus leer.²

Jadwiga Sawizkaja: Sie haben verhaftet, verhaftet... Kommt ein Faschist in die Wohnung, und da ist zufällig jemand, der nicht zur Familie gehört – Wohnen Sie hier?? Nein – ab ins Gefängnis ...! Sieht er ein Radio – ab ins Gefängnis!

Menschen wurden auf der Strasse niedergeknallt, die einem Offizier nicht gleich den Weg frei machten. Betrunkene Soldaten schossen nachts in irgendwelche erleuchteten Fenster.

Und für jede Kleinigkeit: Todesstrafe.

In den Strassen, auf den Märkten machten sie Jagd auf solche, die sich der Arbeitsdienstpflicht entzogen – regelrechte Razzien – Polizei und Waffen-SS. Und wer keinen Ausweis hatte, musste mit.

Das waren unsere Lebensbedingungen. So viele Wochen lang wussten wir nicht, ob wir den nächsten Tag noch erleben würden.

Ich weiss nicht, wie es in anderen Ländern war – in Frankreich, in Jugoslawien; aber den sowjetischen Menschen gegenüber haben sich die Deutschen sehr, sehr grausam verhalten ...

« . . . Ob die anderen Völker in Wohlfahrt leben, ob sie verrecken vor Hunger – das interessiert mich nur soweit, als wir sie als Sklaven für unsere Kultur brauchen . . . Anders interessiert es mich nicht. Ob bei dem Bau eines Panzergrabens 10'000 russische Weiber an Entkräftung Umfallen oder nicht, interessiert mich nur so weit, als der Panzergraben für Deutschland fertig wird . . . »

(Heinrich Himmler in Posen am 4. Oktober 1943.)

Merkblatt des Oberkommandos der Wehrmacht für den Kampf gegen die sowjetische Partisanenbewegung, 11. November 1942:

«Bei Behandlung der Banditen und ihrer freiwilligen Helfer ist äusserste Härte geboten. Sentimentale Rücksichten sind . . . unverantwortlich . . . Gefangene Banditen sind . . . zu erhängen oder zu erschiessen . . .

Jeder Führer einer Abteilung ist dafür verantwortlich, dass gefangene Banditen und Zivilisten, die beim aktiven Kampf angetroffen werden – auch Frauen –, erschossen oder besser erhängt werden.

Gegen Dörfer, in denen die Banden Unterstützung irgendwelcher Art gefunden haben, werden Kollektivmassnahmen . . . geboten sein.»

16. Dezember 1942 . . .

«Der Führer hat befohlen:

Die Truppe ist berechtigt und verpflichtet, in diesem Kampf ohne Einschränkung auch gegen Frauen und Kinder jedes Mittel anzuwenden, wenn es nur zum Erfolg führt. Rücksichten gleich welcher Art, sind ein Verbrechen gegen das deutsche Volk und den Soldaten an der Front. . .

Kein in der Bandenbekämpfung eingesetzter Deutscher darf wegen seines Verhaltens im Kampf gegen die Banden und ihre Mitläufer disziplinarisch oder kriegsgerichtlich zur Rechenschaft gezogen werden . . . »

Den «Merkblättern» und Befehlen aus Berlin folgten bald detaillierte Vollzugsmeldungen der ausführenden Organe «vor Ort», wie hier aus dem besetzten Polen . . .

Bekanntmachung, 7. Mai 1943: «Trotz wiederholter Mahnung hat die Bevölkerung des Dorfes Laski (Amtskommissariat Schereschewo) Terrorbanden mit Lebensmitteln und täglichen

Bedarfsartikeln versorgt. Gleichzeitig hat die Bevölkerung dieses Ortes zu den Banden einen regulären Nachrichtendienst unterhalten und sich somit als bandenfreundlich bekannt.

Als Vergeltungsmassnahme wurde das Dorf Laki am 4. Mai 1943 niedergebrannt und die Bevölkerung erschossen (. . .) Brutal ist das Handwerk der Banden, jedoch härter und rücksichtsloser wird zurückgeschlagen, wenn das Leben eines Deutschen angetastet oder die Anordnung der deutschen Behörden nicht befolgt werden – Der Landrat des Kreises Bielsk».

Bekanntmachung, 27. Juli 1943: «1. Für die Beschiessung einer kleineren Polizeigruppe durch Banditen aus dem Hinterhalt, wobei ein Polizeioffizier schwer verletzt wurde, 2. für den Überfall auf eine Polizeistreife im Kreise Wolkowysk, wobei ein deutscher Gendarm und ein einheimischer Schutzmann von den Banditen ermordet wurden, wurde zur Befriedung des Bezirks Bialystok am 23.7.1943 1. das bandenverseuchte Dorf Kniacowodce, Kreis Grodno, abgebrannt und die Dorfbewohner erschossen, 2. 100 als Anhänger oder Angehörige der polnischen Widerstandsbewegung festgestellte und festgenommene Personen mit ihren Familien aus dem Bezirk Bialystok erschossen und ihr Vermögen eingezogen (. . .)

Der Kommandeur der Sicherheitspolizei und des SD für den Bezirk Bialystok».

Marija Maximenko: Aus dem Dorf Krutaja, wo unsere Partisaneneinheit übernachtet wollte, kam weinend ein 13jähriger Junge gerannt. Wir fragten: Warum heulst du so? Aber da hörten wir schon selbst die Schreie von Schweinen und Menschen ...

Was war passiert?

Die Deutschen hatten alte Leute und Kinder – eben alle, die im Dorf zurückgeblieben waren, denn alle Männer waren bei der Roten Armee – in der Schule zusammengepfercht, um sie zu vernichten.

Sechs Partisaneneinheiten, jede mit 240 bis 260 Leuten, lagen halbkreisförmig in den Wäldern um das Dorf herum. Unser Kommandeur gab vier Abteilungen den Befehl, das Dorf zu umstellen und am Dorfausgang nach Zitomir, von wo die Deutschen gekommen waren, ein Maschinengewehr zu postieren.

Gleich beim ersten Angriff stürzten wir uns auf die Schule, um die

Leute zu befreien. Wir sahen schon deutsche Soldaten mit Fackeln und Kerosinbehältern... Ich war in der Gruppe mit dem Maschinengewehr, die den Dorfausgang besetzte.

Als die Deutschen merkten, dass sie eingekesselt waren, versuchten sie, wild um sich schießend, einzeln zu entkommen – jeder, wohin er konnte. Wir haben alle erledigt...

Wir gingen zur Schule, das Tor stand offen, aber die Leute trauten sich noch gar nicht auf die Strasse heraus. Die Kinder konnten vor Angst nicht mehr schreien ...

Erschöpft kehrten wir in unser Lager zurück. Die toten Deutschen lagen überall herum.

Mit uns gingen die Leute von Krutaja, denn aus Angst vor Revanche wollten sie in ihrem Dorf nicht bleiben. Drei Stunden später kam ein ganzes Regiment SS. Aus Flugzeugen wurde geschossen. Sie jagten uns drei Tage lang, bis wir uns mit der kämpfenden Front vereinigen konnten...

Anmerkungen

¹ In der Ausgabe vom 17. Februar 1982 brachte «Neues Leben, Zentralzeitung der sowjetdeutschen Bevölkerung», ein Gedicht von Petrij Krutschenjuk. Es beginnt so: «Schau auf die Lebenden / die grauen Haare / die Narben schau dir an / und merk sie gut...»

Die letzte Strophe lautet:

«Die Toten leben! / Sie sind unser Atem / die Herzen derer, die noch leben jetzt. Und merk dir / Lebender und Unversehrter / Zufriedner mit dem Los, das dir geschenkt: / Wir bleiben nur so lange unbesiegbar / als du noch der Gefallenen gedenkst!»

² Aus dem bjelorussischen KZ «Das rote Ufer» wird berichtet, dass die Häftlinge – Kinder zwischen 8 und 14 Jahren – nachts in die Spitäler der Umgebung gebracht wurden, um als «Blutspender» für verwundete deutsche Soldaten zu dienen. Viele starben daran.

Rebellen und Insekten

«The Irish Rebels» – in jeder pub der Republik Irland, bei jedem irischen Familienfest werden sie besungen.

«Nous sommes les rebelles» – da schwingt pathetischer Stolz in den Worten.

«El guerrillero», «Il partigiano» – die Wörter meinen auch «gerechter Kampf», «Hoffnung», «Lust auf Freiheit» . . . Wie klingt dagegen «Aufrührer», «Bandit», «Rebell», «Attentäter», «Partisan» in deutschen Ohren ...!

Dort hört man Freiheitslieder in den Wörtern mit. Bei uns: Polizeisirenen . . . Maschinengewehre . . .

Die grossen Rebellen fehlen in unserer Literatur. Wir haben eine passende Gestalt: Michael Kohlhaas – einen, der sich selbst bekämpft; den idealistisch-scheiternden Querulanten. Wahrhaft kein Idol.

Wir haben auch ein passendes Wort für «erlaubten» Widerstand: «Ungehorsam» – die Ausnahme von der Regel, die «Gehorsam» heisst; reserviert für Ausnahmeerscheinungen, für moralische Riesen mit höherer Legitimation (und höherem Rang: Marquis von Posa in Schillers «Don Carlos», Claus Graf Schenk von Stauffenberg). Die deutsche Freiheitsidee wurde immer so hochgehalten, dass sie für den «gewöhnlichen Deutschen» nur von unten, aus der Froschperspektive zu bestaunen war.

Der gewöhnliche deutsche Soldat hatte seine Disziplin (den freiwilligen Verzicht auf Freiheit, der in Preussen als die wahre Freiheit galt) und sein «Vaterland», dieses unfassbare Etwas, das er lieben musste.

Da er Freiheit nie als persönlichen Wert erfahren hatte, fiel es ihm leichter, den Volkswiderstand in den besetzten Gebieten weisungsgemäss wie eine Insektenplage zu behandeln, nicht kämpfend, sondern vernichtend (und im Insektenvernichterjargon waren auch seine Befehle abgefasst).

den. Wir hatten von klein auf gelernt, dass man, wenn es nötig ist, sein Leben für die Heimat opfert.

Gehen Sie nur mal in die Parteizentrale der Stadt. Da gibt es ein Foto: Kämpfende Kinder im Grossen Vaterländischen Krieg. Als einer der Jungen von Nazisoldaten gestellt wurde, sprengte er sich selbst in die Luft.

Oder nehmen Sie Lucia, die Tochter des Bezirkssekretärs Nasarim Gesimenko. Sie war elf. Die ganze Familie wurde verhaftet – Vater, Mutter und Lucia. Man hat sie genauso gefoltert wie die Erwachsenen.

Es gab da einen Untergrundkämpfer namens Dementjev. Als er zu einem Verhör geführt wurde, stiess er vor der Tür des Untersuchungsrichters gegen einen Körper... Lucia war so zerschlagen, dass er sie gar nicht erkannte.

„Onkel Dementjev“, sagte sie leise, „du musst allen erzählen, dass ich niemand verraten habe. Sie können mich in Stücke schneiden – erfahren werden sie nichts.“

So hat sie gesprochen!

Und als man Lucia mit ihrer Mutter in den Vergasungswagen¹ steckte, sagte ein Deutscher vom Sicherheitsdienst: Du hast prima durchgehalten, Mädchen. Jetzt wird ein grosser Stolz vergast...

«Kriegsrecht» . . . Nur Feinde in Uniform werden als Menschen erkannt und «behandelt», das heisst, nach allen Regeln der Kriegskunst totgeschossen. Man respektiert den Feind, der als solcher kostümiert ist.

Um als Kriegsteilnehmer anerkannt zu werden, müssen Rebellen zumindest 1. unter einheitlichem Befehl organisiert sein, 2. ein in Gewehrschussweite erkennbares Abzeichen tragen, 3. ihre Waffen offen führen, 4. die «Gesetze und Gebräuche des Krieges» beachten (Anlage IV, Artikel 1 der Haager Landkriegsordnung vom 18. Oktober 1907.)

Das «zivile» Volk darf den Professionals, den Fachleuten des Krieges nicht ins Handwerk pfuschen. Es soll: das Schlachtfeld (Felder, Wälder, Strassen) zur Verfügung stellen; Krieg erdulden, abwarten; das Schlachtfeld aufräumen und alles wieder aufbauen; wieder kriegerische Reden hören, jubeln und Granaten drehen; wieder Kopf einziehen; wieder hungern, trauern . . . und so fort.

Wenn es aber zu den Waffen greift, sein Schicksal selbst in die Hand nimmt, ist das Volk auf einmal vogelfrei.

Man nennt das: «Kriegsrecht».

(«Wird der Kampf der Völker um Freiheit und Unabhängigkeit gegen die Okkupanten als ‚ungesetzlich‘ und werden die Partisanen als ‚Banditen‘ bezeichnet, dann müssen logischerweise der von den imperialistischen Mächten vorbereitete und von Hitler entfesselte Krieg, die faschistische Terror- und Eroberungspolitik als ‚rechtmässig‘, als ‚gesetzlich‘ betrachtet werden»).

Mordkalkulation:

«Für jeden getöteten deutschen Soldaten sind 100 Gefangene oder Geiseln zu erschiessen.

Für jeden verwundeten deutschen Soldaten sind 50 Gefangene oder Geiseln zu erschiessen.

Bei dem zugrunde liegenden Schlüssel ergibt sich als zu vollziehende Sühnemassnahme:

160 mal 100 = 16'000

378 mal 50 = 18'900

Macht 34'900 Erschiessungen

Bis heute erschossen: 3'562

Rest: 31'338.»

(Aus der Statistik des Bevollmächtigten Kommandierenden Generals der deutschen Wehrmacht in Serbien).³

Milca Orlic, Zagreb, Jugoslawien: ...Zuerst kam die Intelligenz an die Reihe. In unserem Ort Prokupje zum Beispiel: Dort erschossen sie den Direktor des Krankenhauses, Dr. Gligorievic, zwei Apotheker, zwei Richter, mehrere Professoren und Lehrer – ob sie Kommunisten waren oder nicht. Standpunkt der Faschisten war: alle Intellektuellen müssen weg.

Als die Deutschen dann zur Ostfront weiterfahren, rückten die Tschetniki nach – *unsere* Faschisten. Jene hatten getötet, gehängt – diese aber schlachteten ...

Einmal, mitten im Dorf... es war Schneematsch, trotzdem lausig kalt... kam uns der Photograph entgegen und rief: «Schnell! Verschwindet! Sie treiben die Leute zusammen!»

Zu Hause konnten wir vor Angst nichts essen. Gegen drei Uhr schlugen Tschetniki mit Bajonetten an die Tür: «Raus! Auf den Marktplatz!»

Auf dem Marktplatz mussten wir zwei Reihen bilden.

Dort war eine Frau, vor der wir alle Angst hatten, eine Spionin und Prostituierte. Laut Parteibeschluss sollten wir uns eigentlich um Frauen besonders kümmern, die sich aus Hunger verkauften.

Diese aber – sie hiess Manceka – sass hinter einem Tschetnik auf dem Pferd, und mit dem Finger zeigte sie auf einzelne von uns. Sie wurden abgeführt und als Kommunisten gleich erschossen.

Ich hatte ein dreijähriges Kind auf dem Arm; dahinter versteckte ich mein Gesicht. Ob sie mich nicht sehen wollte?

Wir waren einmal zusammen in der Partei gewesen ...

Ich weiss nicht, warum ich am Leben geblieben bin. Als die kämpfenden Genossen 1944 nach Prokupje kamen, haben sich alle gewundert: «Du lebst ja noch!»

Das waren schreckliche Jahre ...

Ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie einer das Messer schärfte, um eine Grossmutter zu massakrieren, deren Enkel bei den Partisanen war. Ich wundere mich heute noch, dass ich nicht in Vrapce⁴ bin – das alles sehen und hören und dann noch normal bleiben ...!

Dina Zlatic, Zagreb: Wer kann mir jemals nachfühlen, wie es war, als ich in unser halb verbranntes Dorf zurückkam...? Die Schwägerin geschlachtet, mit ihrem kleinen toten Sohn an der Brust...

Und an der Feuerstelle sah ich meine Mutter. Erst dachte ich, sie lebt noch; ich hab sie geschüttelt und wollte fragen, wie das passiert war...

Als mir das alles zu Bewusstsein kam, und ich sah meine im Tod erstarrte Mutter, die verbrannten Kinder, die verbrannten Frauen und Greise – da dachte ich: Es ist zu wenig, was du tust mit deiner politischen Arbeit im Hintergrund.

Deshalb nahm ich das Gewehr. Und so machten es hunderte und hunderte ...!



Das waren Anna Sadovnik und ihre vierjährige Tochter Adelgunde. Die Mutter von acht Kindern unterstützte drei Jahre lang die Partisanen im österreichisch-slowenischen Grenzgebiet. Im Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes werden Fotos von dem Massaker auf dem Bauernhof in Unterpetzen bei Eisenkappel aufbewahrt.

Anna Sadovnik, ihr Mann Luka, die achtzigjährige Grossmutter, eine Tante und sieben Kinder – das jüngste war ein Jahr alt – wurden am 25. April 1945 von SS-Leuten ermordet.

Auf dem Friedhof in Eisenkappel sind 110 Freiheitskämpfer begrabene, darunter sechs im Kampf gefallene Frauen. Ganze Familien wurden von Roland Freisler, Präsident des Volksgerichtshofes, zum Tode verurteilt.

«Fiel eine kämpfende Partisanin ihren nationalsozialistischen Gegnern in die Hände», schreibt Dr. Maria Tidl⁵, «dann wurde sie als ‚Flintenweib‘ mit besonderem Hass bedacht, da sie in ihren Augen ein doppeltes Verbrechen begangen hatte: gegen das «Deutsche Reich‘ und gegen den nationalsozialistischen Frauenmythos . . .’»

Vom Intourist-Hotel in Kiew fahre ich nach Babi Jar. Das Taxi braucht 30 Minuten.

Fast 100'000 gingen diesen Weg zu Fuss. Wie viele brave Landser mögen da Spalier gestanden haben? Alle ahnungslos?

Babi Jar – das Massengrab von Kiew, damals abgelegen, eine wilde Gegend; heute zwischen Häusern und Fabriken eine grüne Insel im Verkehr, am Fuss des Fernsehturms.

Reihe um Reihe wurden sie niedergemäht, Juden, Russen, Ukrainer; stürzten in die Schlucht; begraben unter sich die Toten, Halbto-ten, noch Lebenden. Die nächste Reihe – und so weiter, immer weiter. . .

Ihr Schreien soll man bis ins Stadtzentrum gehört haben, 20 Ki-
lometer weit.

Wer waren die Schützen? Was wurde aus ihnen? Kamen sie am Ende glücklich heim, nach Deutschland? Was erzählten sie ihren Frauen? – Leben sie noch? – Wie sind sie gestorben? –

Ich stehe in dem kleinen Park von Babi Jar, vor einem jener ko-
lossalen Denkmäler. Das Taxi wartet. Der Verkehr . . . fliesst. Unser
Fernsehturm, sagt meine Begleiterin, ist 300 Meter hoch . . . aus ei-
nem Stück . . . geschweisst!

Vera Gawrilenko: Für mich waren alle Deutschen gleich – Bar-
baren, Bluthunde ... Bis einer von ihnen Kontakt mit uns aufnahm,
ein Offizier. Erst wussten wir nicht, ob er es ehrlich meint, und wir
stellten ihn auf die Probe. Wir verabredeten uns in verschiedenen
Wohnungen.

Als nichts weiter geschah, nahmen wir Verbindung zum Brigade-
kommando auf. Der Offizier sprach kaum Russisch, aber eines konn-
ten wir verstehen: «Der Krieg ist schlecht. Ich kann nicht mehr ...
töten ...»

Mit einer Frau aus der Brigade, die er als Ehefrau ausgab, konnte
er im Auto Minsk verlassen. Nach 40 Kilometern liessen sie das
Fahrzeug stehen und gingen zu Fuss in die Wälder.

Der Deutsche hat sehr gut gekämpft...

Erst damals wurde mir bewusst, dass auch die Deutschen unter-
schiedliche Menschen waren. Bei den Razzien zum Beispiel... Die
meisten nahmen mit, was sie kriegen konnten; aber einige sagten
auch: «Lass' das liegen» oder «Gib es ihnen zurück!»

Die einen schlugen und erschossen unsere Kriegsgefangenen; andere riefen nur «Schnell, schnell – lauft, lauft!» und schlugen nicht...

Es gab auch deutsche *Menschen! Sie* kämpften, weil man sie dazu gezwungen hatte. Man konnte es deutlich sehen ...

Anmerkungen

1 Geschlossene Lastwagen, in denen Menschen durch eingeleitete Motorabgase (Kohlenmonoxid) erstickt wurden.

Alexander Werth («Russland im Krieg 1941-1945», München/Zürich 1965) zitiert aus der Befragung des Chefs der Einsatzgruppe D, die in den ersten 12 Kriegsmonaten in der Ukraine 90'000 Zivilisten «liquidierte» («Diese Zahl wurde von Ohlendorf ... als gering im Vergleich zu anderen Einsatzgruppen bezeichnet») vor dem Nürnberger Militärgerichtshof. Einsatzgruppenleiter Ohlendorf hatte von der Sensibilität seiner SS-Leute beim Ausladen der Leichen aus den Gaswagen berichtet. Frage: «Was meinen Sie (damit) – eine unnötige seelische Belastung?»

Ohlendorf: «Soweit ich mich an die damaligen Zustände erinnere, an die Lagebilder der Leichen und dadurch, dass wahrscheinlich bestimmte Funktionen des Körpers ausgeübt wurden, die eben die Leichen im Schmutz liegen liessen ...»

2 Heinz Kühnrich, «Der Partisanenkrieg in Europa 1939-1945», a.a.O.

3 Aus anderen Berichten und Weisungen des Militärbefehlshabers in Serbien, 1943 (zitiert nach Kühnrich, «Der Partisanenkrieg ...», a.a.O.): «Mit der Tötung von 382 Einwohnern und der Abrennung von 460 Häusern im Verlauf des Strafunternehmens Arilje sind die Ermordung des deutschen Zollbeamten und des SD-Mannes am 11.8. sowie die Tötung von 5 und die Verwundung von 9 Bulgaren am 11. und 12.8. 43 als abgegolten anzusehen» (...)

«Es ist dafür zu sorgen, dass ständig in den Sühnelagern ausreichend Sühnegefangene zur Verfügung stehen. Sollte der Anfall an Sühnegefangenen aus den laufenden Unternehmungen nicht genügen, so sind Unternehmungen mit dem Zwecke der Einbringung von Sühnegefangenen in ausgesprochene Banditengebiete durch das 1. Königlich-Bulgarische Okkupationskorps der Polizei vorzubereiten ...»

Die penible Buchführung, die oft seitenlangen Protokolle in all der Willkür verraten Herkunft und Erziehung dieser Herrenmenschen (Ordnung gilt als Wert an sich) und ihr Legitimationsbedürfnis. Die bürgerliche Herkunft verbietet, «einfach so» zu morden. Man tötet nach «Richtlinien», «Quoten», nach einem festen «Schlüssel» oder – Paragraphen. Das beruhigt das Gewissen und könnte – wer weiss! – später zur Entlastung dienen.

4 Bekannte jugoslawische Irrenanstalt.

5 «Frauen im Widerstand», herausgegeben vom «Bund demokratischer Frauen Österreichs», Wien, 3. Auflage 1980.

Es waren . . . Blutbäder

Deutsche Soldaten erinnern sich¹

Herbert Katzer, Bäckermeister, im Osten als Funker: Da wurde in der Nacht ein deutscher Soldat, wahrscheinlich ein SS-Mann, von Partisanen überfallen und erschossen, und dafür hat man 20 Geiseln erschossen, hat sie neben den deutschen Soldaten auf den Strassenrand gelegt, und die zurückziehenden russischen Gefangenen sind bei denen vorbeigegangen, und wir Soldaten, die wir an die Front führen, sind da auch vorbeigefahren ...

Das hat uns als Soldaten immer sehr berührt, ich kann's nicht anders sagen ...

H. Hampel, Pensionär aus Berlin, im Krieg bei der Panzertruppe: Es waren ja manchmal Blutbäder, die nicht zu beschreiben sind. Später hab ich mir gesagt: Das gehört wohl zur Tagesordnung ... Aber das war auf beiden Seiten ... Und die Reaktion auf unserer Seite – so hat man gehört: für einen Deutschen wurden gleich 20 Russen umgelegt... Geseh'n hab ich das alles nicht...

Frage: Jedenfalls hatte das mit dem ritterlichen Krieg nichts mehr zu tun, von dem vorher die Rede war...

H. Hampel: Es war ja Mord! Es war ja Mord! In Kiew hab' ich das das erstmal erlebt... keine Massaker, aber – wie tatsächlich Juden aus den Häusern getrieben wurden ... Ich bin in viele Wohnungen noch reingegangen, weil man Zeit hatte... Also – da waren dauernd Signale und Tüt-tüt-tüt-tüt... Also da war die SS unterwegs und hat die Juden aus den Wohnungen geholt.

W. Reith, Pensionierter Lehrer aus Hessen, im Osten zuletzt als Hauptmann: Ich sprach mal mit'm Feldkommandanten – in Dünaburg² war das. Der hat geschimpft und gesagt,

ich soll Flughallen hauen, und meine Handwerker – das sind doch alles Juden ... Die nehmen sie mir alle weg!

Da hab ich eigentlich zum erstenmal gesehen, was Nationalsozialismus da angerichtet hat! Bei den Lagern in Dünahurg und...

Frage: Ich meine, das haben ja nun viele gesehen ... Viele Soldaten haben gesehen, was da läuft?

Reith: Das haben die andern auch gesehen ... Vielleicht nicht die, die grad an der Front waren ... Aber die dahinter waren ...

Frage: War das ein gewisser Schock?

Reith: Ja, das war'n Schock! Ich bin damals in Urlaub gekommen – das weiss ich heute noch – da hab' ich gesagt: Was wir in Russland machen, ist eine Kulturschande! Das war unmöglich.

Frage: Mit welchem Gefühl ist man nun an die Front zurückgefahren, wenn man inzwischen zu der Überzeugung kam, da werden Verbrechen begangen im Namen des Deutschen Volkes – und ich muss weiter mein Leben dafür einsetzen?

Reith: Da ist schwer 'ne Antwort drauf zu geben. Da hat man zwei Gefühle gehabt, nicht! Das eine: Du musst deine Pflicht tun. Und das andere: Wie soll das enden?

Eines der zahlreichen Massaker schildert der inzwischen (1980) verstorbene frühere Generalstabsoffizier Rudolf-Christoph Frhr. v. Gersdorff in seinem Buch «Soldat im Untergang»?

Der Leiter einer Einsatzgruppe, die das Getto von Borissow bewachte, war auf Urlaub gegangen. Sein Vertreter ordnete die Liquidierung an. Zu Hunderten nackt in Gruben getrieben, die sie selbst ausgehoben hatten, wurden die Juden von lettischen SS-Leuten mit Maschinengewehren erschossen.

Von Gersdorff schreibt:

«Ein SS-Mann war beobachtet worden, wie er Säuglinge an den Beinen hochhob, mit der Pistole in den Kopf schoss und dann in die Grube warf. Auch einzelne Soldaten der Luftwaffe, die aus Neugier vom nahegelegenen Flugplatz dazu gekommen waren, waren von einem Blut-

rausch erfasst worden und schossen auf die in den Gruben zusammengetriebenen Juden . . .»

Am 13. April 1943 schickt ein Mitarbeiter des Grossdeutschen Rundfunks – einer Propaganda-Kompanie – diesen Stimmungsbericht in die Heimat:

«Russischer Frühling . . . Der Frühling steht blank und stark über der hellen Landschaft. . . Nicht eine Wolke ist am glitzernden Firmament. Man fährt in die Landschaft hinaus, der strahlenden Sonne entgegen (. . .)

Die Morgensonne steht über dem Land, das friedlich und unberührt erscheint. Der strahlende und blinkende Frühlingsvormittag nimmt alles in seine sonnenwarme Umarmung . . . Überall, wohin die Sonne zu dringen vermag, liegen ihre Strahlen mit blendender Dichte . . . Man fühlt den gedämpften Abglanz des kommenden Sommers . . .

Höher steigt die Sonne in ihrer Bahn, von allen Abhängen herab läuft nun das Schneewasser in tausend kleinen Bächen und Millionen glitzernden Silberstreifen. Die Steppe erstrahlt in fast überirdischem Glanz.

Ab und zu erzittert die Atmosphäre von fernem Geschützdonner. Sonst erinnert nichts an den Krieg. Früh kommt die schöne Dämmerung des Frühlingsabends . . . Die Landschaft wird langsam durch die Dunkelheit verhüllt, die Sterne flammen am dunkelblauen Himmel auf, und das melodische Brausen der fernen Wälder scheint die Seele in Ruhe zu wiegen (. . .)

Man erwacht gleichsam beim Brausen des Frühlings, wenn die Sonne morgens in den schmutzigen Raum der Hütte dringt (. . .)

Wie ekelt einen doch vor all dem . . . dem Russenknaben, der einen Becher dünne Suppe trinkt, in die er seine schmutzigen Finger steckt; vor dem Russenmädchen, das zum Kochen das Wasser aus den Pfützen der Strasse holt; vor dem Geruch des Schmutzigen, der sich in die Kleider legt... Es treibt einen in den Frühling hinaus ... Es ist, als überschreite man die Grenze in eine neue Welt. . . von unermesslicher Schönheit. . .»

Ludwig Müller aus Frankfurt/M., Wehrmachtsfun-

ker: Schon damals fiel mir auf, dass fast jeder Soldat – der ja auf Schiessen, Schlachten, Töten spezialisiert war – Tränen der Rührung vergiessen konnte, wenn jemand ein Lied zur Gitarre vortrug, oder ein Goethegedicht. Als Gefreiter war ich noch Putzer bei einem Führungsoffizier.⁴ Ein gescheiter Mann ...

Morgens um fünf liess er sich immer wecken. Dann las er seinen Eichendorff oder Matthias Claudius —

Reith: Ja ... Also wir lagen da in Stellung und da konnte man die Gebäude des Lagers Dünaburg sehen, wo die Juden drin waren. Und die kamen am Tag raus und mussten sich da in der Düna baden ... Und mussten dann wieder zurück ...

Nun war aber bekannt, dass da jede Nacht so-und-so-viele rausgeführt wurden und wurden erschossen ... Das hat sich so rumgesprochen... Soldaten sind ja auch nicht grad auf den Kopf gefallen, die seh'n ja auch was ... Und da weiss ich, dass da sogar Leute rausgegangen sind und haben da zugeguckt!

Und von diesem Lager konnten wir auch Leute bekommen, die uns das Quartier sauber machten ... Die Soldaten haben sich Wäsche waschen lassen von denen und so weiter... Die Mädchen und Frauen sprachen ja auch davon – dass jede Nacht so-und-so-viele verlegt würden und die nie mehr wiederkämen... Wir sind verloren, haben die gesagt... Ach ne ... also ...

Und da kam mal eine von denen, war noch 'n Mädchen, zu mir und bat mich, ob ich ihr 'ne Bescheinigung für ihren Vater ausstellen wollte – dass der doch auch mal 'rauskäme. Sag' ich: Ja, was will denn der hier machen? – Och, der würde Ihnen einen Ofen bauen! – Sag' ich: Ist der Ofenbauer? – Ja! – Sag' ich: Gut, machen wir! –

Und da hab' ich ihr 'ne Bescheinigung geschrieben ... den andern Tag kam der und hat angefangen, mir in meine Unterkunft einen Ofen zu bauen ...

Ich hab' mir in dem kalten Winter dann von einem anderen 'n paar Stiefel machen lassen, aus Filz! Ich hab nicht gefroren! Die hat der noch ganz schnell gemacht...

In Kiew spielen sie «Carmen». Die «Deutsche Wehrmachtsbuchhandlung» ist gut sortiert – Goethe, Jünger, Joseph Freiherr von Eichendorff. Schon um fünf erhebt sich der Führungsoffizier, nimmt einen Band Gedichte von Matthias Claudius und geht zum Ufer des Dnjepr . . .

Anmerkungen

- 1 Aus Gesprächen für die Rundfunk-Sendereihe «Soldaten ...» (a.a.O.)
- 2 Stadt an der Düna im früheren Lettland.
- 3 R. Chr. Frhr. v. Gersdorff, «Soldat im Untergang», Frankfurt a. M. – Berlin – Wien 1977.
- 4 Militärischer Vorgesetzter, der für die ideologische Ausrichtung der Truppe verantwortlich war; in gewisser Weise den Politkommissaren der Roten Armee vergleichbar.



Marija Maximenko 1942 und heute

Die Glocken von Khatyn

Maria Maximenko: Es war 1943. Ich war 17 Jahre alt. Nach langen Märschen kamen wir zu einer Waldlichtung. Auf der Waldlichtung hatte ein Dorf gestanden. Alle Hütten waren verbrannt. Nur die Schornsteine standen noch.

Überall verbrannte und verweste Körper.

Unser Kommandeur liess anhalten. Er sagte: Seht Euch das gut an! Diese Tiere ...

Eigentlich gab es fast nur noch Knochen. Grosse – und auch ganz kleine. Sie lagen überall herum. Man kann das nicht schildern. Man muss es gesehen haben ...

39 Jahre später . . .

An einem strahlend-schönen Wintertag fahre ich zu jener Stelle in den bjelorussischen Wäldern, die Maria Maximenko nie vergessen wird: Khatyn¹, 50 Kilometer nördlich Minsk.

Auf der Landstrasse herrscht starker Lastwagenverkehr. Meine Begleiterin von Intourist, der staatlichen Fremdenverkehrs-Organisation, eine frühere Lehrerin, redet von der technischen Entwicklung auf dem Land; von neuen Dörfern, die an Stelle der weit verstreuten Einzelhöfe entstehen; vom besseren Leben der Kolchosbauern; von den schweren Kriegsschäden, die noch immer nicht ganz überwunden sind: Minsk (heute 1'360'000 Einwohner) war zu 83 Prozent zerstört, im Zentrum zu 90 Prozent; 209 der 270 bjelorussischen Städte völlig zerstört; über drei Millionen obdachlos – die Hälfte der bjelorussischen Bevölkerung . . .

Der Schnee funkelt auf den Bäumen, auf den Wegen, auf den Gedenksteinen für die 600 verbrannten Dörfer Bjeloruslands.² Für tausende Besucher täglich ist Khatyn ein Wallfahrtsort der Trauer. Über die früheren Dorfgassen, deren Verlauf mit sparsamen Mitteln angedeutet ist, bewegen sich lange Züge schweigender Menschen. Viele haben tränennasse Gesichter.

Ich muss an meine Geschichtslehrer denken, an diese längst pensionierten oder begrabenen biederen Jahreszahlen-Buchhalter, was wussten sie von den Verbrechen?

Warum erzählten sie uns nichts davon?

Fremdenführerin: Am 22. März 1943 wurden alle Einwohner des Dorfes Khatyn – 149 Leute lebten dort zu dieser Zeit, alle erwachsenen Männer waren an der Front – aus ihren Hütten getrieben, von 300 SS-Leuten, Soldaten ... Waffen-SS ...

Die Kranken wurden aus ihren Betten geprügelt, mit Gewehrkolben ... Ältere Menschen über 70, Frauen mit kleinen Kindern, alle Einwohner dieses Dorfes – unter ihnen 76 Kinder – wurden zu einer Kolchos-Scheune gejagt. Die Scheune wurde mit Stroh umgeben, das Stroh mit Benzin übergossen und angezündet.

Als sich die Menschen dessen bewusst wurden, dass sie lebendig verbrannt werden sollten, begannen sie zu schreien, zu weinen. Sie

versuchten auch, die Tür einzuschlagen; einige versuchten zu flüchten – aber sie wurden niedergeschossen.

Und als die Menschen aus den naheliegenden Dörfern zu dieser Brandstätte kamen, wurden auch alle Häuser des Dorfes Khatyn in Brand gesteckt.

Hier sind symbolische Worte der verbrannten Menschen eingemeißelt: «Liebe Mitmenschen! Vergesst nicht: Wir haben das Leben, unsere Heimat, unsere Lieben sehr geliebt. Wir sind alle lebendig verbrannt. Unsere Bitte an Sie: Möge sich ihre Trauer in Mut verwandeln, damit Sie den ewigen Frieden auf der Erde erhalten; damit nie und nirgends wieder ein Leben im Feuer stirbt...!»

Von Khatyn stehen nur noch Schornsteine, nachgebildet in Beton. An jedem Schornstein eine Glocke . . . schlägt. . . und schlägt. . .

Rückfahrt nach Minsk . . . Ich höre mir verwundert zu, wie ich das Schweigen meiner Geschichtslehrer vor beinahe 25 Jahren wortreich zu erklären versuche; höre mich von «Verdrängung» reden; von ihrer Angst, der Wahrheit ins Gesicht zu sehen, die «eigenen» Soldaten, die ganze «eigene» Generation mit Mördern in eine Reihe stellen zu müssen.

Die junge Begleiterin nickt schweigend, ohne mich anzusehen . . .

Anmerkungen

1 Nicht zu verwechseln mit dem Ort Katyn bei Smolensk, wo 1943 die Massengräber tausender polnischer Offiziere entdeckt wurden. Die Frage, ob die Deutschen (Herbst 1941) oder die Russen (Frühjahr 1940) den dortigen Massenmord begangen haben, wird in der Geschichtsschreibung nach wie vor unterschiedlich beantwortet.

2 Im Ganzen wurden 9'200 bjelorusische Dörfer durch Kriegseinwirkung zerstört. Jeder vierte Einwohner der Republik kam ums Leben, insgesamt 2'200'000 Menschen. 186 Dörfer sind von der Landkarte Bjeloruslands völlig verschwunden. Alexander Werth («Russland im Krieg», a.a.O.): «Wenn es ein Oradour in Frankreich und ein Lidice in der Tschechoslowakei gab, so gab es hunderte solcher Orte der Heimsuchung in der Sowjetunion ...» – «Wollte man sich (...) mit diesen Vorgängen im Detail beschäftigen, geriete man in Gefahr, ein Buch von geradezu unmöglichen Ausmassen schreiben zu müssen (...) Vor dem Internationalen Militärgerichtshof in Nürnberg wurde eine Reihe von Verbrechen und Grausamkeiten zwar wiederholt, aber keineswegs erschöpfend behandelt, und allein die Verhandlung über diese «ausgewähltem Verbrechen nimmt einen grossen Teil der zweiundzwanzig Bände umfassenden offiziellen Sitzungsprotokolle in Anspruch ...»

Von Weitem sah ich zu, wie sie erschossen wurden

Die dänische Regierung ist (1943) zurückgetreten. Die Deutschen verwalten das Land, mit einem «Reichsbevollmächtigten» an der Spitze.

Die «grünen» deutschen Landser auf den Strassen sind nicht mehr korrekt und nicht mehr höflich.

Keine Platzkonzerte mehr.

Mit den schwarzen Uniformen der SS, den Ledermänteln der Gestapo kam die Angst.

Kate Fleuron: Die Verhaftung fand in der Nacht vom 2. zum 3. September 1944 statt. Zu diesem Zeitpunkt war ich schon untergetaucht. Ich wohnte nicht mehr in meinem Haus am Graubrüdermarkt, sondern – zusammen mit Age Schoch – in einer kleinen illegalen Wohnung auf Frederiksberg. Schoch hatte engen Kontakt zu einem britischen Fallschirmmann, der uns oft besuchte. Er wurde eines Tages festgenommen. Und er hat alles erzählt...

Er kam zusammen mit den Gestapo-Beamten, die uns abholten; er war dazu gezwungen worden.

Sie kamen morgens um vier. Die Deutschen hatten Maschinenpistolen. Sie drängten mich damit ins Zimmer, und während ich mich anziehen musste, standen sie dicht um mich herum ...

Es gelang mir, einem dänischen Polizisten, der zum Tross gehörte, einige Nachrichten ins Ohr zu flüstern. Die Kameraden sollten wissen, wer festgenommen worden war, damit sie einander warnen konnten; in den Widerstandsblättern wurden solche Nachrichten verbreitet.

Sie brachten uns zum Verhör ins Shellhaus, mitten in Kopenhagen. Das war die Gestapozentrale.

Schoch und ich wurden getrennt.

Wir waren früh am Morgen angekommen; die Verhöre dauerten Tag und Nacht und bis zum nächsten Abend.

Einmal sah ich Schoch im Vorübergehen und bemerkte, dass sein Kinn blutig war.

In der folgenden Nacht wurde ich, mit Handschellen, ins Westgefängnis überführt und kam mit dem englischen Fallschirmmann in

eine Zelle. Ich hatte nicht den Eindruck, dass sie ihn gefoltert hatten. Trotzdem hatte er ausgepackt...

Am 16. September 1944 ruft der Freiheitsrat den Generalstreik aus. In der Hauptstadt Barrikaden. Wohnungen und Geschäfte nazifreundlicher Dänen werden verwüstet. Frauen, die mit Besatzungssoldaten liiert sind, werden – mit Hakenkreuzen beschmiert – durch die Strassen getrieben.

Eine Woche dauert der Aufruhr. Dann schlägt die Besatzungsmacht zurück. Sie jagt Baudenkmale in die Luft; entwarfnet die dänische Polizei, die sich am Auf stand beteiligt hatte; verhaftet und deportiert.

Kate Fleuron: Ich sass also im Westgefängnis und wurde regelmässig zum Verhör ins Shellhaus geführt. In meiner Schublade hatten sie 10'000 Kronen gefunden, die dänischen Fallschirmspringern – ausgebildet vom SOE in London – zum Lebensunterhalt und für Propagandazwecke dienen sollten. Im Verhör gab ich an, als Geldkurier für die Untergrundpresse fungiert zu haben, was weniger gefährlich war, als Kontakte zu alliierten Stellen zuzugeben.

Im Westgefängnis sass ich meist in Einzelhaft. So kam mir die Verlegung in das «Polizei gefangenenlager» Froslev Ende November 1944 wie eine Erlösung vor. Dort waren Kameradinnen, mit denen ich reden konnte.

Froslev war ein dänisches KZ, dicht an der deutschen Grenze. Es war für 1'500 Gefangene gebaut worden, aber als wir hinkamen, waren schon an die 3'000 dort.

Wir hausten in Baracken, acht bis zwölf in einem Raum, und der Wind pfiß durch die Ritzen in den dünnen Holzwänden.

Wir wurden von Deutschen bewacht – Soldaten und Gestapo. Ringsum Stacheldraht, Wachttürme, Minenfeld.

Kurz vor unserer Ankunft war ein Transport nach Deutschland abgegangen. Bald würden auch wir an die Reihe kommen. Wir wussten damals noch nicht, was die Verschleppten in Deutschland erwartete. Das erfuhren wir erst nach und nach.

Manchmal, selten, kamen Leute zurück und erzählten von ihrem Aufenthalt in deutschen Konzentrationslagern. Meist waren sie nur auf der Durchreise, zu neuen Verhören in Kopenhagen.

Schon nach einem Monat Abwesenheit konnten wir manche kaum noch erkennen ..¹

Renée Adelbert: 1944 holten sie meinen Mann. Einer kam hinter ihm in den Laden und fragte, wo die Präfektur sei. Auguste sollte ihn begleiten. Und als sie zur Tür 'rausgehen, drückt er ihm den Revolver in den Rücken ...

Mein Mann hatte sich die Flucht in den Maquis genau überlegt. Hundertmal hatten wir alles durchgesprochen. Die falschen Papiere – alles lag bereit. Wir waren darauf vorbereitet, dass sie nachts kämen oder spät am Abend; oder dass sie, wie sie es gewöhnlich taten, sehr früh morgens an unsere Tür hämmern würden ...

Und als es dann mitten am Tag passierte, konnten wir nichts mehr tun.

Auguste ist nicht denunziert worden. Er starb wahrscheinlich durch den Leichtsinn einiger Kameraden ...

Damals half er bei der Flugsicherung; das heisst, sie lenkten die alliierten Flugzeuge zu den Abwurfstellen und brachten die abgeworfenen Waffen in Sicherheit. Sie schleppten sie auf schmalen Trampelpfaden – manchmal auch tags, vor aller Augen – zu ihrem Depot in einem ehemaligen Bergwerk.



Renée Adelbert heute und ein Bild ihres Mannes Auguste

Einige Jungs waren darunter, Halbwüchsige, die wollten auch mal ein Maschinengewehr in die Hand nehmen. Das ist wohl ein besonders schönes Gefühl – wenn man den Krieg nicht kennt.

Im Bergwerk veranstalteten sie ein Übungsschiessen.

Sie wurden entdeckt, verhaftet, einer hatte ein Notizbuch bei sich – da standen alle Namen drin. Er konnte sie wahrscheinlich nicht im Kopf behalten ... Voilà!

Sie brachten Auguste in ein Hotel in Vivier. Die Gefängnisse waren überfüllt.

Da sass ich nun mit meinen vier Kindern!

Die Zeit verging ...

Eines Tages wurde ich selbst vorgeladen. Ich ahnte gleich, worum es ging. Als ich einmal gerade mit unserer Bäckerfrau gesprochen hatte – ihr Mann war Kriegsgefangener in Deutschland – kam eine andere in den Laden und erzählte voll Stolz, *ihr* Mann habe sich freiwillig zur deutschen Luftwaffe gemeldet.

Mir ist der Kragen geplatzt: «Das wagen Sie hier auch noch laut zu sagen...?» Ich war wohl sehr unbeherrscht. Die Frau wurde krebsrot; ist auf der Stelle zur Kommandantur gerannt.

Sie wollten mir Spionage anhängen. Darauf stand natürlich Todesstrafe.

Aber zu diesem Zeitpunkt – Auguste wurde im April 44 festgenommen – waren die Deutschen schon etwas nervös. Ich kam vor Gericht, als die Uhr für die Besatzer fast schon abgelaufen war. Ich wurde zwei Monate verbannt; zwei Monate lang durfte ich mich in der Ardèche und im Departement Drôme nicht blicken lassen. Und das nur, weil ich in einem Laden meine Meinung gesagt hatte ...

Laura Micol. Eines Abends, als ich von der Arbeit kam, traf ich eine Frau aus Pomaretto ...

«Lauf schnell zur Kaserne», sagte sie. «Man hat schon den Pfarrer gerufen!» –

Die Brüder Genere waren als Geiseln verhaftet worden. Da war ein Partisanenüberfall gewesen, unten in der Ebene, weit weg. Es hatte Tote und Verwundete gegeben, und die Deutschen wollten ein Exempel statuieren.

Als ich zur Kaserne kam, fuhr gerade das Lastauto weg. Ich habe sie erkannt. Und konnte nichts tun. Ich folgte dem Auto. Es fuhr bis zur Ponte Chisone – das ist eine Brücke, die zum Val Pellice führt.

Und von weitem sah ich zu, wie sie erschossen wurden.

Als die Deutschen weg waren, ging ich hin. Da war ich ganz allein mit ihnen ...

An diesem Tag wurden 28 Partisanen umgebracht – 7 in Ponte Chisone, 3 am Bahnhof von Pinerolo, 3 in San Germano, 3 in Porte, 3 in Vilar und 9 an anderen Orten.

Einige Frauen und Männer holten am nächsten Tag die Leichen und legten sie auf den Friedhof von Pinerolo.

Die Mütter durften sie dort identifizieren ...

Begräbnisse.

In Lauras Jugendalbum sind viele Bilder von Begräbnissen. Die Jungen mit Gewehr, die Mädchen mit Blumen und Kränzen – militärisch angetreten hinter aufgereihten Särgen.

Pfarrer – Messdiener – und Mütter, schwarz verschleiert, die man zu Gräbern führt. . .

Viola Lageard: Ich erinnere mich an die Mutter eines 15jährigen Jungen, den sie erschossen hatten. Sie war schon Witwe; hatte nur noch diesen Sohn ...

Sie klammerte sich an den Gedanken, dass das Opfer ihres Sohnes für den Erfolg des Widerstandskampfes sehr wichtig, ja entscheidend gewesen war.

Arme Frau! Zum Glück dachten viele junge Leute daran, sie zu besuchen.

Wenn man überlegt, wie viele Opfer sinnlos waren ...

Renée Adelbert: Sie sind doch tatsächlich gekommen, die Leute vom Maquis ... Eines Abends kamen sie – zwei Mann – und sagten: Wir holen Auguste raus aus dem Hotel Potier!

Ich sage: Das könnt ihr nicht machen! Sie bringen euch um! Und wenn ihr ihn tatsächlich rausholt, sind die Leute von Vivier dran! Sie werden so-und-so-viele Geiseln nehmen!

Hören Sie – das ist etwas Furchtbares!

Das sind Momente – ich spreche nicht oft davon ... Ich bin die ganze Nacht um den Tisch herumgelaufen – hab' ich das Recht, dem Maquis zu sagen: Holt ihn, rettet meinen Mann ...?

Den Leichnam haben sie dann aus der Rhone gefischt. Wir erkannten ihn an einer kleinen Steuermarke in seinem Arbeitsanzug.

Solche Plaketten waren damals an den Fahrrädern befestigt. Aber weil das Fahrrad von allen aus dem Maquis benutzt wurde, hatte er die Marke abgemacht.

Ohne das Stückchen Metall hätte ich nie erfahren, wie er gestorben ist. Er hatte schon so lange im Wasser gelegen, dass er kaum noch zu erkennen war ...

Sieben von uns wurden damals erschossen. Die anderen Leichen sind nie mehr aufgetaucht. –

37 Jahre ist das her... Man vergisst nie! Und ich versichere Ihnen, dass ich die Deutschen ... nicht mag!

Meine Tochter sagt immer: Alle können doch nicht schuld sein. Sie sagt: Sprich' mit den jungen Leuten, die gegen die Nazis sind! – Aber es geht nicht. Es ist einfach zu viel. Die Abneigung ist stärker als ich ...

Wenn wir zum Beispiel Camping machen, und ich sehe eine Gruppe Deutscher, geh' ich weit weg ... Ich kann die Sprache nicht mehr hören.

Neulich standen welche bei uns auf dem Bürgersteig. Wie eine Furie bin ich aus dem Haus gefahren: War es nicht genug, dass ihr hier jahrelang deutsch geredet habt? Kommt ihr noch immer, um uns damit zu quälen? Haut bloss ab!

Viel hat nicht gefehlt, und ich hätte ihnen was an den Kopf geworfen ...²

Ja, ich weiss – das Volk will den Krieg nicht... Ja, es gibt Unterschiede zwischen *den* Deutschen und den Nazis ... Ich weiss das alles.

Aber man hat immer so ein ... Misstrauen! (Lacht)

Anmerkungen

¹ Am 24. April 1945 wurde Kate Fleuron aus Froslev entlassen. Ein höherer deutscher Beamter in der Gefängnisverwaltung wollte sich durch grosszügige Gesten beim dänischen Widerstand beliebt machen; das Kriegsende stand ja unmittelbar bevor. So konnte Kate Fleuron noch an einer der letzten Redaktionskonferenzen des illegalen «Frit Denmark» teilnehmen.

Ihr Mann Aage Schoch überlebte mit knapper Not den Befreiungsangriff auf das Gestapogefängnis im Shellhaus. Da die gefangenen Widerstandskämpfer in den oberen Stockwerken inhaftiert waren, unternahm englische Bomber einen Präzisionsangriff, der seitlich die Gestapo-Büros und -Archive in den unteren Etagen traf. Dabei stürzte ein Flugzeug auf die nahegelegene Schule. 88 Kinder und 24 Erwachsene

kamen um. – Auch Villy Andreassen war verhaftet worden und verbrachte längere Zeit in dänisch-deutschen Gefängnissen. –

Die Opfer des dänischen Widerstandes (nach Kühnrich, a.a.O.): «112 Patrioten wurden hingerichtet, 115 kamen in Konzentrationslagern ums Leben, 815 wurden bei Streiks, Sabotageakten u.a. getötet, 172 fielen bei Zusammenstößen mit den Okkupanten».

2 Ihre Wutausbrüche scheinen im Ort bekannt zu sein. Man versuchte, mir das Interview auszureden (aus Sorge um den Fremdenverkehr? Wegen der «jumelage», der Partnerschaft mit einer deutschen Stadt?). Der Leiter des Versorgungsamtes, der sich auch um Witwen umgebrachter Résistants kümmert, ruderte beschwörend mit den Armen: «Sie ist eine arme, kranke Frau .. . vom Leben erschöpft. Sie wirft alles durcheinander. Und was soll sie schon zu sagen haben?»

Nie mehr die Marseillaise . . .

Auf dem Weg ins Lager

Zette Gomme: Wir wurden gemeinsam verhaftet, mein Verlobter und ich. In Lyon waren wir mit einer jungen Frau verabredet...

Ein Auto hielt, drei Männer – Franzosen – sprangen heraus. Sie hatten Revolver. Sie zerrten uns in das Auto und brachten uns zur Gestapo-Zentrale ...

Auch dort waren Franzosen – französische Gestapo. Es gab eine französische Gestapo. Das müssen wir festhalten!

Man hat uns abwechselnd verhört. Auf den Protokollen stand «Terroriste» ...

Dann wurden wir getrennt.

Ich war 19 Jahre alt und ziemlich naiv. Vom Leben wenig Ahnung. Eine deutsche Frau, sehr streng, mit einer sehr lauten Stimme, schrie und stiess uns herum.

Wir Frauen mussten uns nackt ausziehen. Das stellt einen auf die Probe ... sich nackt auszuziehen, vor allen Leuten! Wenn man es nicht freiwillig tut, ist es sehr erniedrigend.

Ganz nackt mussten wir in die Luft springen und dabei die Beine spreizen. Es war scheusslich. Erst später haben sie mir erzählt, dass man da etwas verstecken kann, Dokumente ...

Lastautos brachten uns zum Militärgefängnis Montluc, das mit Widerstandskämpfern überfüllt war.

In der Zelle – zwei mal zwei Meter – war ich die Neunte. Wir waren neun Frauen.

Es war eng, es roch schlecht, es gab Wanzen.

Mir war zum Heulen, aber ich nahm mich zusammen. Ich wollte tapfer aussehen – wie eine echte Résistante.

Mit meiner ganzen Naivität begann ich drauflos zu erzählen – alle guten Nachrichten, die ich kannte; von der alliierten Landung in der Normandie, von den Erfolgen der Amerikaner; dass sie schon dort-und-dort kämpften ...

Erst hielten sie mich für einen Spitzel («mouton»), für eine Provokateurin. Aber ich konnte sie von meiner Harmlosigkeit schnell überzeugen.

Eine Frau war in der Zelle, 35 oder 40 Jahre alt, ein bisschen einfältig – die sang immer. Sie trug ein Korsett.

Ich hatte noch nie ein Korsett gesehen, das von den Schenkeln bis zur Brust anlag.

Es war warm, damals – Juli, und niemand wollte sich neben sie legen. Also hab' ich mich neben sie gelegt. Für sie war ich wie ein Kind...

Manchmal wurde eine von uns zum Verhör geholt. Wir anderen saßen schweigend in der Zelle und warteten. Ich erinnere mich an eine junge Frau; die kam ganz verstört zurück, mit zerfetzten Kleidern. Sie hatten ihr die Brust, die Hände verbrannt. Sie weinte vor sich hin, sie verstand nichts; sie sagte immer wieder: «Aber warum machen sie das?» Man schickte sogar einen Priester, um sie zu beruhigen ...

Und ich dachte die ganze Zeit: heute ... oder morgen wird dir daselbe passieren! Niemand weiss vorher, ob er das durchhalten kann.

Ich wurde zweimal aufgerufen, aber ich wurde niemals mehr verhört. Meinen Verlobten sah ich noch einmal, auf dem Gang zwischen den Kellern. Er trug Handschellen. Das war ein ... bizarrer Anblick. Handschellen kannte ich nur aus dem Kino, an Schwerverbrechen. –

Mont Luc ... Ich denke an die Frau, die jeden Abend um dieselbe Zeit ihrem Mann ein schönes Lied sang – er sass in einem anderen Gefängnisstrakt – und an die Stille, die dann eintrat. Alle hörten ihr zu...

Ich denke an die Angst, die ich um Vater hatte, und die mich niemals verliess. Ich hatte Angst, dass sie ihm auf die Spur kommen könnten; dass er versuchen könnte, mich zu finden, und dabei unvorsichtig würde. –

Eines Tages wurden wir zur Deportation aufgerufen. Die einfältige Frau, die mit ein paar anderen zurückblieb, weinte schrecklich; sie fühlte sich verlassen, ohne ihr Kind ...

Wir wussten von der Existenz der Konzentrationslager, aber wir konnten uns nichts wirklich darunter vorstellen. Ich war fast erleichtert, das Gestapo-Gefängnis zu verlassen. Ich dachte, das Schlimmste sei nun vorüber.

Die Abfahrt von Mont Luc werde ich niemals vergessen. Alle Frauen waren auf dem Hof versammelt, und eine schlug vor, den Zurückbleibenden zum Abschied die Marseillaise zu singen. Wir stimmten also die Marseillaise an ...

Die Deutschen fingen sofort an, mit Gewehrkolben zu stossen, uns zu schlagen; sie bildeten eine Gasse und trieben uns fluchend einehinter-der-anderen in die Lastwagen. Wir sangen aus vollem Herzen.

Nie habe ich soviel in dieses Lied hineingelegt, und seit jenem Abschied in Lyon habe ich die Marseillaise auch nie mehr gesungen. Ich kann sie nicht mehr singen – aus, es geht nicht mehr ...!

Auf einem Bahnhof verluden sie uns in Viehwaggons. Wieder war es eng und viel zu warm. Wir hatten nichts zu trinken. Als Toilette gab es für alle nur einen einzigen Eimer. Mit einer Büchse, die wir durch ein Loch in der Waggonwand hielten, fingen wir unterwegs Regenwasser auf – für den ärgsten Durst. Jeder konnte nur einen Schluck nehmen.

Vorgeschichten (V)

Margarete Schütte-Lihotzky



Margarete Schütte-Lihotzky 1939

Ich besuche die Architektin Margarete Schütte-Lihotzky in ihrer Wohnung in der Wiener Franzensgasse. Sie ist Vorstandsmitglied im österreichischen Friedensrat, war 20 Jahre lang Präsidentin des «Bundes demokratischer Frauen Österreichs», hat in Wien antifaschistische Stadtrundfahrten arrangiert, war/ist bei allen Demonstrationen gegen Neofaschismus und Aufrüstung vorn . . .

Zum ersten Mal sah ich die energische alte Dame in einem Fernsehfilm über fortschrittlichen Wohnungs- und Siedlungsbau in den zwanziger Jahren. Damals gehörte sie zum Team des Frankfurter Baustadtrats Ernst May; sie bauten grosse Arbeitersiedlungen. 1930 ging die junge Architektin mit der Gruppe May in die Sowjetunion. Im Rahmen des ersten Fünfjahres-Planes, der vor allem dem Ausbau der Schwerindustrie

galt, wurden an vielen Orten ganz neue Gemeinwesen aus dem Boden gestampft – Magnetogorsk, Kusnezsk . . .

Bei der Gestaltung der Infrastruktur halfen ausländische Fachleute. Margarete Schütte-Lihotzky hatte sich auf den Bau von Kinderheimen spezialisiert, ihr Mann, der Kölner Architekt Wilhelm Schütte, war Experte für Schulbauten.

Margarete Schütte-Lihotzky: Nach sieben Jahren Sowjetunion, 1937, liefen unsere Pässe ab, und die deutsche Botschaft wollte sie nur noch für ein halbes Jahr verlängern; auch wurde der Geltungsbereich auf Deutschland und die Sowjetunion eingeschränkt. Krieg lag in der Luft. Bei Kriegsausbruch hätten wir keine andere Wahl gehabt, als nach Nazi-Deutschland auszureisen ...

Über Paris und London, wo sich für beide keine Berufsperspektiven abzeichnen, reist das Ehepaar Schütte im August 1938 nach Istanbul. Bruno Taut, der berühmte deutsche Baumeister, hat ihnen Arbeitsmöglichkeiten an der «Akadémie des Beaux Art» verschafft.

Ein halbes Jahr zuvor, am 12. März, war Österreich von deutschen Truppen besetzt – offiziell: «heimgeholt» – worden . . .

Margarete Schütte-Lihotzky: Es war natürlich eine Okkupation – auch wenn sich ein grosser Teil meiner Landsleute schon vor dem März 38 fanatisch zum Nationalsozialismus bekannte. Der Begriff einer österreichischen Nation war im Volk kaum verankert. Die Sprache, die Gemeinsamkeiten der Kultur gaben vielen Österreichern das Gefühl, eigentlich Deutsche zu sein.

Dabei hatten die österreichischen Obernazi oft slawische Namen wie «Glubotschnik» ...

Nazipropagandisten behaupteten auch, Österreich allein sei gar nicht lebensfähig. Ich nannte das die «Armutskerltheorie». Wir waren gar keine solchen «Armutskerln», wir hatten Kohle, Eisen; mehr Getreide als die Schweiz. Das heutige Österreich beweist ja auch seine Lebensfähigkeit. Nur die beiden Weltkriege haben uns so arm gemacht!

Ja, es war eine Okkupation, 1939! Und wenn Hunderttausende auf der Wiener Ringstrasse jubelten – die vielen, die an die-

sem Tag zu Haus blieben und heulten, wurden ja nicht gezählt ...

Der österreichische Architekt Herbert Eichholzer, der zunächst nach Paris emigriert war, gründet eine Auslandsgruppe der Kommunistischen Partei Österreichs in der Türkei; sie soll den innerösterreichischen Widerstand gegen das aufgezwungene Nazi-System unterstützen . . ?

Margarete Schütte-Lihotzky: Endlich hatte ich Zeit, mich politisch-theoretisch weiterzubilden, zu lesen, zu lernen.

Erst 1939, in der Türkei, trat ich der illegalen österreichischen KP bei. Im Auftrag der Gruppe Eichholzer verliess ich Istanbul am Weihnachtsabend 1940 mit dem Orientexpress. Via Zagreb reiste ich nach Wien.

«Wenn der Nationalsozialismus eines Tages gestürzt wird», hatte mein Mann noch in Moskau gesagt, «müssten wir uns schämen, wenn wir nichts zu seinem Sturz beigetragen hätten». Wir dachten nicht an Weltrevolution ... Wir wollten ein unabhängiges Österreich, und wir kämpften gegen diesen sinnlosen Krieg. Die Nazis mussten verschwinden!

Anmerkung

1 Am 10. und 11. Juni 1944 hatten führende österreichische Kommunisten bei einer geheimen Zusammenkunft «in einer österreichischen Gebirgsgegend» ein Manifest über «Die Wiedergeburt Österreichs» verabschiedet. Darin wird der «Anschluss», der «Österreich aufgezwungen» wurde, als «nicht bestehend und nicht rechtskräftig» bezeichnet. Ziel des Freiheitskampfes müsse «die Errichtung und Sicherung einer freien, unabhängigen, demokratischen österreichischen Volksrepublik» sein. «Die österreichischen Soldaten», heisst es in dem Papier weiter, «kämpfen in den Reihen der Hitlerarmee. Das österreichische Volk in der Heimat arbeitet noch immer für die deutsche Kriegsmaschine. Darin besteht die Verantwortung Österreichs (...) Ein Volk, das wirklich frei sein will, das sich selber achtet und die Achtung anderer Völker beansprucht, kann die Freiheit nicht als Geschenk von aussen abwarten ...» (Die Schrift befindet sich im Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes, Wien).

Hedy, Gretl, Apollonia . . .

Frauen in der Todeszelle

Margarete Schütte-Lihotzky: Meine Hauptaufgabe war, einen Kameraden namens «Gerber» zu warnen. Er war in Gefahr, er musste Österreich so schnell wie möglich verlassen. Ich traf «Gerber» zum ersten Mal am Neujahrstag 1941. Er war blond, Mitte 30, mit strahlenden Augen – ein Mann, der das Leben und die Menschen liebte; das konnte man gleich sehen.

Wir trafen uns elfmal.

Am 22. Januar, einen Tag vor meiner geplanten Abreise, einen Tag vor meinem 44. Geburtstag, waren wir im Café «Viktoria» verabredet. «Gerber» versicherte mir, in zwei, höchstens drei Tagen werde er das Land verlassen, der Grenzübergang sei schon geregelt. Gerade gab er mir einen Zettel mit verschlüsselten Adressen für «Bobby» in Zagreb – da stürzen zwei Männer auf uns los. Ich sehe noch heute ihre starren, ausdruckslosen Gesichter, höre noch ihr aufgeregtes Schnaufen ...

Mit «Gerber» fängt die Gestapo einen der wichtigsten Köpfe im österreichischen Widerstand. Der frühere Metallarbeiter – Erwin Puschmann ist sein eigentlicher Name – hat 1940 eine neue Leitungsspitze der immer wieder zerschlagenen illegalen KP Österreichs aufgebaut – die dritte seit der Annektion.

Schon lange wurde er beobachtet. Ein «Genosse» namens «Ossi», dem er restlos vertraut hat, ist Gestapo-Spitzel; das Café «Viktoria» ist ein Gestapo-Lokal. «Ossi» hat «Gerber» und Schütte-Lihotzky in eine Falle gelockt.

In der Gestapo-Zentrale am Morzinplatz, im früheren Luxus-Hotel «Metropol», werden beide stundenlang verhört. . .

Margarete Schütte-Lihotzky: Wir gingen über eine Freitreppe mit roten Teppichen und wurden gleich getrennt. Erst 18 Monate später, bei der Verhandlung, habe ich Erwin wiedergesehen. Aus dem robusten, sportlichen Arbeitertyp war ein ganz schmaler, zarter Mann geworden. Er konnte nur ganz leise sprechen. Im Verhör hatten sie ihm die Geschlechtsteile zerschlagen ...

Drei Monate verbringt Margarete Schütte-Lihotzky im Polizeigefängnis auf der Rosauerlände, von den Österreichern liebevoll «die Liesl» genannt, weil die Strasse, die vorbei führt, einmal Elisabethpromenade geheissen hatte.

Dann eineinhalb Jahre im Gefängnis Schifferamtsgasse im 2. Bezirk . . .

Margarete Schütte-Lihotzky: Schon wenige Minuten, nachdem der Riegel ins Schloss gefallen war, öffnete sich die Essensklappe einen Spalt breit und eine «Fazi» – das waren die Essenholerinnen, meist jugendliche Gefangene – fragte leise: «Brauchst was?»

– Ich bat sie um Nadel und Faden, und mit dem Essen eine halbe Stunde später kam beides prompt; und dazu noch, zur Begrüssung, eine Flasche Lebertran. Weiss Gott, wo sie den aufgetrieben hatte.

Schon nach einer halben Stunde hatte ich das Gefühl: Du bist hier nicht allein, trotz Einzelhaft.

Bald rief es von irgendwoher: «Du Neue, pass' auf – um vier, wenn der scharfe Hund weg ist, komm' ans Fenster. Dann zeig' ich dir die Stummerlsprache!»

Das Gebäude war ums Eck herumgebaut. So konnten die Gefangenen Kontakt aufnehmen – geräuschlos, mit der Taubstummensprache. Ich hab' sie bald gelernt...

Was mir besonders zu Herzen ging, war unsere Feier am 1. Mai. Ja, wir hatten eine Mai-Feier im Nazi-Gefängnis!

Wenn man das Wasser aus dem Siphon der Klosettbecken entfernte – mit irgendeinem Tuch oder, wenn man ganz fein' raus war, mit einer Klosettbürste –, konnten sich die Häftlinge am gleichen Klosettstrang unterhalten wie in einem grossen Zimmer.

Das Haus hatte vier Stockwerke; jeweils zwei Zellen pro Stockwerk hingen an einem Rohr. So konnten wir Frauen auch den Männern in den beiden unteren Stockwerken – sie alle hatten Todesurteile zu erwarten – in den letzten Wochen und Tagen vor der Hinrichtung noch Mut zusprechen.

An jenem 1. Mai hielt Hedy Urach, meine Nachbarin zur linken, eine sehr schöne Ansprache. Ich erzählte etwas vom Leben der Frauen in der Sowjetunion und zuletzt – während die Mithäftlinge mit dem Ohr «Schmiere standen» – sangen wir gemeinsam die Internationale.

Auch an anderen Klosettrohren fanden an diesem Tag Maifeiern statt...

In ihren «Erinnerungen»¹ berichtet Margarete Schütte-Lihotzky von Frauen, Mitgefangenen, die sie in dieser Zeit erlebt hat. Auszüge:

«Einige Wochen nach Ausbruch des Krieges mit der Sowjetunion war eine Zelle neben mir frei geworden (. . .) Bald knackte leise das Schloss: Eine ‚Neue‘! Es war Hedy Urach.

Sie war fünf Tage vor dem Überfall auf die Sowjetunion verhaftet worden, nun das vierte Mal in ihrem Leben! Kaum war die Türe zu, klopfte es an meine Zellenwand und noch am selben Abend, als eine Kontrolle nicht mehr zu erwarten war, konnten wir miteinander reden. Unsere Zellen waren an dasselbe Klosettrohr angeschlossen (. . .)

Hedy erzählte viel aus ihrem Leben. Sie stammte aus einer Arbeiterfamilie. Schon ihr Vater war bekannter Kommunist. Als Kind kam sie zur Organisation ‚Kinderfreunde‘. Sie lernte gut und hätte gern weitergelernt, aber das Geld reichte nicht aus. So wurde sie Schneiderin.

Damals trat sie dem Kommunistischen Jugendverband bei. Es kam die Krise, sie wurde arbeitslos. Bald widmete sie sich ganz der Parteiarbeit.

In der Schuschniggzeit² konnte die Polizei ihrer lange nicht habhaft werden. Schliesslich wurde sie doch festgenommen und war fünf Monate eingesperrt. Das war ihre erste Verhaftung.

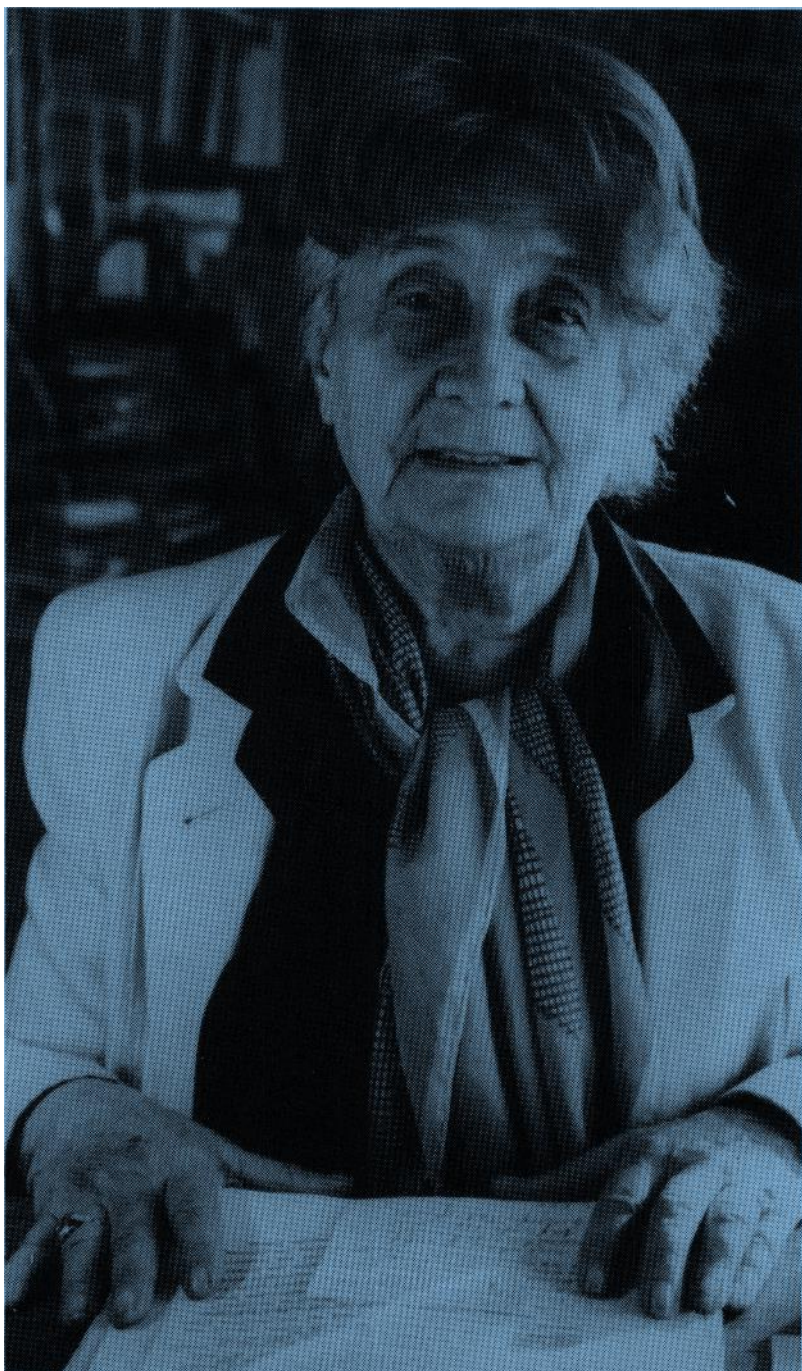
Kurz vor der Besetzung Österreichs in Freiheit gesetzt, wurde sie bald nach dem Einmarsch, am 7. April 1938, zum zweitenmal verhaftet; kam wieder frei.

Ein Jahr später musste sie sich entschliessen, ins Ausland zu fliehen. Sie ging nach Belgien. Als die Deutschen im Mai 1940 Belgien überrannten, kam sie als «politisch gefährlich» in ein belgisches Internierungslager für Ausländer. Abermals gelang die Flucht (. . .)

Zusammen mit ihrer Freundin, der Genossin Gusti Baily, die in der Zelle unter mir sass, kehrte sie im Frühjahr 1941 mit in Zahnpastatuben verstecktem, illegalem Material in die Höhle des Löwen, in die ‚Ostmark‘, zurück.

Sofort fand sie Anschluss an die Widerstandsbewegung. Wochen und Monate konnte sie noch tätig sein. Auch sie wurde Opfer des Spitzels «Ossi» und wurde mit anderen Genossen bei einer Besprechung am 19. Juni 1941 verhaftet. Sie war erst dreissig Jahre alt, und, wie ich später erfuhr, Mitglied des Zentralkomitees der KPÖ.

Von all dem hat mir Hedy vieles durch das Klosettrohr erzählt, bevor wir uns das erste Mal von Angesicht zu Angesicht sahen.



Das gelang beim ‚Spaziergang‘. Hedy war eine blonde, grosse und schlanke Frau, eine sportliche Erscheinung. Ihre mir so wohlbekannte Stimme passte gut zu ihr. Sie war ein heiterer Mensch. Nie sah ich sie traurig, obwohl sie von Anfang an mit dem Todesurteil rechnete (. . .)

Sie wusste, wofür sie gelebt hat.

Mit anderen wurde sie in das Frauengefängnis in Krems transportiert (. . .) «Maxi» (Poldi Morawitz), eine unserer Jugendlichen, die mit Hedy in Krems einige Monate zusammen in der Zelle lebte, war nach Hedys Verurteilung in der Sammelzelle im Wiener Landesgericht, neben den Todeszellen. Eines Tages wurde Maxi wegen eines Besuchs aus der Zelle geholt (. . .) Als sie zurückkam lag Hedys Brille mit einigen Habseligkeiten vor der Tür.

Maxi weinte bitterlich.

Das war im Mai 1943 . . .

So wie Hedy Urach zu meiner Linken, sass Gretl Jost viele Monate in der Nachbarzelle zu meiner Rechten (. . .) Die Verständigung war schwierig, weil unsere Zellen nicht an dasselbe Wasserabfallrohr angeschlossen waren. Aber es blieben die Fenster, die nur zwei Meter auseinanderliegend, uns gestatteten, in gewissen Augenblicken und mit grosser Vorsicht miteinander zu sprechen, und es blieb das Klopfen.

Gretl war jung, lebensfroh und intelligent. Sie hatte die Stadt Baden bei Wien und Umgebung mit Schriftenmaterial beliefert und die Verbindung zwischen diesem Gebiet und der zentralen Leitung hergestellt. Unter den Aufklärungsschriften befanden sich auch solche für Soldaten, was besonders belastend war (. . .)

Nach fast zweijähriger Haft wurde Gretl Jost im Alter von 27 Jahren, im Januar 1943, enthauptet. In ihrem Abschiedsbrief, geschrieben aus der Todeszelle an ihre Mutter, sagt sie: ‚. . . Trotz allem Furchtbaren, das um mich vorgeht, brauchst Du nicht zu glauben, dass ich kopfhängerisch werde, nein, solange ich ihn habe, trage ich ihn hoch . . .‘

(...)

Sie hiess Apollonia und war vom Lande, eine Bäuerin aus Niederösterreich. Sie heiratete einen Wiener Hilfsarbeiter. Das Paar wohnte in einem Schrebergarten in der Umgebung Wiens und hatte einen Untermieter.

Es war im Jahre 1942. Bei uns im vierten Stock wurde von den fünfzehn Zellen für Frauen in Einzelhaft eine frei (. . .) Bald dar-

auf drang herzerbrechendes Weinen aus jener Zelle. Es weinte Tag und Nacht, manchmal rief es laut: ‚I hab’ doch nix g’macht – warum bin i da – i muass nach Haus’ (...) Zuerst tat sie uns allen leid, aber schliesslich irritierte uns die Undiszipliniertheit, mit der die ‚Neue’ ihre Verzweiflung tagelang hemmungslos hinausschrie (. . .)

Der Zufall wollte es, dass ich, kurz nach ihrer Einlieferung, hinter ‚Plonerl’ – so nannten wir sie später – vor dem Arztzimmer in der Reihe stand. Wir konnten ungehindert miteinander sprechen.

Unter ständigem Schluchzen erzählte sie: Ihr Mann und ihr Untermieter waren einen Tag vor ihr aus der Schrebergartenhütte von der Gestapo geholt worden. Sie hätte überhaupt nichts getan, nur für den Untermieter hätte sie im Küchenkastl Papiere aufgehoben, und die hatten ‚sie’ mitgenommen. Sie war von ihrer Unschuld überzeugt und völlig ahnungslos über die Maschinerie, in die sie hineingeraten war.

Sie glaubte fest, sie würde binnen Kurzem nach Hause gehen. Ihr Gram war, dass jetzt niemand in der Hütte war, denn sie hatte Hasen, die nichts zu fressen bekamen und eingehen mussten.

Was das für Papiere waren, in ihrem Küchenkastl, wollte ich wissen. Aber davon hatte sie offensichtlich nicht die geringste Ahnung (. . .)

Dann fing ich vorsichtig an, ihr klar zu machen, dass sie kein Recht habe, ihr Unglück herauszuschreien, denn Schmerz sei ansteckend und sie erschwere den ‚Schweren’ nur ihr Schicksal.

Sie war entsetzt zu hören, dass in anderen Zellen Frauen waren, die vor dem Todesurteil standen, oder solche, deren Männer oder Söhne mit Sicherheit geköpft würden. Von da an war es in ihrer Zelle ruhig, von da an beteiligte sie sich sogar an unserem «gesellschaftlichem Leben, stieg auf Pritsche, Strohsack und Brettl, um zu dem hochgelegenen Fenster zu gelangen oder sprach durchs Klosettrohr mit Gefangenen anderer Zellen.

Schon am Tage nach unserem Gespräch kam bei meiner Essensklappe ein Zettel hereingeflogen. Darauf stand in unbeholfener Schrift und mit vielen orthographischen Fehlern der unvergessliche Satz: «Ich bitte um frei zu gehen, indem ich Hasen habe» (. . .) Ich schusterte, so gut ich konnte, ein Enthaftungsgesuch zusammen und schickte es an ‚Plonerl’.

Bald danach hatte ich meine Verhandlung und kam weg.

Etwa ein Jahr später wurde ich aus dem Zuchthaus zu einer Zeugenaussage nach Wien gebracht. Drei Wochen sass ich im Landesgericht und wartete auf den Rücktransport.

Und hier erfuhr ich: ‚Plonerl‘ war hingerichtet worden! Grauen würgte mir die Kehle (. . .)

Die Hasen durften nicht verhungern – ihr aber hat man den Kopf abgeschlagen.

Dann, am 22. September 1942, die Verhandlung vor dem «Volksgerichtshof» . . .

Margarete Schütte-Lihotzky: Ein freundlicher Schutzpolizist – er hiess Steiner – begleitete unseren Gefangenentransport vom Bezirksgefängnis zum Landesgericht. Er kannte Herbert Eichholzer, den Freund und Genossen aus Istanbul. Der hatte eine Woche zuvor in demselben Auto gesessen.

Der Wachtmeister war noch sehr beeindruckt, wie politisch-gradlinig sich Eichholzer vor Gericht verteidigt hatte; mit welcher Haltung er den Saal nach dem Todesurteil verliess?

Soldaten hatten den «Vorzug», dass sie erschossen wurden, aber unsere wurden alle geköpft – im Landesgericht, mitten in Wien ... Manchmal waren es bis zu 70 an einem Tag. Und rundherum fuhren die Autos und die Strassenbahnen, wohnten die Menschen...

Viele sind ja heute noch erstaunt, wenn ich ihnen davon erzähle. Und am wenigsten möchten sie glauben, wie viele Frauen in der Nazizeit bei uns hingerichtet wurden.

Ich habe im Gefängnis an die hundert österreichische Frauen kennengelernt, die organisiert Widerstand geleistet hatten. Von den hundert waren 95 Kommunistinnen oder sie haben im kommunistisch organisierten Widerstand mitgearbeitet. Blieben noch übrig: eine Katholikin, eine Monarchistin, zwei Bibelforscherinnen (die sich den Nazis sehr mutig entgegenstellten), eine von den linken Sozialisten. 16 von den hundert wurden hingerichtet.⁴

«Ach wissen Sie», sagte der Wachtmeister Steiner im Gefangenentransportwagen, «Sie sind ein zarter Mensch, sie halten dieses Leben sowieso nicht lang‘ aus ... Das geht ganz schnell, acht Sekunden – und alles ist vorbei, und dann kriegen Sie ein Denkmal...»

Er hat es wirklich gut gemeint!

Wir wussten ja, was uns erwartete. Die Verhandlung sollte vor dem 2. Senat des Berliner Volksgerichtshofes stattfinden. Es gab zwei sogenannte «Köpflersenate», die von Zeit zu Zeit nach Wien

kamen, um – wie am laufenden Band – Todesurteile zu fällen: den fünften und den zweiten. Wir alle rechneten mit der Höchststrafe.

Die Richter in scharlachroten Seidentalaren hatten im Schwurgerichtssaal des Wiener Landesgerichts unter einem riesigen Hitlerbild Platz genommen.

Der Vorsitzende, er hiess Albrecht, mit seinem scharf geschnittenen, intelligenten Mephistogesicht sah haargenau so aus, wie man seine Rolle in einem Film besetzen würde. Und eine solche «Filmtypen» war zweifellos auch der schwammige österreichische Beisitzer.

Wir Angeklagten hatten vereinbart, dass wir keine Helden spielen würden. Das Publikum war ausgeschlossen worden (nur an der Urteilsverkündung durften Angehörige teilnehmen) – wir brauchten also niemanden zu beeindrucken. Unsere Devise war: Rette sich, wer kann – für die Zukunft!

Wir waren sechs Angeklagte – vier Männer, zwei Frauen. Sechs Todesurteile waren beantragt. Die Anklage, die jeden Kommunisten erwartete, der sich «organisierter Tätigkeit» schuldig gemacht hatte, lautete auf «Hochverrat». In unserer Anklageschrift stand: «Sie (die Angeklagten) arbeiteten für das hochverräterische Unternehmen ... mit Gewalt ein zum Reich gehöriges Gebiet vom Reich loszureissen ...» Ich selbst hätte versucht, zwischen dem Hauptangeklagten Erwin Puschmann und «dem Ausland» eine Verbindung herzustellen.

Dann der Spruch: Erwin Puschmann – Todesurteil, 20 Jahre Ehrverlust, Zahlung der Prozesskosten ...

Franz Sebek – Todesurteil...

Angeklagter Lisetz – Todesurteil... Ehrverlust... Prozesskosten ...

Die Angeklagte Margarete Schütte-Lihotzky – 15 Jahre Zuchthaus, 20 Jahre Ehrverlust, Zahlung der Prozesskosten ...

Ich traute meinen Ohren nicht...

Anni Haider – 15 Jahre ...

Franz Haider – 13 Jahre Zuchthaus ...

«Nur» drei Todesurteile! Ein Glückstag!

Puschmanns Mutter, Sebeks Familie gingen still aus dem Saal. Der Schupo neben mir sagte: «San's jetzt zufrieden?» und mein Anwalt sagte: «Jetzt gehe ich ihre Schwester anrufen ...»

Ich nahm von Erwin Puschmann Abschied. Schweigend umarmten wir einander, alle sechs Genossen. Dann wurden wir abgeführt.

Meiner Aufseherin rief ich schon von weitem zu: «Frau Fischer, ich hab' nur 15 Jahre!» Aus dem Zellenfenster schrie ich die Urteile hinaus – und kein Wärter, keine Aufseherin hinderten mich daran.

Für Gretel Jost, die am nächsten Tag vor Gericht stand, schöpften wir neue Hoffnung. Leider vergeblich. –

Einen Monat später wurden wir verlegt... Alle Österreicherinnen, die zu Zuchthausstrafen verurteilt waren, kamen nach Aichach in Bayern ... Dort – 50 Kilometer von München, 25 von Augsburg entfernt – war ein Zuchthaus für 2'000 Frauen.

Abtransport um vier Uhr früh... Es war noch dunkel – Ende Oktober, Anfang November ... Ich sehe uns noch in dem riesigen, finsternen Hof des Wiener Landesgerichts. Viele Frauen hatten grosse Angst – sie waren noch nie im Ausland gewesen, und Deutschland war fernes Ausland für sie. Österreich, auch wenn es jetzt hinter Mauern lag, war ihre Heimat.

Die Frau, die neben mir ging – auch 15 Jahre Zuchthaus – sagte hilflos: «... Und da oben, in der Todeszelle, sitzt jetzt mein armer Mann...»

Anmerkungen

1 Margarete Schütte-Lihotzky: «Erinnerungen, Widerstand-Verhaftung-Zuchthaus-Befreiung 1940-1945», im Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes, Wien; sie werden demnächst im Konkret-Literaturverlag, Hamburg, erscheinen.

2 Kurt Edler von Schuschnigg, christlich-sozialer Politiker; nach der Ermordung des christlich-sozialen Kanzlers Dollfuß durch die Nationalsozialisten 1934 österreichischer Bundeskanzler. Versuchte durch Zusammenarbeit mit Hitler «Schlimmeres» zu verhüten (wie z.B. auch Scavenius in Dänemark).

3 Eichholzer wurde im Januar 1943 hingerichtet.

4 In ihrem Buch «Frauen im Widerstand» herausgegeben vom Bund Demokratischer Frauen Österreichs, zieht Dr. Marie Tidl folgende Bilanz: «380'000 Österreicher, die zur Wehrmacht eingezogen waren, kehrten nicht nach Hause zurück; 100'000 Österreicher befanden sich 3 Monate bis 7 Jahre in Kerkern oder Konzentrationslagern; 65'000 Österreicher jüdischer Abstammung wurden ermordet; (...) 16'000 sind in der Gestapohaft umgekommen; 2'000 wurden hingerichtet» (...) «97 Frauen wurden im Wiener Landesgericht enthaupet...»

Die Hölle heisst Ravensbrück

Zette Gommès: Die Ankunft in Ravensbrück¹: Baracken, Wachtürme ... Ein weisses, hartes Licht... Und Herden von Frauen ohne Alter: graue, magere Frauen. Nicht auszumachen, ob sie 15, 30, 50, 60 waren... Geschorene Köpfe, gestreifte Kleider, die Füsse bloss oder in Holzschuhen... Eine Kolonne, die ein riesiges Rohr hinter sich her schlepte. Ja, vor allem dieses Bild: Frauen, die an alte Hexen erinnerten; die an einem Rohr zerrten und aussahen, als würden sie gleich Umfallen ...

Wenn ich mir das Paradies ausmale, dann war der erste Eindruck von Ravensbrück ein Abbild der Hölle ...

Wir sassen auf der Erde vor dem Krankenrevier und warteten auf unsere Nummern. Frauen, die im Revier lagen, flüsterten uns zu, man werde uns gleich alles wegnehmen, und einige fingen an, ihre Eheringe, Medaillons, kleine persönliche Dinge im Erdboden zu verscharren ...

Wir wurden einzeln aufgerufen. Wir mussten uns nackt ausziehen. Wir wurden untersucht. Wir bekamen unsere Nummer. Sie stand auf einem roten Dreieck, das man auf der Häftlingskleidung trug – Zeichen der politischen Gefangenen.

Die Frauen in unserem «gemischtem Block» kamen aus Frankreich, Polen, Ungarn, aus der Tschechoslowakei... Sie waren in schrecklichem Zustand. Manche waren mit Ausschlag bedeckt. Ich sah offene Wunden, die von Misshandlungen herrührten. Alle wirkten kleingemacht, erbärmlich mutlos.

Zum erstenmal sah ich Etagenbetten. Die Baracke war so überfüllt, dass nicht alle in der gleichen Richtung schlafen konnten. Wir lagen wie Sardinen, den Kopf neben den Füssen der Nachbarin. Alte Frauen hatten immer grosse Angst, wenn sie in das dritte oder vierte Stockwerk steigen mussten ...

In den ersten Wochen haderte ich mit der ganzen Welt. Die ganze Welt war schuld daran, dass diese Lager existierten. Die ganze Welt sah zu ...

Besonders enttäuscht war ich über das Rote Kreuz. Und noch heute bekommt das «Croix rouge» keinen Centime von mir.

Ich war voller Hass ...

Das Leben mit so vielen Menschen, unter solchen Bedingungen, wurde eine grosse Bewährungsprobe für mich. Zum Waschen hatten wir nur einen einzigen Kaltwasserhahn. Das Essen war knapp, und beim Austeilen belauerten wir uns gegenseitig, dass keine einen Löffel Suppe mehr bekam.

In solchen Momenten gewährte man voll Entsetzen, wie niedrig menschliche Wesen sein können.

Und dann gab es die Appelle, um 3 Uhr, 4 Uhr morgens. Wir rann-ten raus. Wir stellten uns in Trupps zusammen, fünf mal fünf. Stundenlang standen wir auf dem Appellhof – ringsum die Bewacher; Menschen, die zwei Füsse hatten, zwei Hände, einen Kopf wie wir ...

Warum waren sie so anders, so gefühllos? *Was* war anders bei ihnen?

Und während wir da standen, ging die Sonne auf... Die schönsten Sonnenaufgänge – die sah ich im KZ, in Deutschland ...!

Der Weg durch die schmale Rue de Lille.

Die antiquarischen Bücher in den Auslagen.

Die vornehmen grauen Häuser.

Alles so solide . . . «gewachsen» . . . kultiviert. . .

(So ähnlich mag Berlin-Mitte gewesen sein – vor der Zerstörung.)

Oben ein Spalt Himmel.

Marmortafeln an den grauen Häusern: «Erschossen» . . .

«Liquidiert» . . . «Deportiert nach Auschwitz» . . . «Verschollen» . . . «An dieser Stelle fiel. . . pour la patrie . . .»

Der stille Hinterhof. Die Holztreppe. Die Spatzen. Die kleine geschmackvolle Wohnung im vierten Stock.

Zette Gommès erzählt, auf englisch, französisch. Lächelnd. . . . Die Sonnenaufgänge in Ravensbrück . . .

Als Mädchen, im Lyceum, hat sie Deutsch gelernt. Sie hat die deutsche Sprache geliebt, die deutsche Literatur. Sie könnte auf Deutsch Bücher lesen. –

Drei deutsche Wörter höre ich an diesem Nachmittag: «Raustreten! Ohne Gepäck!»-

Wörter wie Peitschenhiebe, bei Sonnenaufgang . . .

Nina Baranova, Personalchefin (Kaderabteilungsleiterin) in einem Moskauer Werk für medizinische Ausrüs-

tungen: Bei den Kämpfen am Don März 1943 wurde ich verwundet und geriet in Kriegsgefangenschaft. Ende '43 kam ich mit einer Gruppe gefangener Frauen in das Lager Majdanek. Wir hatten gedacht, als wir das Kriegsgefangenenlager verliessen, alles Elend sei nun vorüber. Doch das Schlimmste stand uns leider noch bevor...

Das Lager Majdanek war mit mehreren Stacheldrahtzäunen gesichert, die unter Strom standen, und aus den Schornsteinen der Krematorien stieg Tag und Nacht Rauch auf. Ich habe dort in der Kleiderkammer gearbeitet. Ich musste die Sachen der Häftlinge ordnen, die umgebracht worden waren. Viele Kindersachen waren darunter, Hemdchen, Strampelhosen, alles ...

Als unsere Rote Armee näherrückte, wurde das Lager in aller Eile evakuiert. Unsere ganze Gruppe – 53 Frauen – kam nach Ravensbrück. Dort waren schon sehr viele russische Frauen und Mädchen. Die Deutschen waren wohl am längsten dort. Einige hatten bereits ihr 10jähriges «Lagerjubiläum» gefeiert.

Unter den Gefangenen hatten sich Widerstandsgruppen gebildet. Die Gruppe der russischen Frauen wurde von Jewgenia Lasarevna Klemm geführt. Da sie mehrere Sprachen beherrschte, hielt Jewgenia Lasarevna auch die Verbindung zwischen den Widerstandszellen verschiedener Nationalität aufrecht. Sie hat viel für das Lager getan.

In Ravensbrück lebten eine Menge Kinder ...

Manche waren mit ihren Eltern verhaftet worden, aber viele wurden erst bei uns geboren. Die Rettung dieser Kinder, denen der Tod in jeder Minute nahe war, lag uns besonders am Herzen. Stückchenweise gaben wir von unseren Brotrationen ab, und an Festtagen schenkten wir den Frauen mit Kindern unsere Margarine.²

Einmal kamen viele Kinder aus Isvenzima – halb erfroren auf offenen Eisenbahnwaggons. Es war grauenvoll, diese mageren, zitternden kleinen Körper zu sehen. Das Lager war damals schon überfüllt. Die Kinder wurden in Zelten untergebracht. Russische Frauen nahmen sich ihrer an und ernährten sie von ihren winzigen Rationen. Sobald die Kleinsten stehen konnten, mussten sie mit zum Appell.

Unter Anführung von Jewgenia Lasarevna Klemm beschloss die russische Gruppe – es waren über 500 Kameradinnen – zur Lagerleitung zu gehen und gegen die Teilnahme der Kinder am Appell zu protestieren. Das war natürlich ein Wagnis, und anfangs wurde unser Protest auch zurückgewiesen.

Aber die Frauen setzten sich schliesslich durch ...

Das Wort «Kamerad», «Kameradin» – auf dieser Reise ist es mir wieder fassbar. . . sagbar geworden. Ich höre nicht mehr nur das Schnarren stiernackiger Film-Nazis, das knirschende Geräusch aller niederwaller Kolonnen; denke nicht mehr nur an die schleimige Kameraderie der Offizierskasinos, an die Feierstunden der ewig Gestrigen («Kameraden – die Fahne geht hoch!» – «Musik!» – «Ich hatt' einen . . .»); an die neuen «alten Kameraden» mit dem verfassungskonform verfremdeten Hakenkreuz . . .

Es gibt eine andere als die grossmäulige-militaristische Kameradschaft; wie es eine andere Heimat gibt, vielleicht sogar (wieder) ein anderes Vater- und Mutter-Land.

«Kameradschaft» – ein Wort, das männlich und weiblich, zärtlich und hart ist. Niemals blind, nie unterwürfig, käuflich, unterdrückend. Ich übersetze es mit: «Solidarität».

Irina Michailowna Kharina, Leiterin der Moskauer Hauptbibliothek für technische Literatur³: In einem bjelorussischen Wald, den SS-Leute nach Partisanen durchkämmten, geriet ich in Gefangenschaft. Ich stand schon an der Erschiessungswand. Aber dann steckten sie mich in einen Transport nach Deutschland. Ich lernte die Gefängnisse von Werl und Braunschweig kennen. Endstation war Auschwitz.

Als wir dort ankamen, im Frühling 1943, wurde gerade eine Gruppe Gefangener auf Lastwagen verladen, und wir, die wir uns auf schlammiger Strasse in Marsch setzten, beneideten sie darum.

Aber noch in der Nacht sahen wir schwarzen Rauch aus dem Schornstein des Krematoriums aufsteigen. Das war alles, was von den Menschen auf den Lastwagen übrig blieb ...

Zwei Jahre Auschwitz hatte ich damals noch vor mir... Ich sah Tod und Tod und Tod ... Neben dir starb einer, stehend, und sagte kein letztes Wort.

Viele verloren ihre menschliche Würde. Doch da waren auch die anderen ... Herrliche Menschen fanden die Kraft, Untergrundnetze zu organisieren.

Es gab sogar eine Lagerrevolte in Auschwitz, am 7. Oktober 1944. An diesem Tag zerstörte eine Explosion das Krematorium III in Auschwitz-Birkenau und 600 Häftlinge konnten durch den Stacheldrahtzaun entkommen.

Eine junge Polin, Rosa Robota, hatte mit einigen Mädchen, die in der Krupp'schen Munitionsfabrik «Union» auf dem Lagergelände arbeiteten, nach-und-nach den Sprengstoff zusammengetragen und einem sowjetischen Häftling, der sich aufs Bombenbauen verstand, in winzigen Mengen zugesteckt.

Der Fluchtversuch der 600 scheiterte. Sie wurden wie Hasen gejagt und alle erschossen. Vier junge Frauen, darunter Rosa Robota, wurden öffentlich aufgehängt. –

Aus den bjelorrussischen Dörfern und – nach dem Aufstand – aus dem Warschauer Ghetto waren viele Kinder nach Auschwitz gekommen. Die Ärztin Olga Klimenkow nahm sich dieser Kinder ganz besonders an. Sie ging im ganzen Lager für sie betteln. Auch die Männer gaben alles her, was sie entbehren konnten – Margarine, Brot und Zucker und Medikamente.

Nach dem Krieg, bei einem Treffen der Überlebenden von Auschwitz, erzählte eine junge Frau, wie sie von Olga Klimenkow gerettet wurde. Unter einem Berg von Leichen hatte sich noch eine kleine Hand bewegt. Olga zog das Kind heraus, hüllte es in Lumpen und hielt es bis zur Befreiung versteckt...

Margarete Schütte-Lithotzky: Aichach war wie Sing-Sing⁴ gebaut: mit einer Zentrale, von der aus die Aufseherinnen alle Flügel überblicken konnten; lange Korridore, Gitter überall. Wir sassen wie Tiere in Käfigen.

Bevor wir zum Hofgang oder zum Arzt geführt wurden, mussten wir uns Gesicht-zur-Wand aufstellen. Jeder Kontakt mit anderen Häftlingen war streng verboten.

Anfangs war das grauenvoll. Aber man gewöhnt sich, man findet Auswege ... Beim Hofgang hab' ich Bauchreden gelernt – ungefähr so ... (demonstriert es). Die Aufseherin wusste nie, wer gerade gesprochen hat. Die meisten haben «bauchgeredet», damals ...

Es gab viele Tricks, auf dem Laufenden zu bleiben. Im Gefängnis haben die Wände Münder und Ohren. Und zu erfahren, wie der Krieg weitergeht, wie die Alliierten vorwärts kommen, war genauso lebenswichtig wie das Stück Brot.

Die Hoffnung hielt uns am Leben.

Zette Gommel: Seit dem Tag meiner Festnahme in Lyon hatte mich die Hoffnung nie ganz verlassen – auch nicht in Ravensbrück. Und als wir von dort evakuiert wurden und – kurz nacheinander – auch drei oder vier andere Lager räumen mussten, wuchs die Zuversicht von Tag zu Tag.

In der Nähe von Torgau an der Elbe hörten wir die Flugzeuge, die nach Leipzig hineinfliegen. Und heute, da ich in einer Welt relativen Friedens lebe, schäme ich mich ein wenig, zuzugeben, dass uns die Bombardements in helle Freude versetzten... Das Geräusch der Bombenflugzeuge dröhnte fast schon wie Siegesgeläut in unseren Ohren.

Einmal, auf dieser seltsamen Wanderschaft, steckten sie uns in eine Fabrik für Flugzeugteile. Man setzte mich an eine sehr grosse Maschine, und ein deutscher Arbeiter erklärte mir ihre Funktion. Ich hatte den Eindruck, dass er seine Maschine wirklich liebte – wie ein Fachmann eben sein Werkzeug liebt. Er schien sehr besorgt zu sein, ich könnte seiner Maschine etwas zu Leide tun. Mir wiederum war der Gedanke, für die deutsche Kriegsmaschinerie auch nur eine Schraube, einen Bolzen herzustellen, unerträglich.

Ich liess also die Maschine rückwärts laufen; ich stellte mich saudumm. Ich sagte immer nur, indem ich mit den Schultern zuckte: «Student... Student...»

Sie haben mich dann zum Feilen geschickt...

Kurz darauf wurde die Fabrik bombardiert. Alle Deutschen rannten davon, aber uns Gefangene hat man im ersten Stockwerk eingesperrt. Sie warfen Brandbomben ab. Die Luft begann zu vibrieren. Explosionen ringsum. Viele Frauen schrien und hämmerten gegen die Türen.

Ich hab' mich irgendwo hingelegt und bin – aus Angst? – auf der Stelle eingeschlafen ...

Anmerkungen

¹ In Ravensbrück, 80 Kilometer nordöstlich Berlin, war das grösste Frauenkonzentrationslager im Deutschen Reich mit 132'000 Gefangenen aus 22 europäischen Nationen. 92'000 Frauen, Mädchen und Kinder wurden dort systematisch ermordet – in Gaskammern, die als Duschanlagen getarnt waren; bei medizinischen «Experimenten» (SS-Ärzte und Ärztinnen verätzten die Frauen mit Säure oder infizierten ihre Körper vorsätzlich mit Schmutz- und Krankheitskeimen); durch Hunger, Zwangsarbeit und willkürliche Misshandlungen.

² Über eine Weihnachtsfeier für die tausend Kinder, die 1944 in Ravensbrück noch lebten, berichtet eine ehemalige Gefangene (zitiert nach Tilly Spiegel, «Frauen und

Mädchen .. » a.a.O.): «... Nach dem Mittagsappell betraten wir den Schlafsaal der Französinen. Die meisten Frauen sassen oder lagen auf den Betten. Man konnte nicht richtig sitzen, denn der Abstand zwischen dem oberen und dem unteren Bett war zu gering. Man rückte zwei Tische zusammen, auf denen die Kinder spielen sollten. Wir standen in schmalen Ecken dicht beieinander. Der Schlafsaal war wie alle Räume nicht geheizt.

Die Tür zum Gang war offen, und zu uns drang der Gestank von den Klosetten. Ein Bub von zehn und ein Mädcl von acht Jahren krochen auf die Tische. Aus dem «Völkischen Beobachter» schnitt man ihnen eine phantastisch sein wollende Kopfbedeckung, die immer rutschte. Sie spielten ein französisches Märchenspiel von Wolf und Lamm. Es war ein trauriges Spiel, denn traurig und ernst waren die Gesichter der Kinder. Auf den Betten sassen Frauen und Kinder, blass und verhungert, und diejenigen, denen man die Haare bis auf die Haut abgeschnitten hatte, sahen mit ihrem mageren Hals, auch wenn sie jung waren, wie Geier grotesk und todesnahe aus.

In dieser Umgebung standen zwei unschuldige Kinder auf schmalen Tischen und bemühten sich, uns zu unterhalten. Allmählich wurde die Luft in dieser gedrängten Menge unerträglich. Die Augen der Kinder wanderten unruhig von einer Frau zur anderen. Eine junge Frau, nein, ein Skelett, offenbar die Mutter eines der Kinder, startete sie mit tränennassen Augen an, und das kleine Mädel lächelte ihr schüchtern zu.

Als der armselige Dialog beendet war, blickten wir in vier fragende Augen: «Kann uns niemand helfen?» Es war ein Flehen, eine Traurigkeit in diesen Blick, eine Ratlosigkeit ..

Wir traten in den Gang hinaus und mussten zusehen, wie die Frauen ihre Notdurft verrichteten, da die Türen zu den Klosetten fehlten. Im Waschraum standen andere mit entblösstem Oberkörper und suchten in ihren Hemden nach Läusen, Frauen jeden Akers und Standes.

Das war der Christtag von Ravensbrück.»

³ Die Moskauer Hauptbibliothek für technische Literatur: 10 Millionen Bände, 1'500 Mitarbeiter, 133'000 eingeschriebene Leser.

⁴ Staatsgefängnis von New York.

Der Friede ist ein blühender Baum

Viola Lageard: Es war in den letzten Kriegstagen, 24. oder 25. April... Der Befreiungsangriff auf Turin stand kurz bevor. Unser Tal war noch von Deutschen besetzt, und es wurde gekämpft.

Die Deutschen hatten ihr Kommando in der «Villa Gütermann» in Perosa, und weil es wirklich dem Ende zuing, hatten wir einen Brief vorbereitet – die Aufforderung zur Kapitulation.

Ich sollte ihn hinbringen.

Ich nahm also das Fahrrad ... Bei den ersten Häusern von Perosa fielen Schüsse. Es waren unsere Partisanen, die schossen.

Bei der Albergo Centrale prallten die Kugeln gegen die Hauswände, gegen Fensterläden... und ich dachte: Das wäre wohl das Letzte, wenn mich jetzt noch Partisanen umbrächten, am letzten Tag vielleicht...!

Ich fuhr weiter und überbrachte die Nachricht unseres Kommandanten Serrafino dem Wehrmachtsskommandeur.

Ich musste eine halbe Stunde oder länger warten, bis der Brief übersetzt war. Dann erhielt ich die Antwort: Sie ergeben sich nicht!

–

Die hatten gar nicht begriffen, was ringsum los war ...!

Aufruf: «Unterstützt die Saboteure... Frauen Italiens reiht Euch ein! Die fliehenden Deutschen deportieren Eure Männer und zerstören das nationale Volksvermögen! Verhindert das mit Eurer ganzen Kraft! Kämpft darum, dass die Väter Eurer Kinder bei Euch bleiben! Arbeitet mit am heiligen Kampf der Partisanen mit Worten und mit Taten! Unterstützt die Saboteure, behindert die Transporte! Frauen Italiens – an Eure Kampfposten!»

Capitano Frida Malan: Turin ist von den Partisanen gerettet worden – und von den Arbeitern, die ihre Fabriken bis zuletzt verteidigten.

Das war wohl das Schönste an unserem Widerstandskampf: Wir kämpften nicht nur gegen den Faschismus, gegen Diktatur! Wir kämpften auch für die Erhaltung unserer nationalen Reichtümer, für die Zukunft...!

Und Frauen kämpften in der ersten Reihe mit.

Ich denke an den 17. März 1945. Zum Begräbnis zweier Schwestern, die als Partisaninnen getötet worden waren, hatten sich 10'000 Frauen versammelt. Berge von Kränzen!

Da kamen die Faschisten mit zwei Lastwagen und verhafteten drauflos. Aber was waren schon zwei Lastwagen! Sie brachten es nicht fertig, diese Massenansammlung von Frauen zu zerstreuen.

Die Beerdigung dieser zwei Schwestern war eine Demonstration unseres Stolzes, unserer Würde.

Wir haben ein Partisanenlied gesungen, und als die Särge ins Grab sanken, knieten wir alle nieder...

Ende April 1945 verlassen die letzten deutschen Soldaten überstürzt, in Panik wild um sich schiessend, die waldensischen Täler von Piemont.

Am 6. Mai, zwei Tage vor dem offiziellen Kriegsende, marschieren viele tausend Partisanen in einer grossen Siegesparade durch Turin.

Auch Laura und Viola, genannt «Rosa», und Capitano Frida Malan marschieren in der Menge mit.

Zette Gomme: Die Strasse, auf der ich ging, führte schnurgeradeaus durch eine weite Ebene. Wiesen links und rechts, sehr grün. Kein Mensch zu sehen. Und vor mir, auf der schnurgeraden Strasse – ein blühender Baum.

Ich ging darauf zu, ich stürzte über den blühenden Baum, und als ich mitten im Fallen aufwachte, stolperte ich über die Füsse einer Frau, die vor mir ging.

Ich war im Gehen eingeschlafen.

Oft habe ich an diesen Traum auf einer deutschen Landstrasse gedacht ... Die Amerikaner waren damals nur noch wenige Kilometer entfernt. Mit dem grössten Teil des Lagerpersonals hatten wir uns auf den Marsch begeben, vorneweg der Kommandant. Wir begegneten Häftlingskolonnen aus anderen Lagern. Kolonnen bewegten sich kreuz und quer. Alles war in Auflösung.

Wir nutzten einen Tieffliegerangriff zur Flucht. Von dem Strassengraben, in den sich alle geworfen hatten, krochen wir – vier Kameradinnen und ich – seitwärts in ein Wäldchen und warteten, bis die anderen weitermarschiert waren. Dann machten wir uns auf,

dem Geschützdonner entgegen. Wir hatten unsere Mäntel umgedreht, denn auf dem Rücken, in einem grossen aufgenähten Kreuz, stand «Kriegsgefangener».

Bald darauf trafen wir deutsche Soldaten, die von der Front kamen. Sie hatten genug vom Krieg. Eine Weile schlossen wir uns ihnen an.

Einer von ihnen – er war ein freundlicher, ein bemerkenswert offener Mann – sagte zu mir: «Ich könnte gut verstehen, wenn Sie alle Deutschen hassen – ohne Unterschied» ... Ich sagte: «Ja».

Und als er mir zum Abschied seine Hand entgegenstreckte – es tut mir bis heute sehr, sehr leid –, da liess ich ihn stehen ...

Ich habe gleich gewusst, dass es mir ein Leben lang leid tun würde. Aber es ging nicht anders.

Es ging nicht...

Margarete Schütte-Lihotzky: ...Und dann hörte der Fliegeralarm gar nicht mehr auf. Die letzten Tage des Krieges verbrachte ich mit einem Lungenschaden in der Krankenabteilung des Zuchthauses Aichach. Ich lag neben einer jungen österreichischen Kommunistin, die zu zwölf Jahren verurteilt war. Sie gehörte zu einer Gruppe Jugendlicher, die Feldpostnummern gesammelt und Briefe an Soldaten geschickt hatten – mit der Aufforderung, sich dem sinnlosen Morden dieses Krieges zu widersetzen. Einige ihrer Kameraden waren hingerichtet worden. Sie lebt heute noch, wir sind eng befreundet...

Der Tag unserer Befreiung war der 29. April 1945. Kanadische Soldaten besetzten die Stadt und das Zuchthaus, und weil sie der Ansicht waren, alle Gefangenen seien politische Gefangene, öffneten sie den 2'000 Häftlingen mit ihren Bajonetten einfach die Zellentüren. Das Wachpersonal war mit den Schlüsseln getürmt.

Es ging drunter und drüber. Ausgehungerte plünderten die Lager. Das Faustrecht regierte.

Die Befreiung hatten wir uns anders vorgestellt.

Eigentlich waren wir noch gar nicht frei... Der Krieg ging ja noch weiter, US-Soldaten hatten das Gelände abgeriegelt. Und wie hätten wir uns «draussen» fortbewegt, ernährt?

Das Kriegsende feierten wir am 9. Mai, 12 Uhr mittags, in der Zentrallhalle des Zuchthauses Aichach.

Fliederduft wehte herein. Wir sangen die Nationalhymnen, zum Schluss die «Internationale» – in allen Sprachen.

Erst jetzt fühlten wir uns wirklich frei.

Zehn Tage später konnten wir Aichach endlich verlassen.

Tilly Spiegel und ihr Mann, der kommunistische Untergrundführer Franz Marek, werden noch am 11. August 1944 in dem Gartenhäuschen 20 km vor Paris, wo sie mit Freunden auf die alliierten Befreier warten, von Wiener Gestapoagenten verhaftet. Man bringt sie in das Militärgefängnis Fresnes.

Franz Marek schreibt in seinen Erinnerungen: «Noch am selben Tag kam ich in eine Einzelzelle und ein französischer Priester fragte mich nach den «letzten Wünschen Am nächsten Tag kam ein deutscher Pfarrer, um mir Trost zu spenden; auch er fragte mich nach den letzten Wünschen. In die bröckelnden Wände schrieb ich, dass ich zum Tode verurteilt bin (...) In der Nacht wurde meine Nebenzelle geöffnet. «Raus, raus!» hiess es. Dann hörte man im Hof Schüsse. Über uns kreisten, wie seit Tagen, die amerikanischen Flugzeuge . . .»

Tilly Spiegel: Die ganze Nacht hat es draussen geknallt; ich konnte kein Auge zutun. Aber am Morgen mussten die Besatzer fliehen. Und aus Paris, in einem grossen Zug, kamen die Partisanen nach Fresnes, um die Überlebenden abzuholen.

Als die Türen aufflogen – das war natürlich ein fröhliches Durcheinander. Und da gab es noch eine Wärterin – sie stammte aus Tirol – so ein strammer Trottel; die wird fast umgerannt und schimpft: «Etwas deutsche Disziplin hättet ihr in Fresnes ruhig lernen können ...!»

Auf ihren Schultern haben uns die Kameraden von der Résistance 'rausgetragen ... Ihnen verdanken wir unser Leben. Sie haben den Aufstand gewagt und Paris «vor der Zeit» befreit.

Vier Tage später: Ein Feuerring um die Stadt... Die Deutschen haben auf dem Rückzug alles angezündet. Das Bild steht mir immer noch vor Augen ...

Ich kam in unsere illegale Wohnung an der Porte d'Orléans – aber dort gab es keinen Franz Marek. Ganz sicher hatten sie ihn noch in letzter Stunde umgebracht. Ich hab' geheult wie ein Schlosshund ...

Doch am nächsten Tag . . .

Franz Marek in seinen Erinnerungen: «In Lastautos fuhren wir in die Stadt und sangen die «Internationale An der Porte d'Orléans wurde uns ein phantastischer Empfang bereitet, wir mussten in die Bistros, immer wieder trinken. In der Wohnung gleich in der Nähe (. . .) fand ich bereits Tilly vor (. . .) Die ganze Woche war wie ein Traum vorübergegangen, obwohl ich die sieben Nächte nicht eine Sekunde geschlafen hatte. Wäre ich damals (. . .) gefallen, ich wäre stolz, ohne jeden Zweifel, ohne Reue – vielleicht mit dem Ruf ‚Vive Stalin‘ – gefallen . . .»

Vera Gawrilenko: Der Tag des Sieges? – Wie beschreibt man das Glücksgefühl, das wir damals empfanden; das unser ganzes Volk umarmte? Unbeschreiblich!

Der glücklichste Tag in unserem Leben. Ungeteiltes Glück...!

Minsk wurde natürlich schon früher befreit, am 3. Juli 1944. Als sich unsere Truppen Minsk näherten, liefen wir ihnen entgegen. Auf der Hauptstrasse sahen wir *unsere* Panzer, *unsere* Soldaten, und das Herz klopfte wie wild. Wir Belen einander um den Hals, wir haben die Soldaten abgeküsst. Wir konnten noch gar nicht fassen, dass wir wieder ohne Angst über die Strasse gehen und den Mund aufmachen und «ihre» Sprache nicht mehr hören würden ...

Ihre Sprache hatte immer tiefen Widerwillen in uns erregt, denn damit war ja dieses ... Ausgeliefert-Sein verbunden. Wir wussten nie, was im nächsten Augenblick geschieht. Sie konnten dich jederzeit festnehmen. Jeder beliebige Deutsche konnte mit dir machen, was er wollte. Er konnte dich erschiessen oder «nur» bestehlen oder vergewaltigen. Du warst eine Mücke, ein wertloses Insekt...

Und plötzlich dieser wunderschöne Tag ...!

Unsere Truppen kamen früh am Morgen. Alle rannten aufgeregt durcheinander und riefen: «Unsere Soldaten!» Das reinste Glück! Einen Moment lang überstrahlte es sogar die vielen schrecklichen Opfer...

Galina Finskaja: Den Tag, an dem wir den schmutzigen Stiefel von unserer Erde verjagten, wird niemand vergessen, der ihn erlebt hat. Ein kostbarer Tag! Wir marschierten in der Partisanen-Parade ... Freude und Tränen überall...

Mit Worten lässt sich das nicht beschreiben, tut mir leid ...

E. Ilina: Nein, man kann das nicht beschreiben ... Unmöglich ...
Man wollte weinen und lachen, springen und Purzelbäume schlagen – alles auf einmal. Viel hab' ich erlebt, viel durchgemacht; ich habe zwei Kinder und auch schon Enkel – aber so ein... tiefes Gefühl, wie damals, als es hiess: «Der Krieg ist zu Ende», habe ich nie mehr empfunden.

Es war so: Ich lebte damals in der südlichen Ukraine. Eines Morgens ging ich zur Arbeit, und plötzlich sehe ich einen Reiter mit einer hohen Pelzmütze und einer Armbinde. Das war ein «roter» Partisan.

Zu jener Zeit, als die sowjetische Armee weit in Deutschland kämpfte, gab es noch die «weissen» Banderowzen¹; sie nannten sich «Nationale Ukrainische Befreiungsarmee» ...

Dieser Reiter mit der Armbinde und einer kurzen Riemenpeitsche in der Hand schrie, dass man ihn meilenweit hören konnte: «Der Krieg ist zu Ende!»

Vor meinen Augen gingen tausend Sonnen auf...!

Das war ein Tag! Niemand hat gearbeitet. Auf den Strassen Musik und Tanz, Küssen und Weinen.

Aber noch schwere, düstere Tage standen uns damals bevor.

Jadwiga Sawickaja: Minsk existierte eigentlich nicht mehr: die meisten Gebäude bis auf die Grundmauern zerstört, die Industrie vernichtet, viele Strassenzüge verschüttet, unkenntlich ...

Wer noch Verwandte auf dem Land hatte, versuchte dort unterzukommen. Andere bauten sich Hütten und Höhlen oder richtete sich notdürftig in den Trümmern ihrer Häuser ein.

Die Stadt war unbewohnbar geworden.²

So haben wir gelebt...

Am 25. August 1944 kapituliert die deutsche Garnison von Paris.

Am 26. August zieht General de Gaulle an der Spitze der «Forces Françaises de l'intérieur», der Vereinigung aller bewaffneten Résistance-Kämpfer, in Siegerpose über die Champs-Élysées. Eingereiht marschieren die deutschen, die österreichischen, – die Widerstandskämpfer aus allen Ländern Europas mit. . .

Zette Gomme: ... Und dann war ich wieder in Paris und wusste nicht, wo ich hingehen sollte. Ich suchte eine Freundin meiner Eltern

auf. Als sie mich vor der Tür stehen sah, mit meinen zwei Zentimeter langen schütterten Haaren, brach sie in Tränen aus.

Mein Vater wohnte in Paris, in einem kleinen Einzelzimmer. Ich war so glücklich, dass er überlebt hatte.

Dann haben wir gewartet... auf meinen Verlobten – aber er war im KZ Mauthausen umgekommen; auf die Mutter, die Cousinen, die Cousins – aber immer neue Einzelheiten über die Judenvernichtung wurden bekannt, und wir mussten die Hoffnung allmählich aufgeben.

Niemand, ausser uns beiden, kam zurück.

Heute bin ich glücklich verheiratet, ich habe Kinder.

Ich habe die Tür zu meiner Vergangenheit zugemacht.

Ich mache sie nur ungern einmal auf.

Nach dem, was ich erlebt habe, liebe ich den Frieden mehr als alles auf der Welt!

Anmerkungen

1 Nach Stepan Bandera, Führer der ukrainischen Unabhängigkeitsbewegung (OUN). War Symbolfigur, aber nicht der eigentliche Führer der UPA (Ukrainische Aufständische Armee), die bis in die frühen fünfziger Jahre vom Ausland her die Lösung der Ukraine aus dem sowjetischen Staatsverband erzwingen wollte.

2 1946 präsentierte Aussenminister Molotow eine erste Verlustrechnung: Die deutsche Wehrmacht hatte in der UdSSR 6 Millionen Häuser zerstört. 25 Millionen Menschen wurden obdachlos. 7 Millionen Pferde, 17 Millionen Rinder und 20 Millionen Schweine waren getötet, 31'850 Industrieunternehmen, 239'000 Elektromotoren und 175'000 Werkzeugmaschinen vernichtet oder nach Westen geschafft worden.

«Reinigung»

. . . Und dann beginnt das Nachspiel . . . Die kleinen Collaboratrices, die ihre deutschen Beschützer verloren haben, werden barfuss durch die Stadt geprügelt, verhöhnt, bespuckt. . . Putain! Hure! Hure!

Sie haben geschorene Köpfe; angsterfüllte, verquollene Augen; zerrissene Kleider, mit Hakenkreuzen beschmiert. . .

Ein Feind war ein Feind – und wenn sie ihn noch so geliebt hätten.

Der Hass, der sich in den Jahren der Unterdrückung aufgestaut hat, trifft nun auch solche, die sich – oft politisch ahnungslos – aus einem trostlos-erdrückenden Alltag auf die Seite der Sieger geschlagen hatten, aus dem Schatten auf die Sonnenseite. Die noch ungestillte Wut über die fünfjährige Fremdherrschaft und die Opfer, die sie forderte, kehrt sich nun auch gegen Opfer sozialer Ungerechtigkeit und politischer Verführung.

Dieses Rachezeremoniell während der ersten Nachkriegstage läuft in vielen besetzten Ländern nach merkwürdig-übereinstimmenden «Spielregeln» ab. Die Abrechnung mit den «Besatzungsliebchen» hat oft sexual-pathologische Züge.

Frauen haben sich «befleckt» und so auch die Fahne besudelt. Die Unvereinbarkeit zwischen der Frau als Allegorie der Nation, des Sieges, der Revolution, und ihrem niederen Umgang mit dem Feind (französisch: «salles boches» – die «dreckigen», «schweinishen Deutschen») ist den selbsternannten (männlichen) Richtern unerträglich. Diese unterschwellige Enttäuschung über ein geschändetes Idealbild schwingt selbst in offiziellen Begriffen wie «épuration», «Reinigung», mit.

Dagmar Andreasen: Sie waren fast immer kleine Fische. Wir nannten sie «Feldmatratzen».

Sie wurden auf Wagen geladen und durch die Stadt gekarrt, unter dem Geläut der Siegesglocken und dem höhnischen Geschrei der Kopenhagener. Scheussliche, unmenschliche Situationen ... Unwürdig!

Vielleicht waren einige wirklich verliebt in die Kerle ...

Kate Fleuron: ... Wir müssen uns in die Zeit unmittelbar nach Ende der Okkupation versetzen. Wir hassten die Deutschen! Wir hassten sie. Dieser Hass war damals noch ganz frisch.

Heute sagt man leicht: Das hätte nicht passieren dürfen – Und es hätte ja auch nicht passieren dürfen, sicherlich ...! Mitunter gab es ganz aufrichtige Liebesverhältnisse, das passiert...!

Dagmar Andreassen: Es war eine sehr harte Zeit. Da hat es die Menschlichkeit immer schwer ...

Einmal traf ich eine kleine, alte Frau, die schlecht zu Fuss war. Sie hatte einen langen Weg, sie wollte zu den Baracken, in deren Nähe ich wohnte, und fragte mich nach dem Weg. Sie wirkte sehr verbittert, mit so einem bösen Zug ums Gesicht, der mich an eine Kollaborateurin erinnerte.

Und plötzlich, ohne dass ich etwas dazu beitrug, wurde sie zum Feind. Ich dachte nur noch an den einen oder anderen Genossen und daran, was mit ihnen geschehen war. Und ich sagte ihr den falschen Weg ...

Das war übel – das war todtraurig, dass man so etwas fertigbrachte.

Das machte der Krieg aus einem ...

Die meisten haben vor den Kollaborateuren ausgespuckt. Dabei waren es doch, wie immer, die Kleinen, die weniger Wichtigen, die Unbedachten, die es getroffen hat; die den ganzen Brei auslöffeln mussten. Sie traf die grösste Verachtung.

Keiner wagte, gut zu «so einem» ... zu «so einer» zu sein. Ich selber hab' mich damals immer umgedreht und bin weggegangen, wenn man sie beschimpft, verhöhnt hat.

Ich konnte das nicht. Es war so ekelhaft.

20'000 wurden wegen Kollaboration verhaftet. Aber die Grossen – Scavenius, den Hyperkollaborateur – hat man nicht einmal angeklagt.

Das «einige Volk gegen die Naziokkupation»? Eine Legende!

Die Hauptlast des Widerstandes haben von Anfang an die Bauern, die Arbeiter und Seeleute getragen. Kollaboriert und wirklich profitiert haben andere.

Ja – das alles ist schwer ins Reine zu bringen ...

Deshalb bin ich so gegen den Krieg. Die Menschen dürfen erst nicht in die Lage versetzt werden, sich unmenschlich zu verhalten.

Der Krieg ist zu Ende. Das Bündnis der Widerstandskämpfer zerfällt. Jeder kehrt in sein Lager zurück. Die Kameraden der Besatzungszeit unterscheiden sich wieder in Christen, Liberale, Sozialisten, Kommunisten . . .

Alliierte werden Gegner, Feinde.

Frieden ist's.

Der Kalte Krieg beginnt. . .

Dagmar Andreassen: Das war eine gespenstische Zeit. Unsere Genossen kamen zerschunden und kaputt aus den Konzentrationslagern, aber niemand wollte viel von ihnen wissen.

Wir liefen uns die Socken ab, versuchten unsere Zeitungen zu verkaufen, wollten den Menschen, die gerade «den Faschismus besiegt» hatten, ein bisschen Marxismus beibringen... Aber sie wünschten sich nur ihre Ruhe. Und als der Kalte Krieg anfang, waren unsere letzten «Freunde» aus dem bürgerlichen Lager schnell verschwunden ...

Kate Fleuron: Zunächst versuchten wir, das illegale «Frit Denmark» als legale Zeitung weiterzuführen. Erst kam es jede Woche, dann alle 14 Tage, jetzt einmal im Monat.¹

Wir hofften, dass wir alle Parteien, die am Widerstandskampf teilgenommen hatten, um unser Blatt versammeln könnten. Aber das stellte sich schon bald als Illusion heraus. Die meisten gingen in ihren Stall zurück, in dem sie vor dem Krieg gestanden hatten. Ich glaube, die Konservativen gingen zuerst... Sie nahmen ihre alten Positionen wieder ein ... That's all!

Momentaufnahmen 1945, UdSSR: Deutsche Kriegsgefangene auf dem Weg zur Arbeit. . .

Tonia Tselkow, damals noch ein Kind: ...Ihre Gesichter waren so traurig. Der ganze Krieg lag in ihren traurigen Blicken, als man sie die Strasse entlangtrieb. Eine graue, traurige Kolonne. Sie taten mir sehr leid. Meine Mutter sagt, ich habe ihnen zugelächelt; ich wollte ihnen immer etwas schenken.

Sie waren halb erfroren. Ich denke mit Schrecken daran, wie viele in unserem Land gestorben sind ... arme, verführte Menschen. Ich

weiss genug von ihren Grausamkeiten, aber wenn ich an ihre Augen ... an diese trostlose Kolonne denke, spüre ich das Blut dieser Deutschen in mir ...

E. Ilina: Ich sah eine lange Kolonne müder, unglücklicher Menschen langsam vorüberziehen, und ich spürte keinen Hass und kein Rachegefühl. Ich sah Menschengesichter, und sah auf ihnen Leid und Qual und Müdigkeit. Ich hatte nur Mitleid mit ihnen. Ich schwöre Ihnen – ich hatte kein anderes Gefühl.

Die Kolonne nahm die ganze Fahrbahn ein; auf den Bürgersteigen standen, schweigend, viele Menschen. Niemand hat gerufen: Mörder! Schlagt sie tot! Alle schwiegen ...

Kann schon sein, dass mancher gedacht hat: Eine Kolonne von Mördern__ Aber niemand hat ein Wort gesagt, niemand stand in Drohhaltung, niemand ballte die Faust.

Und schweigend zogen die Deutschen vorüber. Ihre Mäntel waren abgerissen, die Schuhe kaputt. Wir standen und schauten – man könnte fast sagen: in stiller Trauer ...

Anmerkung

1 Inzwischen wurde die Zeitschrift eingestellt. Einige der letzten Schlagzeilen: Atomares Schlachtfeld Europa? ----- Militärisches Gleichgewicht? – Ein ehemaliger NATO-General packt aus ----- Dänemark auf dem Weg zum Polizeistaat? ----- Da wurde Geschichte geschrieben (über die Bonner Friedensdemonstration am 10. Oktober 1981)...

Widerstand unter dem Atomblitz?

Tilly Spiegel, Wien, über ihre Tätigkeit in der französischen Résistance: ... das Beste, das ich in meinem Leben getan hab'... Besseres kann man nicht tun! Immer nur ans Geldverdienen denken und darüber alt und fett werden – das war nie mein Fall.

Das grosse Glück meines Lebens war, dabei gewesen zu sein ...

Ähnliche Worte findet Franz Marek, ihr Mann, in seinen «Erinnerungen»: «. . . jenes Glücksgefühl, das mich schon in Österreich erfasst hatte: jeder Tag schien mir ein gewonnener Tag . . . Auch wenn es heute aus ist, ist mein Pensum bereits zufriedenstellend, meine Arbeit bereits sinnvoll gewesen. Heute scheint es mir gewiss (. . .), dass die Jahre der Illegalität die glücklichste Zeit meines Lebens waren (. . .) Ich hatte jenes Glücksgefühl (. . .), eine wunderbare nützliche Arbeit zu leisten, zur Befreiung der Menschheit beizutragen, eine Sprosse der Riesenleiter zu sein, um die Sterne zu küssen . . .»

Worte wie aus ferner Vergangenheit. Ich höre die Melancholie altmodischer Ritterromane. Da traten ja noch *Menschen* auf, handelnde Personen! Hie und da – im Einzelnen kaum wahrzunehmen – gaben sie der Weltgeschichte einen etwas anderen Verlauf. . .

In meinem Zettelkasten, willkürlich hervorgeholt, finde ich diese Notizen:

«Eine kürzlich veröffentlichte Studie der Vereinten Nationen beziffert die von den Atomwaffenmächten angehäuften Nuklearsprengsätze auf mehr als 40'000. Ihre Zerstörungskraft entspricht einer Million Hiroshimabomben . . . Nach anderen Quellen übersteigt die Zahl der vorhandenen Atomsprengeköpfe 50'000» . . .

«Die Rüstungsindustrie verschlingt jährlich 500 Milliarden Dollar» . . .

«Zwischen 50 und 100 Millionen Menschen sind direkt oder indirekt mit militärischen Aufgaben beschäftigt» . . .

«Weltweit gibt es mehr Soldaten in Uniform als Lehrer» . . .

«Der Waffenhandel weist die grösste Wachstumsrate in der Weltwirtschaft auf» . . .

«Auf der Erde existieren mehr Kilogramm Sprengstoff als Lebensmittel... 30 Millionen Menschen verhungern jährlich» . . .

«Nach einer geheimen Studie der US-Regierung könnten 35 bis 65 Prozent der US-Bevölkerung einen Atomkrieg überleben, mithin würden 80 bis 150 Millionen sterben» . . .

«Der revolutionär neue Gefechtskopf der Pershing 2 mit seinem Radarauge und seinem computergesteuerten Endanflug-System trifft auf 30 Meter genau . . . stürzt sich aus 240 Kilometern Höhe mit 20'000 km/h unaufhaltsam auf sein Ziel... ist in 5 bis 7 Minuten in Kiew und Minsk . . .»

«Der Einsatz von 20 Prozent der taktischen Atomwaffen in Europa würde zur völligen Vernichtung der Bundesrepublik führen» ...

Das «grosse Glück» der Tilly Spiegel, Kate Fleuron, Laura Micol, Frida Malan, Zette Gommès — ist es endgültig Vergangenheit? Welche Entfaltungsmöglichkeit hätte der edle Widerstandskämpfer, der alle menschlichen Kräfte und Tugenden mobilisiert – Intelligenz, Brüderlichkeit, Charakterstärke, Tapferkeit, gerechten Zorn, Empörung, Kameradschaft – unter dem Atomblitz?

Alle Werte, alle Laster, Tapferkeit und Feigheit zusammengesmolzen, unkenntlich . . .

Noch haben all die Tugenden einen Wert.

Marcelle Kraemer-Bach: Heute können wir Frauen endlich ein Wort mitreden ... Was Kriege angeht, hatten wir nie was zu sagen. Wir durften die Verwundeten pflegen und trösten, in den Fabriken Granaten drehen (sonst hätten wir für uns und unsere Kinder nichts zu essen gehabt), weinen, trösten, arbeiten, trösten...

Heute, so hoffe ich, sind wir energisch genug und lassen uns für einen neuen Krieg nicht einspannen ...

Irina Michailowna Kharina: Nach dem Krieg – wir kamen ja gerade aus den Lagern – war unser Verhältnis zu Deutschland sehr schwierig...

Ich muss zugeben, dass ich die deutsche Sprache jahrelang nicht hören konnte. Ich weiss noch, wie ich einmal fluchtartig die Moskauer U-Bahn verliess, weil ich mitten in eine deutsche Touristengruppe geraten war.

Besuche in der Bundesrepublik und in der DDR haben mich belehrt, dass vielen Deutschen die Kriegsgefahr bewusst ist und dass sie aktiv für den Frieden eintreten.

Andererseits: Ich habe auch westdeutsche Neofaschisten erlebt, Leute, die nichts dazugelernt haben. Ich war sehr schockiert, das können Sie mir glauben.

Deprimierend war auch der Besuch einer kleinen ländlichen Schule bei Frankfurt am Main. Über den Zweiten Weltkrieg, die Konzentrationslager wussten die Schüler so gut wie nichts. Wie ist das möglich ...?

Marija Maximenko: Auf die Kinder, auf die Jugend kommt es an. Sie sollen begreifen, dass Krieg das Allerschlimmste ist. Im Zweiten Weltkrieg haben wir 20 Millionen Menschen verloren. Viele waren darunter, die den technischen Fortschritt vorantreiben, Kunst und Wissenschaft weiterentwickeln sollten ...

Krieg bedeutet: Die Zukunft zerstören.

Bronislawa Iwanovna: Ich möchte an die Jugend der Bundesrepublik appellieren, ihre Kräfte, ihre Talente, ihr Wissen für friedliche Zwecke einzusetzen.

Sie darf keinen Krieg mehr zulassen!

Das sowjetische Volk will keinen Krieg.

Keine Familie in unserem Land ohne Kriegsoffer ... Keine sowjetische Mutter, deren Herz nicht zittern würde beim Gedanken an einen dritten, letzten Weltkrieg.

Glaubt nicht, was die westliche Propaganda Euch unablässig einhämmert: dass «die Russen kommen». Unsere Väter, Ehemänner, Söhne haben in Euerem Land nichts verloren. Wir leben unser Leben hier, wir haben Probleme genug.

Seid realistisch! Wenn uns ein Krieg aufgezwungen würde, wäre das auch Euer Unglück!

Alle Frauen in der Sowjetunion – nein, alle Frauen auf der Welt wollen nichts als den Frieden ...!

Kate Fleuron ... Wenn wir noch einmal besetzt würden, auf ähnliche Weise – ich wäre wieder bei den Guérilleros! Aber was die heutige politische Entwicklung angeht, bin ich Pazifistin.

Alles – nur kein Atomkrieg!

Lieber bin ich eine lebende Kommunistin, als auf diese Art zu sterben!

Und es geht ja nicht mehr so um mich in meinem Alter – ich denke an meine Familie, an die Menschen in der ganzen Welt. Wir sollten alles tun, um diese Katastrophe zu verhindern. Wir hätten gar keine Zeit mehr zu wählen, ob wir lieber Pazifisten wären oder Widerstandskämpfer. —

Ich arbeite natürlich für eine atomwaffenfreie Zone im Norden und in möglichst grossen Teilen von Europa. Es gibt wirklich keinen Grund, warum die armen dänischen oder deutschen Mütter oder Mütter irgendwo in der Welt ihre Söhne in einen Krieg schicken sollten, den sie gar nicht wollen.

Das hat nichts mehr mit Tapferkeit zu tun ... oder Patriotismus. Es ist eine neue schreckliche Gefahr – kein Vergleich mit dem Zweiten Weltkrieg ...!

Während ich dies vom Tonband abschreibe: Blick in den Garten, in sommerlich-lüppiges Grün. Heidrun jätet Unkraut und kürzt den Rasen mit der Sichel. Jan hilft ihr mit dem – viel zu langen – Grasrechen; er springt, tappst zwischen den Beeten umher; nimmt alles sehr ernst; staucht die Grasabfälle im Drahtkorb zusammen, mit angestrengtem Gesicht; stampft mit den Füßen hinein und heraus und hinein; hüpf zwischen den Pflaumenbäumen, Margeriten, Salatblättern, im Schnittlauch wie ein kleiner bunter Vogel . . .

Über dem Haus zieht der amerikanische Kampfhubschrauber, der auf dem nahegelegenen amerikanischen Militärflugplatz, nur 30 Kilometer von der DDR-Grenze entfernt, Landeoperationen übt, eine scharfe Schleife.

Die Fensterscheiben klirren.

Jan – er würde 1994 «wehrfähig» – schaut gar nicht mehr vom Spielen auf. Auch die Vögel bleiben auf den Bäumen sitzen. Alltag, Bundesrepublik, 1983 . . .

Ich war Kind in der «Nachkriegszeit». Ich höre noch die Warnungen: Spiel' nie im hohen Gras, im Unterholz!

Immer wieder zerrissen Blindgänger spielende Kinder.

Und noch heute, nach fast 40 Jahren, spüre ich beim Gang durch unübersichtliches Gelände jene Kinderangst. . .

Martin Klaus

Mädchen im Dritten Reich



Der
Bund
Deutscher
Mädel
(BDM)

Kleine
Bibliothek

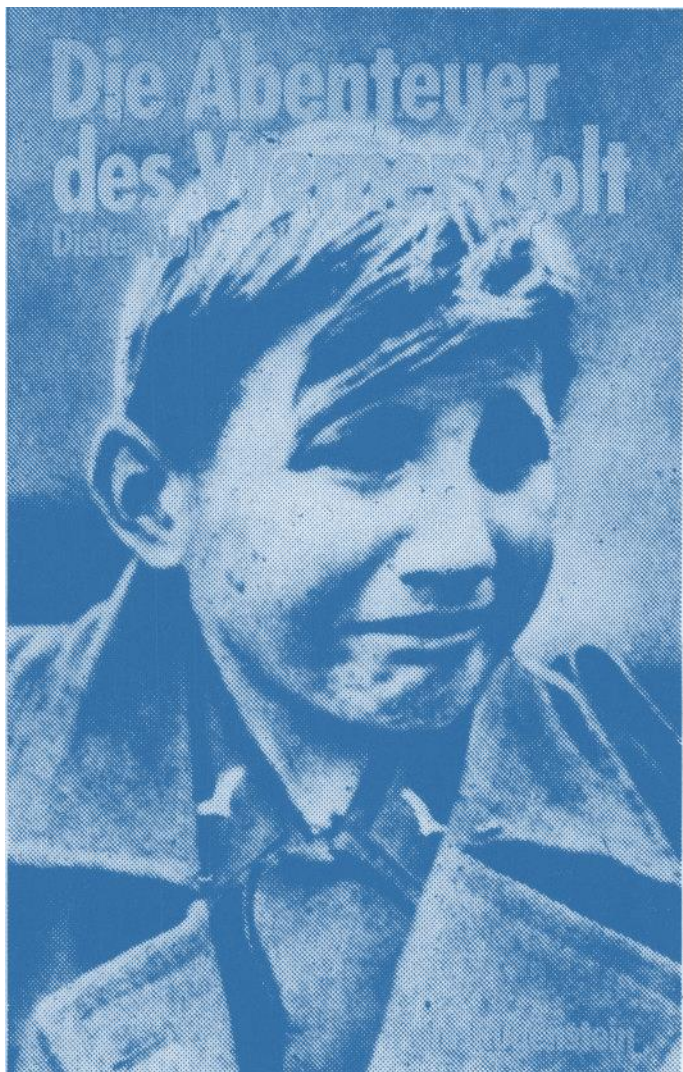
Pahl-
Rugenstein

Martin Klaus

Mädchen im Dritten Reich

Der Bund Deutscher Mädel (BDM). Kleine Bibliothek Band 289, 219 S.

Der Autor hat umfangreiche Befragungen ehemaliger BDM-Mitglieder durchgeführt und autobiographische Materialien ausgewertet. Das Buch zeigt, wie und warum der Nationalsozialismus «Macht über die Herzen» (Goebbels) zahlloser junger Frauen gewinnen konnte. Ein wichtiger Beitrag zur Diskussion über die Massenbasis des Faschismus.

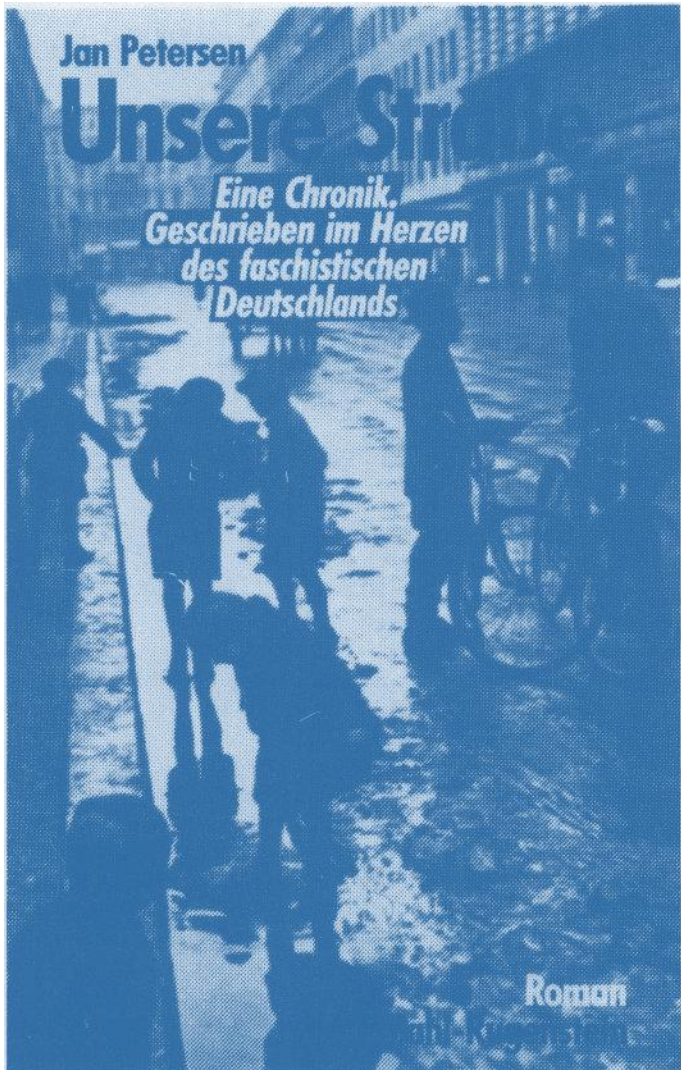


Dieter Noll

Die Abenteuer des Werner Holt

Roman einer Jugend. Kleine Bibliothek Band 265,550 Seiten.

Der sechzehnjährige Werner Holt hungert nach Abenteuern, nach männlicher Bewährung. Dem Elternhaus und der Schulbank entwachsen, führt er mit seinen Freunden ein Räuber-dasein in den Bergen voll Illusionen und falscher Romantik, erlebt seine erste Liebe. Dann ist es soweit, er zieht in den Krieg, freiwillig: Heldentaten, Frauen, Waffenglanz... Werner Holt kann sich nicht vorstellen, wieviel endlose Nächte der Erschöpfung und der Angst, wieviel qualvolle Stunden erniedrigenden Drills, welche Brutalität auf ihn warten. Erst wenn er dem Inferno der letzten Rückzugsschlachten entronnen ist, wird ihm bewusst werden, dass er auf der falschen Seite gekämpft hat.



Jan Petersen

Unsere Strasse

Eine Chronik

Geschrieben im Herzen des faschistischen Deutschlands 1933/34. Roman

Kleine Bibliothek Band 275, 350 Seiten.

Jan Petersens Buch erschien erstmals 1936 in Prag. Es ist wohl das einzige Antinazibuch, das in Hitlerdeutschland selbst geschrieben und noch während des Dritten Reiches im Ausland veröffentlicht wurde. Die Handlung beginnt wenige Tage vor dem Machtantritt der Nationalsozialisten und endet Mitte des Jahres 1934. In Romanform schildert das Buch die Ereignisse in einer Berliner Arbeiterstrasse. Diese Strasse und die Schicksale ihrer Bewohner sind ein Beispiel für das, was sich in allen deutschen Städten vor und nach dem 30. Januar 1933 abspielte.